



00

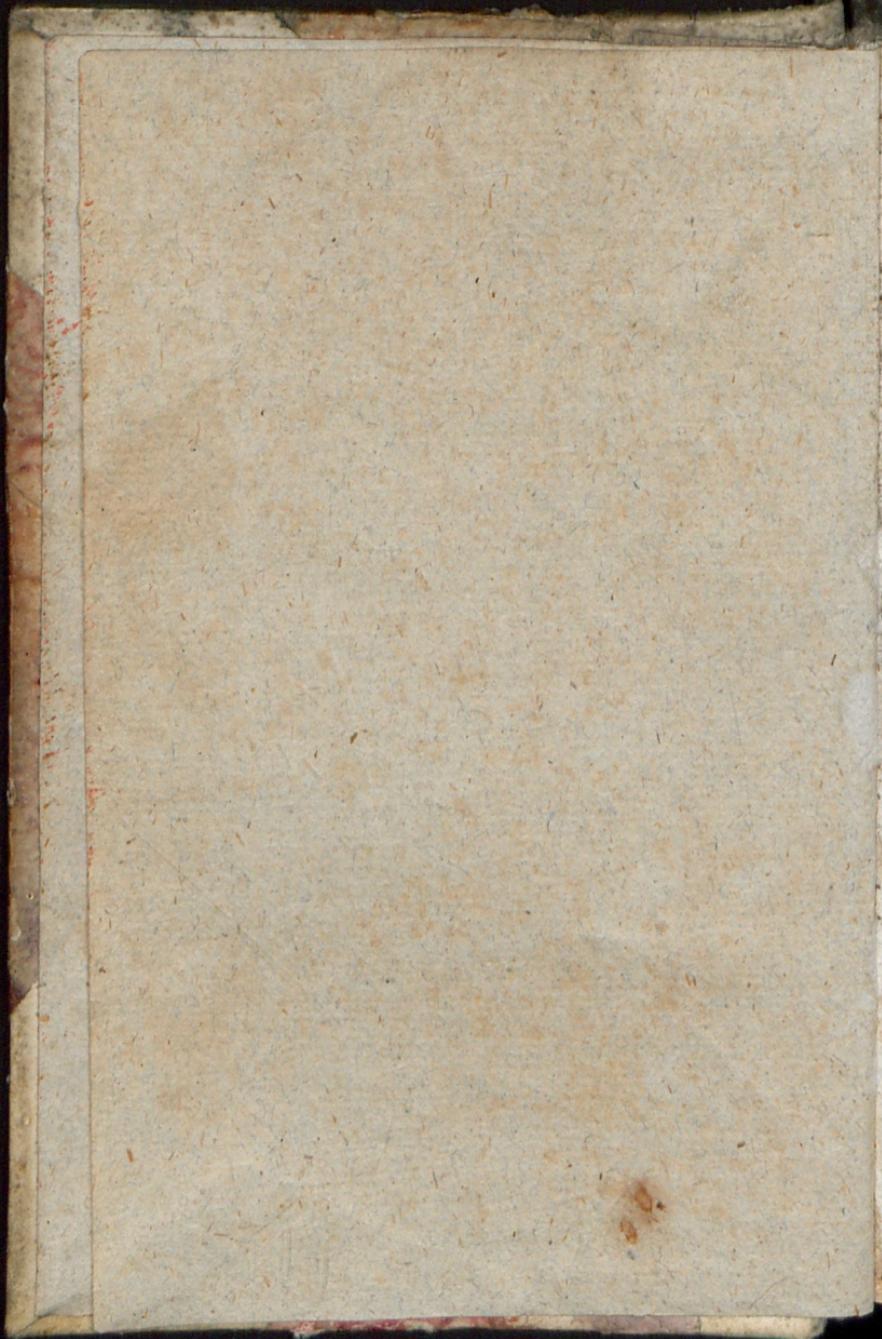
20

Antiquarische

Handlung

Leipzig





Des  
Herrn Baptista Labat,  
Dominicanerordens

# Reisen

nach Spanien und Welschland.

Dritter Theil,

aus dem Französischen übersezt

von

Carl Friederich Tröltzsch.



---

Frankfurt und Leipzig,  
bey Adam Jonathan Felbeckers seel. Erben

1759.



Q52, 233



Des  
Pater Labats,  
Dominicanerordens,  
Reise  
nach Spanien und Welschland  
aus dem Französischen übersezt.

Dritter Theil.

Welcher die zweite Reise des Autors nach  
Welschland, und die Anmerkungen enthält, die  
er auf derselben gemacht hat.

Erstes Capitel.

Der Verfasser reist von Rochelle ab, und kommt  
zu Marseille an.

**S**ich war mehr als ein Jahr zu Rochelle auf  
Befehl des Generals unseres Ordens, als  
ich genöthiget wurde, nach Paris zu gehen,  
und von da Geschäfte wegen nach Rom zu reisen,  
III. Theil. A die

die nur Personen angehen, die die Liebe mich verblendet zu schonen.

Ich reiste von Rochelle des Sonntags den 21. April im Jahr 1706. mit dem Bothen ab. Unserer waren nur fünf Personen: der Herr Charon, Einwohner von Mont-Royal in Canada, Aufseher und Vater des daselbst aufgerichteten Spitals. Der Herr von Manteville, ein Crealle von Canada, Hauptmann einer von der Marine detaschirten Compagnie, die damals in einer Festung an dem Fluß Missisipi in Garnison lag. Dieser Officer hatte bey gewissen Wilden gewohnt, und mit denselben Kriege geführt, die sich eine Schlangengestalt um den Körper mahlen lassen: dieses dienet der ganzen Nation zum Wappen und Unterscheidungszeichen.

Der Herr von Manteville hatte in den Gelegenheiten, wo er sich bei ihnen befunden hatte, so viel Herzhaftigkeit und Aufführung sehen lassen, daß diese Wilden ihn für würdig hielten, unter ihre Nation aufgenommen zu werden, und erklärten, er wäre ein Mensch wie sie; das heißt nach ihrer Art alles, was man von einem Menschen großes und vortheilhaftes sagen kan; sie erlaubten dem zu folgen, daß er die Waffen der Nation trüge, und daß er, nachdem man ihm ihre Merckmahle würde eingezeichnet haben, alle Vortheile genöse, die die Eingebornen

gebohrnen des Landes genießen. Er begab sich also unter die Hände der zu diesem Werke bestimmten Weibspersonen, die ihn, nachdem sie ihn ganz ausgezogen hatten, auf ein Bret legten, die Schlange Gestalt auf seinem Körper mit einer Kohle abzeichneten, die sich von den Füßen bis an den Hals herum zog, und hernach die Haut mit Nadeln ritzten, nach den Zügen der Zeichnung, zwar nur ganz leicht, doch so, daß das Blut aus allen Ritzen heraus gieng: Hierauf rieben sie alle Oefnungen mit geriebener und durchgeseibten Kohle, die in alle Löcher gehet, und ausfüllt, und dadurch sich auf eine Art anhängt, die niemals ausgelöscht wird, es sei denn, daß man die Gedult habe, sich die Haut abzuziehen zu lassen, nachdem man so viel Gedult gehabt hat, Millionen Ritze zu leiden. Der Herr von Manteville lies uns einen Theil seines Körpers sehen, der schwarz auf einem weissen Grund ziemlich richtig, und sogar mit Geschmack gemahlet war. Er versicherte, und er wäre einen ganzen Tag gelegen, ohne das geringste Zeichen der Empfindung von sich zu geben: denn dieses gehöret zum Wesen der Herzhaftigkeit: aber er hätte das Stecher davon bekommen, und sein ganzer Leib wäre gewaltig aufgeschwollen. In fünf bis sechs Tagen war alles geheilet, und mit einer bloßen Binde um den Leib, und mit einem mit Federn geschmückten

Kopfe, gab er alsdenn seinen neuen Brüdern eine grose Gasterei, tanzte und sang sein Kriegslied, wurde von dem Oberhaupte an Kindesstatt angenommen, und bekam einen prächtigen Nahmen. Viele Leute haben diesen gemahlten Officier zu Paris gesehen, und seine Gedult bewundert. Es war auch in unserer Gesellschaft ein Garde Marine, mit dem ich eine Reise gethan hatte, und ein Capitain von der Compagnie, der aus dem grosen Indien, das ist: Ostindien zurück kam. Man kan leicht urtheilen, daß das Gespräch fünf Reisender nie ausgleng, und daß es sehr angenehm war. Ich vernahm unter andern von dem Herrn Charon und von Manteville, daß der Baron de la Hontan, der uns eine so weitläufige Beschreibung von Missipi und von dem langen Fluß gegeben hat, ein Lügner wäre, der niemals aus Montroyal gekommen war, und der nur das geschriebene hätte, was er von den Walbläusern hätte erzählen hören, die in diese Länder gekommen wären. Man nennet Walbläuser dlejenigen, die mit dem Wilden in ihren Wohnungen handeln. In die Ferne ist gut lügen. Vielleicht wird man auch dieses von mir sagen: Ich werde deswegen mit niemand Zank anfangen, und wenn ich nur die Wahrheit auf meiner Seite habe, so werde ich mich wenig um die gemeinen Gerüchte bekümmern.

Wie

Wir kamen den 23. Montags gegen zehnen Uhr des Morgens zu Poitiers an. Wir mußten einen andern Bothen, und zwar den von Angouleme und seine Pferde nehmen.

Es ist dieses etwas sehr unbequemes darum, bei Veränderung des Bothen ändert man die Pferde, und bekommt ordentlicher Weise schlimmere dafür. Dieses begegnete mir ebenfals, und was ich auch machte, so hatte ich eine üble Reuterei bis Orleans, wo ich den Bothen verlies, weil ich in dieser Stadt Geschäfte hatte. Von da gieng ich durch eine andere Art von Bothen nach Montargis; das war ein sehr plumper Karrn, der fast 9. bis 10mal umgefallen wäre. Ich wurde in dem Frauenkloster unsers Ordens unvergleichlich wohl empfangen, wo ich den Beichtvatter dieser guten Frauensleute nicht wenig beistehen mußte, sie zu trösten und von der Furcht zu heilen, die sie hatten, es mögte ihre Empor Kirche einfallen und einen Theil ihres Gebäudes mit einwerfen und sie verschütten. Diß machte, daß sie nicht mehr in den Chor gehen wolten. So bald sie erfuhren, daß ich mich mit dem Bauwesen abgab, mußte ich mit ihrem Baumeister und den Werkleuten in das Kloster gehen. Ich untersuchte die Säulen die diese Emporkirche trugen, und alle Haupt- und Zwerchbalken. Ich lies das Postement untersuchen, auf welchem die Säulen ruheten, und ich fand alles gut,

ganz und sehr vest. Ich sahe bald, daß Ihrem Bau-  
meister die Hände iuckten, der, weil er anderwärts  
keine Arbeit hatte, bei Ihnen welche finden, und sie  
völlig verderben wollte, welches in der Verfassung  
wie Ihre Sachen stunden, sehr leicht würde gewesen  
seyn. Ich beruhigte sie und machte Ihnen die böse  
Absicht dieses Mannes sichtbar, dem sie zu viel ge-  
trauet hatten. Sie sind glücklich, wenn er nicht das  
Geheimnis findet, eben die Beunruhigungen in Ihnen  
wieder zu erwecken, die er Ihnen verursacht hatte,  
und wann er sie nicht endlich verbindet, alle Ihr  
Brod zu Stein zu machen. Ihrem Director  
kommt es zu, es zu verhindern wenn er kann,  
denn wenn die Köpfe der Frauenspersonen einmal  
nicht richtig, so werden sie nie, weder gut noch  
leicht geheilet.

Ich reiste den 7. Mai gegen fünf Uhr des  
Morgens von Montargis in der Kutsche ab, die mich  
an der Pforte des Klosters abholte. Wir blieben  
zu Fontainebleau über Nacht, und des folgenden Tages  
gegen den Abend kamen wir in Paris an.

Da meine Geschäfte erforderten, mich schleun-  
ig nach Rom zu begeben, so bestellte ich mir einen  
Plaz auf der Ordinaire von Non, der mir 93. Li-  
vres 14. Sous, wegen der theuren Lebens-Mittel  
fo

Kostete, ohne das Gewicht meiner Geräthschaft mit zu rechnen, in Ansehung welcher man nicht mehr als funfzehn Pfund frei gehen läßt.

Von Paris reifete ich, Montags den 13ten Mal gegen fünf Uhr des Morgens ab. Unser waren fünfe in der Kutsche. Ein junger sehr kluger Hauptmann, der zu seinem Reglimente in der Dauphine gieng; ein Kaufmann von Lion mit seiner Schwester, und ich, wir hatten die zwei Hauptsitze, und ein Weinhändler der im Schlag sas, der uns zu Macon verlies.

Ich hatte in der Kutsche von Montargis vernommen, was man durch die Affen, Kutschermäßig zu reden, verstehet. Nämlich, es sind Leute, die mit dem Kutscher hinter ihren Herren eins werden, um sich der leeren Plätze zu bedienen, aber wie die Herrn Schafner und Aufseher haben, um die Aufführung ihrer Kutscher zu untersuchen, so haben die Sorge zu halten, und ein Zeichen zu geben, wodurch derjenige alsobald Gelegenheit zu einer Nothdurft nimmt, der den Platz verstoßlner Weise hat, und der nicht eher wieder einsteigt, als wenn man vor dem Ort vorbey ist, wo der Aufseher den Betrug entdecken könnte. Dieses giebt diesen Leuten beständig zu thun, und macht, daß sie sehr oft aus dem Wagen heraus und wieder hineinsteigen müssen. Eine Beschäftigung die sich für die Affen vollkommen wohl schicket, die

nicht ruhig bleiben können. Daher ist der Mahrme der Affen gekommen, den man diesen Blinden gibe. Ich glaube, unser Weinhändler war ein kleiner Affe.

Wir kamen Donnerstags den 16ten gegen elf Uhr zu Chalons an der Saone an. Wir verliesen daselbst die Kutsche, nachdem wir zu Mittags gespeist, und den Kutscher und Postillon befreudiget hatten; und nahmen das Postschiff. Darin sind zwei Zimmer. Das schönste ist für diejenigen bestimmt, die mit der Ordinaire kommen, und von Rechts wegen sollen sie allein darinnen sein, aber durch einen Mißbrauch, wovon der Schafner, der das Schiff begleitet, einige Vortheile zieht, steckt sich immer einer ein, der nicht in der Pariser Kutsche gekommen ist, und dieser oder diese sind ordentlicher Weise Spitzbuben, die der Schafner und die Schiffsknechte kennen, und die keine andere Beschäftigung haben, als von Lion nach Chalons, und von Chalons nach Hon zu reisen, um unter Wegs diejenigen, die in ihrer Gesellschaft sind, Vorsichtigkeit zu lehren.

Unsere Gesellschaft wurde noch mit vier Personen vermehrt, mit einem Abt, der mir geschickter vorkam, mit den Charten als mit einem Brevler umzugehen, und mit drei Stücken von Officieren, die was vorstellen wolten, und St. Michel, Bellecourt

court und Boneval hieszen: Den ersten nannte man Abbe de la Croissette. Diß waren vier Hauptspizbuben, die sich in Lion aufhielten, die der Kaufmann und seine Schwester, die es mir heimlich sagte, dafür erkannte.

Raum waren wir in dem Schiffe, als das ruhige Fuhrwerk uns schläfrig machte. Wir brauchten es, weil wir fast keine Ruhe gehabt hatten, seit dem wir von Paris weg waren: Aber da diese neuangekommenen Herren ihre Rechnung nicht dabei fanden, so thaten sie alles was sie konnten, um uns daran zu verhindern, und uns ins Spiel zu ziehen. Fürnemlich hatte der Abt große Lust meine Börse zu sehen; er gebrauchte viele Worte mir zu beweisen, das Spielen wäre den Geistlichen und den Ordensleuten nicht verboten, wenn man nur dabei die Geseze der Mäßigung beobachtete, die ihrem Stande zukommt. Er verlor seine Zeit und seine Mühe. Ich bin niemals ein Spieler gewesen, und ich lies es wol bleiben, solche Lehrer zu nehmen, mich das zu lehren, was ich vest entschlossen war, niemals zu treiben.

Doch machten sie ihre Sache so gut, daß sie unsern Capitain vermochten, mit ihnen Landstnecht zu spielen. Zum Unglück für sie, war ich neben ihm, und da ich einen Geisß wahr nahm, den einer dieser Spizbuben machte, sties ich den Officier

mit dem Fus. Er begreiff alsobald, was ich ihm sagen wolte, und verlies das Spiel unter dem Vorwand eines Kopfwehes, der ihm ankäme. Dieses unterbrach die Parthie, und verursachte, daß ich über die Quere angesehen wurde, als hätte ich zu zu dem Kopfwehē etwas belgetragen.

Wir blieben zu Macon über Nacht, und des folgenden Freitags, als den 17. Mai kamen wir, nachdem wir auf den halben Wege eine kleine Mahlzeit gehalten hatten, zu Lion gegen zwei Uhr Nachmittags an.

Das Elend war in allen Orten äußerst groß, wodurch ich von Rochelle her gegangen war. Von der übermäßigen Kälte im Monate Jenner waren die meisten tragenden Bäume erfrohren, die Weinberge und überhaupt alle, die in der Erde waren. Die Armen bedeckten die Wege, und asen gewisse Kräuter, als Wesselwurz, welche machte, daß ihnen der Mund auf eine erschreckliche und sehr schmerzhaftē Art aufgeschwollen. Wir legten alle Tage zusammen, um Brod zu kaufen, das wir den Armen gaben, die die Kutsche umringten, und uns mit Gefahr folgten, nieder gefahren zu werden: und der Hunger drückte sie dergestalt, daß sie das Brod, das man ihnen gab, ohne es zu kauen, verschluckten. Es war zu Paris sehr theuer gewesen, und da ich durch reisete, fing es an wolfeiler zu werden, und

und das schönste Brod zu Gonesse galt Samstags den 12. Mai das Pfund nicht mehr als fünf Sous.

Wir waren über die Theurung und über die Beschaffenheit desienigen erstaunt, das man zu Lion as. Es war schwarz und schwehr, ich glaube, man hatte davon nur die grobe Kleie weggenommen, die Grize und andere Kleie aber ganz darinnen gelassen, und doch hatte man nicht so viel als man brauchte. Man gab nur iedweden Tag der Person ein Pfund, und diß für drei Sous. Man machte ein ziemlich mittelmäßiges Quantum, das um etwas weniger schwarz, und weniger ungesund war, davon man das Pfund um acht Sous verkaufte.

Nachdem ich mein Geräthschaft in das Kloster unsers Ordens hatte bringen lassen, so gieng ich mit dem Pater Prior zu dem Herrn Prevot der Kaufleute, um einen Paß zu bekommen, damit ich meine Reise fortsetzen könnte: ohne dieses würde ich an vielen Orten aufgehalten worden sein, wo Wachen waren, die dieienigen untersuchten oder untersuchen sollten, die auf der Rhohne herab fuhren. Der Pater Prior mußte für mich gut sagen, und seinen Nahmen aufschreiben.

ben. Hierauf fertigte dessen Sekretair den Paß aus, mahlte mich ab, damit man sich hierinn nicht irrte, und bemerkte, daß ich von guter Leibesgestalt wäre; ich erkannte hieraus, daß dieser Mensch Verstand hatte und ein guter Kenner wäre. Dieses Stück habe ich iederzeit aufbehalten, um diejenigen Lügen zu straffen, die sagen, ich wäre kleiner Statur. Doch wurde ich nicht eher abgefertigt als des folgenden Tags, und gleich nach der Mittagmahzeit setzte ich mich in das Avignonische Schiff. Unsere Ordens-Brüder, die die Höflichkeit hatten mich dahin zu begleiten, verschafften mir die Gesellschaft des Mairs von Valenze, des Herrn von Seguiran einem Edelmann von Aix, der eine Obristleutenantsstelle von der Infanterie aufgegeben hatte, weil er nicht befördert worden war, und der sich mit einem Ludwigs-Ordens-Creuz und 600. Livres Pension auf seine Güter begab. Dazu kam ein junger Ingenier von Carpentras, Nahmens Herr Dallemant, der in Kouffillon dienen sollte, und der Commandant eines Bataillons, welches zu Biviers in Garnison lag, wo wir ihn ließen. Wir speisten miteinander, und wir fanden uns verbunden

bunden für zwei sehr hungrige Lauskinder (\*) zu zahlen, die ohne dazu gebetten zu werden, und welches schlimmer ist, ohne Geld, uns mit ihrer Gesellschaft beehrten.

Der Wind war uns fast immer zuwider, so daß wir zu Avignon erst Montags zu Abends als den 21. Mai den dritten Pfingsttag ankamen. Ich logirte mit dem Herrn von Seguiran in St. Omer, und denselben Abend bestellten wir ein Kalesche nach Niz. Wir reisten den folgenden Tag sehr früh ab.

Auf unsern ganzen Wege sahen wir nichts als Trauriges: Die Olivenbäume waren erstorben, oder schienen es zu sein, die Nußbäume waren es in der That. Die Weinstöcke hatten viel gelitten, aber es erschienen wenig Arme, und wir sahen sehr schönes Getreide, eine Sache die ich seit Rochelle nicht gesehen hatte. Man war fast überall gezwungen gewesen, Gersten und an einigen Orten Dinkel zu säen.

Wir kamen nach Niz Freitags den 23. Mai Vormittags gegen neun Uhr. Nachdem ich den Herrn von Seguiran nach Haus begleitet hatte,

(\*) Pique puces, eine Art Bettelmönche, Franziskanerordens in Paris.

te, fuhr ich in dem Kalesche nach dem Kloster unsers Ordens, und bestellte mir auf der Stelle einen Platz in einem andern Kalesche, das mich noch den nemlichen Tage nach Marseille bringen sollte. Noch vor Tisch besahe ich die Kennbahn, den Pallast, wo sich das Parlament versammlet und hatte noch Zeit unser Kloster nebst seiner Kirche zu besehen, eines wie das andere war noch nicht ausgebauet, noch ohne Fehler. Ich traf einige Ordensbrüder an, die ich kannte, mit denen ich mich unterhielte, bis man mir ankündigte, daß das Kalesch vor dem Klosterthor auf mich wartete. Es war ohngefähr 1. Uhr Nachmittags, als ich mich nebst einem sehr großen Mann in diese sehr kleine Büchse einschlos. Diese Unbequemlichkeit sammt einem Gespräch, wovon ich nichts verstunde, weil es provenzalisch war, gab mir Zeit zu beten, und einen guten Theil des Wegs zu schlaffen.

Es war sieben Uhr des Abends, als ich zu Marseille und in unserm Kloster eintraf. Ich erkundigte mich sogleich, ob kein Fahrzeug nach Italien seegelfertig wäre, und erfuhr mit Freude, daß der Patron Cassé, Nove ein Genueser,

der

der eine sehr gute Barke commandirte, den andern Tag abreisete.

Ich verlorh des andern Tages keinen Augenblick, so bald es Tag war, mir auf dieser Barke einen Platz zu bestellen, einen Gesundheitspaß zu bekommen, und einen Theil meines Gelds gegen einen Wechselbrief umzusetzen.

Man gesellte mich zu zween Herren Abgeordneten der Graffschaft Avignon, um den Pabst um eine Getreidhülfe anzusehen. Diese Ereigniß machte mir ein unendliches Vergnügen. Dann ausser dem, daß dieses sehr ehrliche Leute waren, so hatten sie noch einen guten Bedienten, und ersuchten mich, denselben nach Gefallen, wie sie selbst zu gebrauchen, und ich war dessen sehr nöthiget; denn ich machte diese Reise mit weniger Equipage als die erstere. Ich hatte keinen Bedienten, und ohne Beihülfe der Madam D. S. W. würde ich sie aus Mangel des Geldes schwachlich haben unternehmen können. Aber diese Person hatte überflüßig dafür gesorget, und es mir niemals an etwas fehlen lassen.

Das Brod war zu Marseille rar und theuer. Es waren Commissarien in den Schrammen, wo man es austheilte, und wir hatten Freunde und

Ans

Anweisung nöthig, um davon einen hinlänglichen Vorrath zu unserer Reise zu bekommen; die andern Lebensmittel waren weder theurer noch sel- tener als sonst.

Wir schiften Freitags gegen sieben Uhr des Abends ein, aber da unser Patron erst am Bord gekommen, nachdem die Kette aufgezo- gen war, so mußten wir die Nacht an der Mündung des Hafens zubringen.

## Zweites Capitel.

Der Verfasser reist von Marseille ab.  
Seine Reise bis nach Rom.

Wir lichteten den Anker und segel- ten aus dem Hafen, so bald die Kette nieder gelassen war, Samstags den 25. Mai 1709. gegen drei Uhr des Morgens, und wir schiften dem Schloß If gegen über, wo wir bis Nachmittags blieben, um den Schreiber und einige Reisende zu erwarten, denen daran gelegen war, das Land ohne viel Geräusch zu verlassen. Endlich kamen sie, und augenblicklich liesen wir die Segel aufziehen. Dis waren zwei ehrbare Kaufleute, die erst ihr erstes Falliment gemacht hatten, und die glaubten, als

le

le Gerichtsbediente hinter sich drein zu haben. Ich habe niemals erschrockenere Leute gesehen; sie fragten ieden Augenblick, ob nicht ein Fahrzeug vom Lande her käme: wir beruhigten sie bestmöglichst, und sagten ihnen, sie würden mehr Herz haben, wenn sie das dritte oder vierte Falliment würden gemacht haben, denn wenn nicht das erste sehr ansehnlich ist, so ist es unmöglich, daß ein Kaufmann sich nach dem ersten Streiche wieder erholen könne. Diese zween Herren retirirten sich nach Ivorno, einer freien und großen Handelsstadt, und die einen guten Theil dessen was sie ist, den Banqueroutirern und dem Abfaum der See zu danken hat, die sich dahin begeben. Ich glaube die Furcht unserer Kaufleute gab unserer Barke Flügel, wie ein lateinischer Dichter es ehemals gesagt hat:

Timor addidit alas.

außerdem daß sie von sich selbst sehr gut beseeget war, denn wir schiften in kurzer Zeit Toulon vorbei, und befanden uns Sonntags bei anbrechendem Tage an der Seite von Freius. Gegen Mittag waren wir vor Monaco und alsdenn fiengen unsere Furchtsame an Muth zu bekommen.

Diese zwei Leute mit andern Juden und einem Kaufmann aus Livorno, verlangten ein Zimmer auf den Verdeck zu haben, weil sie mit dem Patron speiseten. Meine Gefährten und ich hielten nicht für dienlich, ihnen den völligen Besitz davon zu lassen. Wir redeten scharf mit dem Patron und droheten ihm, ihn auf der ersten Reise gefänglich einziehen zu lassen, die er nach Marseille thun würde, als einen Mitschuldigen des Falliments: Er fürchtete sich, und überlies uns einen Theil des Zimmers, wo wir uns mit dem Pater de Pilles einem Franziskaner, dem Pater Lande und seinem Gefährten, beeden Trinitarier Barfüßern einrichteten, mit denen wir bis Rom Gesellschaft machten.

Es waren noch mehr als 25 bis 30. Reisende aller Arten in der Barke, die sich auf dem vordern und hintern Verdeck und auf der Brücke den Tag über ausbreiteten, bei Nachtszeit aber gezwungen waren, unter dem hintern Verdeck auf und übereinander zu liegen.

Was alle Menschen tröstete, war, daß wir unvergleichlich seegelten. Es schien, der Wind und das Meer wären den Banqueroutirern zu Befehle, und wir fiengen schon an zu befürchten uns mit

mit zu viel versehen zu haben, als wir Sonntags den 26. gegen Abend drei Seeegel bemerkten, die dem Urtheil unsers Patrons nach von englischen Fahrzeugen wären, deren Begegnung mit viel verdrüßlichen Untersuchungen begleitet worden wäre: denn sie hätten entdecken können, daß unsere Barke auf Rechnung des französischen Consuls zu Livorno, wiewohl unter dem Nahmen eines italiänischen Kaufmanns beladen, und sie folglich eine gute Prise wäre; und es wäre überdem noch geschehen, daß, um nicht die Mühe zu haben auszuladen, und in Italien für eine gute Prise erklären zu lassen, sie sie, und auch uns mit sich genommen hätten. Deswegen lies sich unser Patron nicht viel bitten einen andern Weg zu nehmen: er trieb alsobald landwärts, setzte alle seine übrigen Seeegel bei, und der Wind war seinem Unternehmen so günstig, daß wir zu Portofino ein wenig vor Mitternacht ankamen.

Montags den 27. hatten wir die Freiheit ans Land zu steigen. Es waren in diesem Hafen zwei genuessische Galeeren, die verschiedene Barken ihrer Nation begleiteten, die mit Korn nach Genua beladen waren. Der Wind, der uns so geschwind dahin gebracht hatte, hielt sie darinnen

zurück und die drei Schiffe, die herumkreuzten verhinderten, daß sie sich nicht unter Seegel setzten, aus Furcht sie mögten mißhandelt werden, und man mögte ihnen glaubend machen, sie wollten das Korn nach Marseille führen, womit ihre Barken beladen waren.

Wir trafen auf den Kai (\*) einen französischen Wachtmeister auf einer dieser Galeere an, der uns in den besten Gasthof des Landes führte, dieses war iedennoch nichts als ein bloßes Matrosen Wirthshaus, dessen hinkender, alter, unflätiger und über seine Frau, eine sehr junge Genueserin, die er erst vor wenig Tagen gehelrathet, biß zur Ausschweifung eifersüchtige Besitzer sich einbildete, alle dieienigen, welche bei ihm einkehrten, hätten schädliche Absichten. Wir verlangten ein oder zwei Zimmer, und als die Frau uns dahin begleiten wollte, sagte ihr der Eifersüchtige Grobheiten, dabei wir auch unsern Theil hatten. Er behauptete, wir hätten keiner Begleitung nöthig, die Zimmer in seinem Hause zu finden, ob wir gleich dasselbe niemals betreten hatten; er slug den nemlichen Zank mit einigen andern

(\*) Ist eine steinerne Mauer, an welcher die Schiffe anlanden, um aus oder eingeladen zu werden.

andern unsrer Reisenden an, die zu der nemlichen Zurückhaltung nicht verbunden waren, wie wir, und ihn fast auser sich gebracht hatten. Endlich wollte er sie zum Haus hinaus werfen, und lies sogar den Richter des Dorfs zum Beistand holen, allein nachdem derselbe die Gründe von beeden Theilen vernommen, verurtheilte er den Wirth, diejenigen, die bei ihm einkehrten, für ihr Geld höflich aufzunehmen und zu beherbergen, massen er zu dem Ende von der Republik die Freiheit Wirthschaft zu treiben verlanget und erhalten habe. Er ermahnte auch die Fremden, sich mit ihrem Wirth vernünftig zu vertragen, und, nachdem er sich seine Mühe hatte bezahlen lassen, gieng er wieder heim.

Der Handel war darum noch nicht geschlichtet. Der Wirth, welcher den Richter bezahlet hatte, wurde deswegen um so verdrüsslicher, und die, welche den Proceß und die Unkosten verursacht hatten, setzten sich in den Kopf ihn toll zu machen, und fingen es mit gutem Erfolg an. Wir asen geschwind ein Gericht gesottene Fische, so wir uns hatten zurichten lassen, und retirirten uns mit dem Entschluß, auf unserer Barke zu schlaffen, und uns unsere Lebensmittel allda zu bereiten

bereiten zu lassen, so waren auch die Zimmer und Betten in diesem Gasthof ganz außerordentlich unflätzig.

Porto Tina liegt von Genua 15. bis 16. Meilen Ostwärts; dieses ist ein elender Flecken oder Dorf, welches man aber doch mit dem Titel einer Stadt beehret hat. Ich glaube es sind ungefähr 60. oder 80. Häuser von Steinen daselbst, deren Thüren, Fenster, Treppen und Dächer von einer Art schwarzen Schiefersteins, den man in den Steinbrüchen des Landes von solcher Dicke und Größe gräbt als man will. Es sind einige Überbleibsel von schwachen Mauern zur Seite des Hafens, und ein Schloß auf einem steilen Felsen an einem Ende desselben.

Die Neugierde trieb uns an diese Fortresse zu besuchen; Ich gieng mit einem meiner Reisgefährten darauf zu; wir waren aber wohl noch hundert Schritte davon, als wir eine Stimme hörten, die uns zu halten befohl. Wir gehorchten, und einem Augenblick darauf erschienen zween bewafnete Männer, die uns fragten, was wir suchten. Wir antworteten ihnen, daß wir im spazierengehen den Weg zur Vestung gefunden hätten, und daß wir sie gerne sehen mögten,

wenn

wenn es möglich wäre. Es ist hier zu Lande nicht gewöhnlich, antwortete uns der Ansehnlichste unter ihnen, daß man sich den Bestungen der Republick also nähert; wir müßten ausdrücklichen Befehl haben um euch herein zu lassen. Den habt ihr nicht; seid so gut und geht zurück. Was war zu thun, wir waren nicht die stärksten und die Fortresse schien es mir nicht zu verdienen, daß wir das Vergnügen sie zu besetzen theurer erkauften. Wir giengen also zurück, und als wir nicht weit davon linker Hand einen Fusweg gefunden hatten, folgten wir ihm nach, und hielten von Zeit zu Zeit, um zu hören, ob nicht etwan noch Befehl zu halten, oder uns zu retiriren, nachkäme. Wir vernahmen nichts; wir giengen nach unserm Belieben längst den wie ein Amphitheater gezogenen Furchen, die alle diese unfruchtbaren Gebürge Stufenweis durchschneiden, und daraus ein Land von herrlicher Fruchtbarkeit mittelst einer unablässigen Arbeit und des Fleißes derer die es bauen, machen.

Wir sahen mit Vergnügen, daß die Olivenbäume, die man seit ziemlich langer Zeit, für abgestanden gehalten hatte, seit vierzehn Tagen anfangen Blätter zu bekommen; die Feigenbäu-

me, die man dem Boden gleich abgeschnitten hatte, trieben sehr schöne Sprossen; die Weinstöcke waren nicht erstorben. Mit einem Wort, diese felsichte Küste war ganz grünend. Unser Spaziergang war in der That etwas mühselig, aber wir hatten, die Unhöflichkeit der Leute von der Forresse bei Seite gesetzt, viel Vergnügen. Ich habe in meiner ersten Reise die Küsten von Genua beschrieben. Der Leser wird die Gürtigkeit haben daselbst nachzusehen.

Wir sahen in einem Bauerhause, in welches wir eintraten, Kastanienbrod. Die andere Seite dieser Gebürge, die die Seite von Genua gegen Süden ausmachen, schauen Nordwärts. Man giebt vor, die Erde sei daselbst besser und tiefer an vielen Orten. Ich habe sie durchwandert, und habe an einem andern Ort gesagt, daß sie von einer Menge Bäume bedeckt sei, als von Eichen, Kastanienbäumen und andern. Man säet an einigen Orten ein wenig Gersten, und sie bekommt noch so ziemlich, aber die Einwohner dieses traurigen Landes können sich nur auf das Korn, so sie aus der Lombardei holen, und auf ihre Kastanien Rechnung machen. Brod aus einem de la  
 Trappen

Trapen Kloster, würde, wenn es gleich sehr schwarz ist, für sie weis Brod sein. Ich glaube, sie kneten ihr Mehl so wie es aus der Mühle kommt. Ihre gewöhnliche Nahrung ist Kastanienbrod. Man bediente sich desselben auch auf der südlichen Küste, wegen des Mangels und der heurigen Theurung des Getreides.

Ich habe Brod genennt, was ich einen Zeich hätte nennen sollen, aber ich habe hierinn mehr der Gewohnheit des Landes, als der Wahrheit gefolget. Dann es ist dieses in der That nur ein Zeich, wenn man anders das Wort Brod nicht in einem sehr allgemeinen Verstand nehmen will. Das ist: für alle Arten der Nahrung. Dieser Zeich wird folgendermassen zubereitet. Man läßt geschälte Kastanien sieden, und rührt sie mit einem großen Kochlöffel stark um, um eine kleine braune stark anhängende Haut, abziehen, und eine Art Schälfe die mitten darinn ist. Diese leichtesten Materien kommen an die Oberfläche des Wassers, wovon man sie mit einem Schaumlöffel abnimmt, und wenn man glaubt alles weggenommen zu haben, was darinnen war, höret man auf zu rühren, und wenn der Obertheil des Wassers klar ist, nimmt man einen Theil davon und

wirft in das übrige Salz. Nach diesem rühret man stärker um die Kastanienmasse vollends zu einen Teich zu machen, wenn sie nur wie ein Brei, oder wie ein dicker Leim scheint, thut man sie von dem Feuer weg, läset sie sich sezen und ein wenig mehr als die Helfte kalt werden, und gieset sie in irdene dazu gemachte Gefäße von sieben bis acht Zoll im Durchschnitt und von 2. bis 3. Zoll tief, oder auch in Töpfe. Nachdem die Materie durch ihre Schwehre zu Boden fällt, treibet sie das übrige Wasser in die Höhe: Man thut es heraus, indem man das Gefäß schief hält, und wenn die Materie keines mehr giebt und sie trocken ist, isset man sie wie ordentliches Brod.

Man brachte uns welches dar; der Geschmack war ziemlich angenehm, aber es war eine braune, feste und außerordentlich schwehre Masse, und die durch eine nothwendige Folge sehr schwehr zu verdauen ist.

Unser Patron bediente sich unserer Muse zu Porto-Fino, seine Familie zu besuchen und sein Geld in Sicherheit zu bringen. Er wohnte in einem Dorfe, fünf Meilen Westwärts von dem Orte wo wir waren, das ist: zwölf über Gessri di Levante hinaus.

Wir

Wir befürchteten mit Grund, zu lange an einem so schlimmen Orte zu verweilen, und den Vorrath, den wir uns zu Marseille angeschafft hatten, daselbst zu verzehren. Dann wir fanden allda nichts als Weib, ziemlich gute Fische, und sehr schlechtes Brod. Wir beredeten den Französischen Wachtmeister uns in den benachbarten Dörfern Geflüge zu holen. Er richtete sein übernommenes Geschäft als ein kluger Mann aus. Er brachte uns Flügwerk, Feigen, Kofine, Nüsse, und ziemlich gutes weisses Zwieback. Diese letzteren Artikel machten dem Pater Minoriten großes Vergnügen.

Dieser Hülfe ohngeachtet drangen wir so stark in den Schreiber von der Barke, der zugleich die Stelle des Steuermanns vertrat, daß wir ihm am Mittwoch den 29. gegen Abend unter Segel zu gehen nöthigten, und wir gelangten gegen 10. Uhr bei dem Dorfe unsers Patrons an. Ich weiß nicht ob ich den Namen dieses Dorfes gewußt, oder ob ich ihn vergessen, oder ob ich übersehen habe, ihn in mein Tag-Buch zu setzen, aber ich finde ihn nicht darin; also kann ich weiter nichts davon sagen, als daß die Reihde, davor wir lagen, sehr schlimm und allerhand Zufällen ausgesetzt war.

Dieses diente uns zum Vorwand recht laut zu schreien, und unsern Patron zu zwingen seinen Besuch ab zu kürzen, am Bord zu gehen, und den

An

Anker gegen zwei Uhr nach Mitternacht zu lichten. Der Wind war schwach, und wir konnten uns blos auf die Luft, so vom Lande herstriche, an welchem wir so nahe als möglich vorbei seegelten, Staat machen. Wir wurden, so bald der Tag anbrach, verschiedene Fahrzeuge gewahr, die immer für einander weg liefen, als wenn sie kreuzten, wir hielten sie dieser Ursachen halber für Engländer, und betrogen uns nicht. Nichts destoweniger setzten wir unsere Strasse fort bis zwei von diesen Schiffen auf uns zu kamen. Da wir denn alle Seegel anstrebten und zu Portovenere mit Anbruch der Nacht einliefen.

Freitags den dritten hatten wir unsere Andacht und stiegen ans Land. Wir lasen die Messe bei den Socolanti. Dieses sind die Französischen Recollecten, oder es fehlt doch nicht viel. Ihre Kirche und Kloster waren erst angefangen, als ich im Jahr 1706. durchreiste. Ich wunderte mich, da ich diese Gebäude beinahe fertig fand, ob gleich die Armut dieser guten Religiösen äußerst groß ist. Es hat sich aber auch der Prinz von Massa für ihren Stifter erklärt, und alle Kosten zu diesen Gebäuden hergeschossen. Er sollte ihnen noch unverzüglich den nöthigen Marmor zum Hochaltar und den Portals der Kirche zu schicken. Dieser Prinz hat sehr ergiebige Marmorbrüche zu Carrara, und das  
selbst

selbst gräbt man den schönsten welschen Marmor von ganz Itallen; man kan davon so grose Stücke haben als man will, ohne Riß und ohne Fehler. Ich habe, wie mich dünkt auf meiner ersten Reise die Lage dieser Kirche auf einer spizigen Anhöhe bemerkt, die auf der einen Seite in die See, auf der andern in den Hafen schauet.

Diese guten Ordensleute hatten eine halbmannshohe Mauer um den vor ihrer Kirche und Kloster liegenden Hofe geführet, und fiengen an Bäume darauf zu pflanzen, die mit der Zeit einen reizenden Spaziergang abgeben werden, wenn sie aufkommen; denn es ist keine Kleinigkeit. Diese Anhöhe liegt auf einem lebendigen und sehr harten Felsen. Man mußte mit Grabelsen Löcher einhauen die Bäume darein zu pflanzen, welches nicht ohne Mühe und Kosten geschehen konnte. Die Religiosen arbeiteten mit etlichen weltlichen Arbeitsleuten, und die so ihnen zu schaueten, gaben ihnen Almosen den Fortgang des Werks zu befördern. Wir lassen unsere Messen und liesen das Geld dafür in ihrer Sacristei, um auch etwas zu ihrem Bau beizutragen.

Wir fanden in diesem Hafen eine von des Pabsts Galeeren, die zwei mit der Equipage des Herzogs von Uceda, des spanischen Gesandens, beladene Barken begleiteten; dieser Herr quittierte den  
Römi:

Römischen Hof, weil der Pabst den Prinz Carl, den man in Frankreich den Erzherzog nennt, für einen König in Spanien erkannt hatte. Diß ist eben der, so jetzt Kaiser ist. Außer diesen Barken waren noch einige mit Korn beladen, welches der Pabst nach Avignon schickte, und eine die prächtigen Grabmale von Marmor nach Frankreich führte, die der Cardinal von Bouillon dahin schickte. Ein Officier von den päpstlichen Galeeren, ein Franzos von Nation und Anhänger von dieser Eminenz, hatte die Aufsicht über diesen Marmor, er nennete sich Ubet, war sehr höflich und schwazhaft. Wir speiseteten miteinander in einem elenden finstern Wirthshaus, so aber doch das beste in dieser Stadt war, und den Nachmittag brachten wir mit spazieren gehen in der umliegenden Gegend zu.

Da wir gegen Abend wieder am Bord unserer Barke glengen, trafen wir einen Ruder-Knecht von der päpstlichen Galeere an, den man zur Erde trug; ein kleines kupfernes Kreuz wurde von einem . . . vor der Begleitung hergetragen, fünf oder sechs Matrosen oder Schiffs-Officlers gingen hinten nach, ein Kapuziner Almosnier von der Galeere gleng in einem schmutzigen Überrock und mit der Stola vor dem Leichnam, der von vier Freiwilligen Galeeren-Knechten auf einem Brette mit zwei kurzen Stangen getragen wurde.

Der

Der Herr Kuderknecht war mit seinen gewöhnlichen Kleidern bekleidet. Es ist dieses ein Arbeitsmann, der die Kuder besorgt; seine Hände und Füße waren unbedeckt, eine Gewohnheit die in Italien und Spanien mit beobachtet wird, damit man, wie sie sagen, sehen kan, daß sie weder ermordet noch vergiftet worden sind. Ich meines Orts glaube, daß dieses Merkmal ziemlich ungewiß sei, und viele Gründe bewegen mich zu glauben, daß ich mich nicht betrüge.

Der Geistliche des Kirchspiels und mit ihm, sieben oder acht Priester, die sehr faltige und kurzer Ueberöcke an hatten, übernahmen den Körper ohnfern des Strandes. Vorher gieng eine Gesellschaft Büßender, die weiße leinene Chorhemden an hatten, mit spizigen Kapuzen, die ihnen den Kopf und das Gesicht bedeckten, indem eine nur zwei Oefnungen vor den Augen hat, damit sie auf den Weg sehen können.

Während daß der Kapuznier dem Pfarrer sein Compliment machte, legte man den Leichnam auf eine Bahre von schwarzem Holz, mit einer tüchernen Decke von eben der Farbe. Vier Büßende luden ihn auf ihre Schultern, und folgten der Cleriksel nach. Der Almosenter von der Galeere zog seine Stola und seinen Ueberrock ab und gieng nach Hause, und wir begaben uns zurück auf unsere Bar.

Barke, wo wir zu Abend speiseten und uns zu Bette legten.

Samstags den 1. Junius 1709. lichteten wir den Anker mit Anbruch des Tages, in Gesellschaft zweier anderer Barken, die wir bald hinter uns ließen. Der Wind half unserer Barke, die ohnehin gut beseegelt war, so wacker fort, daß wir zu Livorno gegen vier Uhr Nachmittag einliefen. Wir fanden eine zweite päpstliche Galeere in dem Hafen; die dritte worauf der Herzog von Uceda war, war zu Porto Ferrayo in der Insel Elba eingeloffen. Dieser Hafen gehört nebst einen Theil der Insel dem Groß-Herzog. Porto Longone nebst dem übrigen Theil der Insel gehört dem König von Spanien.

Es befand sich auf diesen dreien Galeeren, und auch einigen Barken, ein Theil von den Soldaten, die in der Grafschaft Avignon zum Dienst Sr. Heiligkeit waren ausgehoben worden. Dieselben schickten sie nach Hause, weil sie ihrer, seit dem getroffenen Vergleich mit dem Kaiser, nicht bedürftiget waren. Es waren sehr schöne Leute, von denen die meisten schon gedienet hatten, so wie die Officiere die sie anführten. Der General dieser Truppen, Herr von Otanus, gieng mit ihnen zurück. Es war davon nur eine Compagnie von hundert Mann, die der Herr du Blanc commandirte,

der

der eine Obristen Bestallung hatte, zu Rom zurück  
geblieben.

Ich unterlies mein Logis in dem Kloster mei-  
nes Ordens zu nehmen, um mich nicht von meiner  
Gesellschaft zu trennen. Wir giengen sämtlich in  
das Maltheser Kreuz, einem guten Gasthof, den da-  
mals ein Provenzal hielt, mit dem wir sehr wohl zu  
frieden waren.

Den folgenden Tag zu früh erhob ich das Geld  
für meine Wechselbriefe, und Nachmittags reisten  
wir in einem Schiff von Pisa, ab, in der Hofnung  
dieselbst wohlfeilere Kaleschen als in Livorno zu fin-  
den, und betrogen uns hierinn, denn wir fanden sie  
eben so theuer, ohne den Verzug, und die Unkosten  
zu rechnen, die wir zu Pisa in dem Postwirthshaus  
auf den Korn Märkte machten, welches die schänd-  
lichste Schindgrube in ganz Italien ist.

Endlich mussten wir nach langem Wortwech-  
sel, funfzehn Pistohlen an Golde für drei Kales-  
schen zahlen, und wir reiseten am Montag nach dem  
Mittagessen ab. Wir schliefen auf der Post unter  
dem Castel Fiorentino. Der Wirth war ein gu-  
ter, großer und dienstwilliger Mann, der Mittel fand  
uns mit einem sehr magern Abendessen zu befriedi-  
gen.

Mittwochs den fünften kamen wir ganz zelt-  
lich zu Siena an. Wenn ich nur dimal zu Ste-  
III. Theil. E na

na gewesen wäre, so würde ich wenig zu sagen haben, aber ich habe auf einer andern Reise Zeit gehabt diese Stadt nach Belieben zu besuchen, da ich mich ziemlich lange daselbst aufgehalten habe. Hier sind die Anmerkungen, die ich allda gemacht habe.

Ich würde Siena den zweiten Rang unter den Toscanischen Städten ohne Bedenken einräumen, wenn sie ihn nicht selbst der Stadt Pisa einräumte, deren Alterthum, Größe, Reichthum und Ruhm, den sie hatte, ehe sie die Spaltung ihrer Einwohner unter die Herrschaft der Florentiner gebracht, von ihr verehret wird.

Siena hat ihre Freiheit viel länger behauptet, aber endlich hat sie sich unterwerfen müssen. Die mit den Florentinern vereinigten Spanier bemächtigten sich ihrer im Jahre 1555. nach einer langwüthigen Belagerung.

Diese letztern traten sie an dem Gros. Herzog von Toscana, Cosmum, den ersten dieses Namens, unter gewissen Bedingnissen ab, die dem Publico nicht völlig sind bekannt worden. Sie behielten auch in dem mittägigen Theil dieser Republic, Orbitello, Telomone Porto, San. Stephano, Porto Hercole, und den Berg Argentaro. Aus diesen allen haben sie einen kleinen Staat errichtet, der ihnen den Eintritt in Toscana und dem Kirchenstaat  
stets

stets offen hält, und ihren Fahrzeugen, die aus den Königreichen Neapel und Sicilien nach Spanien hin und wieder gehen, sichern Aufenthalt verschaffet; und dieses ist, was sie lo stato degli predii, den Staat der Besatzung nennen. Ich werde in der Folge Gelegenheit haben, von einigen dieser Plätze mit mehreren zu reden.

Stena hat seinen Ursprung dem Brennus, dem Haupte der Senonsischen Gallier, die die Römische Republik so lange zittern machten, nachdem sie Rom verwüstet hatten, zu danken. Man weiß das Jahr so genau nicht, wenn dieser Prinz es zu bauen anfieng. Die gemelteste Meinung ist, daß es in dem fünften Jahrhundert nach Erbauung der Stadt Rom gewesen sei, ohngefähr zweihundert Jahre vor Christi Geburt. Es war anfänglich bloß eine kleine Bestung, die die Spitze eines Hügels bedeckte, der fast ganz von ziemlich weichem Tuffstein ist, so daß es leicht war, ihn so zu behauen und abzugleichen, daß der Zugang äußerst erschwehrt wurde. Sie war gleichsam die Hauptstadt des Staats, den sich Brennus in Italien errichten wolte, als aber nach dem Tode dieses Prinzens seine Truppen sich unter verschiedene Häupter vertheilt hatten, die keinen unter sich für ihren König erkennen wolten, so war es den Römern leicht, mit denen stückweis fertig zu werden,

die sie im Ganzen nicht hatten bezwingen können. Siena fiel unter ihre Botmäßigkeit, und sie machten eine Pflanzstadt daraus; die Fruchtbarkeit der Landschaft, die südtrefliche Luft, die daselbst wehet, seine vorthellhafte Lage, die sie zu Herren über das ganze Land machte, und die gleichsam eine Vormauer zur Bedeckung Roms abgab, und solches gegen die Annäherung der Barbarn vertheidigte, im Fall es ihnen einfallen sollte, es noch einmal beunruhigen zu wollen; alle diese Gründe bewegten sie, nichts zu spahren, um daraus eine Stadt zu machen, die sowol durch die Menge ihrer Einwohner, als durch die Stärke ihrer Mauern ansehnlich sein sollte.

Siena hat also den Römern seinen Wachsthum zu danken. Sie war ihr Günstling unter ihren Pflanzstädten, so daß man genöthiget wurde, den ersten Umfang, der die Stadt in die engen Gränzen einschloß, die Brennus ihr auf der Spitze des Hügel gegeben hatte, zu verlassen. Man breitete sich endlich abwärts, und auf die im Gesichte liegenden Selten einiger nahen Hügel aus, und kam endlich bis auf die Ebene, wohin man die Strassen, Häuser und Vestungswerke ausgedehnet hat.

Man siehet aus dieser Beschreibung leichtlich, daß die Strassen sehr unbequem sein müssen, und daß

daß man ohne Unterlaß auf, und absteigen mus. Die Kutschen müssen daselbst von geringem Nutzen sein, und es gibt sogar gewisse Derter, da man gar mit einer Kutsche nicht hinkommen kan, hingegen genießen die Häuser mehr frische und reine Luft, und da keines dem andern dikkals im Wege stehet, so ist schwehrlich eine gesündere und den Kranckheiten weniger unterworfenen Stadt auf der Welt. Die reine Luft trägt zum Felnen des Verstandes unendlich viel bei, und man bemerckt auch, daß Manns, und Weibsteute insgemein wohlgestalt und schön sind, daß sie eine blühende Farbe, derohes Fleisch, und ungemein viel Verstand haben. Sie sind zu Künsten und Wissenschaften geschickt, worinn sie es fast ohne Mühe weit bringen, sie reden mit einer natürlichen Beredsamkeit und Keckigkeit, sie drücken sich zierlich aus, und reden nicht so durch die Kehle wie die Florentiner, welches ihre Mund, Art so unangenehm macht, ob sie gleich an sich selbst sehr rein ist. Die Stener bestelligen sich der Höflichkeit und Freimüthigkeit, sie lieben die Fremden, und well sie einen Vorthail dabei finden, wenn sie selbige zu sich locken, so begegnen sie ihnen mit weit mehr Achtung als in den meisten Städten Italiens geschlehet. Sie haben denen, so Studierens halber zu ihnen kommen, große Freyheiten ertheilt, denn sie haben eine, in allen

Arten der Wissenschaften berühmte hohe Schule, die man zu Grund richten müste, wenn man die zu Pisa in Aufnahme bringen, und diese arme und von Einwohnern entblöste Stadt bevölkern wolte. Die Gegend um Siena herum ist vollkommen wol angebauet und sehr fruchtbar. Getreid und Wein ist daselbst fürtrefflich. Man lebt in Privathäusern sehr wolfeil, sehr theuer aber in den Wirthshäusern. Wir stiegen in der Post ab, wo wir es sehr schlimm hatten; ich wolte lieber in meinem Mantel, und statt des Kopfküssens auf meinem Felleisen auf den Tisch liegen, als von Flöhen und Wanzen aufgefressen werden, womit ich die Betten angefüllt sahe. Meine Reisegefährten empfanden sie aufs lebhafteste so lange sie liegen blieben, und beklagten sich vergeblich gegen den Kämmerer, der ihnen die unverschämte Antwort gab: er wundere sich über ihre Klagen, in seinen Betten wären keine andere Wanzen, als die sie mitgebracht hätten. Ungeschliffene Leute findet man allenthalben.

Die Strassen sind immer sehr reinlich, sie sind mit selberweis gelegten Backsteinen gepflastert, und wenn es nur ein blißgen regnet, oder die Brunnen, die in großer Menge in der Stadt befindlich sind, geöfnet werden, so kan ohnmöglich ein Gestand zurück bleiben.

Unsere

Unsere erste Sorge war, als wir aus unsern  
Kaleschen flogen, die Cathedralkirche zu besuchen;  
ich hatte noch keine schönere, ausgeziertere, und  
vollkommener gebauete Kirche gesehen. Ich glaub-  
te, man könnte nicht ihres gleichen sehen. Ich ha-  
be meine Meinung geändert, als ich die Kirchen  
zu Rom und hauptsächlich die Peterkirche sahe,  
man mus auch zugestehen, daß nur ein St. Peter  
auf der Welt ist.

Die Kirche zu Stena ist völlig nach Gotthi-  
schem Geschmack gebauet; sie ist der H. Jungfrau  
gewidmet, und von großen Stücken weissen und  
schwarzen Marmor gebauet oder eingelegt, der  
würfelweis aufgesetzt ist. Dieses macht meinem  
Bedüncken nach einen ziemlich seltsamen Herrath  
aus. Ihr Portal, ihre Wände von außen, bis  
auf die Dachrinnen, ihr Inneres, alles ist der-  
massen mit Herrathen überhäuft, daß ich glaube,  
man hätte vier Kirchen für das bauen können, was  
diese Zänbeleien gekostet haben. Das Gewölbe  
ist blau mit Sternen gemahlt. Ich hätte es lie-  
ber wollen ganz weis haben, es würde das Licht be-  
sto besser zurück werfen, und weniger gekostet ha-  
ben. Der Boden ist unstreitig das schönste. Man  
hat darauf unendliche Kosten gewendet, die deswe-  
gen sehr unnüz waren, weil man nichts siehet, und  
weil der Boden mit einer Decke überzogen ist, die

nie aufgehoben wird, als wenn man ihn denen sehen läßt, die Lust haben ihn zu bewundern, und dafür zahlen. Er bestehet aus zusammen gesetztem Marmor, der Geschichten aus dem altem Testament vorstellet, wenigstens habe ich keine andere gesehen. Er ist unvergleichlich schön, es könnte nicht schöner gemahlt sein. Mich deucht, man hätte besser gethan, wenn man dieses Pflaster zu Seitenwänden angewendet und aus der Mauer das Pflaster gemacht hätte. Alles wäre sodann an seinem Orte, und man würde das Vergnügen haben, diese schönen Werke zu betrachten, die man jetzt verbergen mus, aus Furcht, das Ende davon zu bald zu sehen.

Siena machte es andern benachbarten Städten nach, die sich bei Zertrümmerung des Römischen Reichs zu Freistaaten aufwarfen. Sie, und die andern, als Florenz, Pisa, Bologna, Ferrara, und viele andere würden noch ihre Freiheit, diesen köstlichen Schatz genießen, wann sie, anstatt sich unter einander in den Haaren zu liegen, oder die Parthei der Guelfen oder Ghibellinen zu ergreifen, sich vereiniget hätten, ihre Freiheit gegen diejenigen zu vertheidigen, die sich daran vergreifen wolten. Allein der Meid und die Eifersucht brachten sie bald hinter einander, und wafneten eine gegen die andere. Endlich entstanden selbst unter ih-

ren eigenen Einwohnern Parthelen; die Mächtigen bewafneten sich, nachdem sie die, so es weniger waren, unterdrückt hatten, gegen einander, und ihre innerlichen Kriege haben sie zuletzt sämlich zu Grunde gerichtet, und entweder einem ihrer Mitbürger oder Fremden unterwürfig gemacht.

Die Grossherzoge von Toscana haben die Gnade gehabt, der Stadt Siena einen kleinen Schatten ihrer alten Souverainität zu lassen. Sie haben dem Haupte der Policei den Titel Gonfaloniero gelassen, sich selbst aber die gänzliche Herrschaft vorbehalten. Der Gouverneur von der Stadt und dem ganzen Staat, der jederzeit ein Prinz vom Geblüte ist, räumt diesem Officier nur so viel ein, als er nach Beschaffenheit des Falles für gut hält, ohne daß dieses die gänzliche Abhängigkeit, worein sie versetzt worden, auf einige Weise mindern könnte. Um sie hlerin desto gemächlicher zu erhalten, hat auch der Gros. Herzog Cosmus I. eine Citadelle aufbauen lassen, so bald er Meister von der Stadt war.

Wir sahen den Herrn Gonfaloniero auf dem Branda; so nennt man den großen Platz. Er war schwarz gekleidet, mit einem ziemlich schönen schwarzen Mantel. Er hatte fünf oder sechs Bediente bei sich, in langen Röcken und gallonirten Mänteln mit Degen an den Seiten. Ich glaube,

der scharlachene Mantel sei ein Merkmal seiner Würde, denn ich habe ihn immer so gekleidet gesehen.

Ich habe niemahls recht erfahren können, warum man dem großen Platz den Namen Branda beigelegt hat. Er ist elförmich, in der Mitte tief; es schelnet, man habe ein Amphitheater oder ein Bassin daraus machen wollen, ein Seetreffen darauf vorzustellen. Die Stadt hat ohne Beihülfe irgend eines Flusses, Bronnen in ziemlicher Menge, die hinreichend sind, diesen Platz bis auf eine gewisse Höhe unter Wasser zu setzen; man gibt vor, die Figur dieses Platzes verschaffe denen, die sich darauf befinden, die Bequemlichkeit, einander zu sehen. Dieses vermindert die Mühe, diejenigen Personen lange aufzusuchen, mit denen man etwas zu thun hat: allein was läßt sich für eine Bequemlichkeit denken, wenn man auf einer abhängigen Ebene gehen mus?

Das Stadthaus liegt auf diesem Platze. Es ist gros und wolgebauet. Man läßt den Fremden den großen Saal sehen, wo sich der große Rath versammelt, oder richtiger zu sagen, ehedem versammelt hat. Er ist mit hübschen Malereien gezieret. Unter demselben sind Logen oder gewölbte Gänge, wo die Liebhaber von Neuigkeiten, und andere müßige Leute zusammen kommen, deren Anzahl immer sehr  
gros

gros ist. Hier raufen sich die Anhänger der Kro-  
nen mit ihren Zungen, und selten mit dem Degen,  
weil dieses aufs strengste verboten ist, und weil  
sich ihre Wuth, wenn sie auch so weit gestiegen ist,  
sogleich leget, wenn sie auf ihren Degenklingen das  
göttliche Gebot, Ne occides, du solt nicht töden,  
anschauen.

Man glaube aber doch nicht, als wenn ich  
hieraus den Schluß machen wolte, die Stener  
hätten kein Herz. Ich würde Unrecht haben, und  
wieder die Wahrheit reden. Sie haben Herz, und  
haben es jederzeit gehabt. Die Geschichte ist voll  
von Beweisen ihres Muths, die sie am Tag gelegt  
haben. Man weis, mit welcher Standhaftigkeit  
sie den Marschall bei Belagerung ihrer Stadt bel-  
gestanden haben, die eine der hartnäckigsten war,  
von denen man jemal hat reden hören; und die  
Spanier, welche sie bezwungen, haben dieses mehr  
dem Mißverständnis und denen Spaltungen, die  
in der Stadt waren, als ihrer Tapferkeit und der  
Gewalt ihrer Waffen zu danken.

Es ist ziemlich nahe bei dem Stadthause ein  
hoher Thurn, welchen man la Manglana nennt.  
Eine andere Benennung, deren Herleitung mir un-  
bekannt ist. Er ist viereckig, und ohne Kunst von  
Ziegelsteinen erbauet. Er ist allzuklein, als daß  
er jemals zur Vertheidigung der Stadt von grossem  
Nutzen

Nutzen hätte sein können, und da er auf einem niedrigen Orte stehet, so kan man ihn nur auf der Seite des Thores, so nach Rom zugehet, sehen. Die Stadtuhr stehet auf diesem Thurne. Ich glaube, dieses sei stets sein wahrer und einziger Nutzen gewesen.

Der prächtige Brunnen, der auf dem nemlichen Plaze stehet, verdient in Wahrheit gesehen zu werden. Ausser der wundersamen Menge sehr guten Wassers, die er giebt, hat er alle Zierrathen, die die geschicktesten Baumeistere, die erfahrensten Bildhauer und Glockengieser haben erfinden können. Der berühmte Jakob de la Quervia, oder du Ghene, hat die meisten Figuren und messingnen Verzierungen, die daselbst mit vieler Klugheit und Majestät angebracht sind, in Marmor gehauen, oder gegossen, so wie die zwölf metallenen Engel, die um den Hochaltar in der Hauptkirche stehen.

Man mus gestehen, daß die Italiener wegen ihrer Sorgfalt, ihre Städte zu zieren, und sie nicht nur zur Nothwendigkeit, sondern auch zur Keuschheit, zum Vergnügen und zu Verhinderung der Feuerschäden mit Wasser zu versehen, nicht genug zu loben sind. Dieser Hauptbrunnen aber ist es nicht allein; man siehet deren noch an vielen Orten

ten der Stadt, sie sind aber nicht so prächtig wie dieser.

Der Dominikanerorden hat an dem einen Ende der Stadt ein prächtiges Kloster, auf einem großen und schönen Platz, den man das Königsfeld nennet. Die Kirche ist alt, und noch nach Gothischem Geschmack, aber nach dem besten; sie ist so geziert, daß es scheint, man habe die Gothische Bauart nur darum beibehalten, um das, was man neues hinzu gefügt hat, desto schenbarer zu machen. Der Hochaltar ist abgesondert, und mit zwei fürtrefflichen Statuen von Marmor geziert, deren eine die H. Catharina von Siena, die andere die H. Magdalena vorstelllet. Man verwahret in dieser Kirche das Haupt der ersten dieser Heiligen in einem kostbaren Behältniß, nebst vielen andern Reliquien. Die Kirche und die Kapellen, haben Mahlereien von den besten Meistern alter und neuer Zeiten, und das Kloster, welches sehr reich und groß ist, ist mit allem Schmuck versehen, der sich für den Zustand der Religiösen schickt, die es bewohnen. Es hat dieses Haus große Männer gezogen, sowol in der Gottesfurcht als in den Wissenschaften. Ich könnte hievon umständlicher reden, man dürfte aber glauben, das Interesse der Kleidung die ich trage, habe einen Antheil daran, welches ich vermelden mus.

Fast

Fast alle geistliche Orden haben ihre Häuser in dieser Stadt, die alle wol gebauet, und mit prächtigen Kirchen versehen sind. Dieses ist wie mich deucht genug, zu beweisen, daß die Frömmigkeit zu allen Zeiten den Character der Siener ausgemacht habe. So hat auch diese Stadt das Glück, der Kirche viele Heilige, und der Welt große Leute von allen Arten gegeben zu haben. Fünf Päbste haben alda das Licht der Welt erblickt. Alexander III. Pius II. und Pius III. Paulus V. und Alexander VII. Eine große Menge Cardinäle, Bischöffe, Doctoren, große Rechtsgelehrte, Philosophen und Mediciner, Naturalisten, Geschichtskundige und berühmte Redner. Was sie aber am vorzüglichsten macht, ist die Menge großer Heiligen, die daraus entsprossen sind, unter denen die Kirche den H. Bernhardinum, Franziskaner Ordens, die H. Catharina, und den seeligen Ambrosium, vom Orden des H. Dominici, den seeligen Colombinum, den Stifter der Jesuiten; die Stifter der Canonicorum regularium von St. Salvador, und die Mönche vom Berg Olivet, und viele andere, welche hler anzuführen, viel zu weitläufig wäre.

Das Haus, worinn die Eltern der H. Catharina gewohnt haben, ist in ein Oratorium verwandelt worden, und aus ihrem Wohnzimmer hat man

man eine Kapelle gemacht, wo die Malereien, Stuckaturarbeit, Bildhauereien und Vergoldungen allenthalben den prächtigsten Anblick verschaffen.

Die Siener sind über den Punkt der Ehre ausnehmend küzlich. Hierin kan man sagen, daß sie es übertreiben, und dieses, wie man sagt, nach dem Beispiele der Florentiner, ob sie gleich außer dem nicht sehr gute Freunde sind. Man wird hier von aus folgendem urthellen können.

Es ist hier zu Lande die Gewohnheit, die statt eines Gesetzes gilt, daß auf einer rechtschaffenen Frau, die eine Beschimpfung erlitten hat, sie mag noch so unschuldig sein, der Schimpf dergestalt haftet, daß sie sich nicht mehr unterstehen darf, sich öffentlich sehen zu lassen; sie mus sich von diesem unglücklichen Augenblick an entschließen, entweder keinen Fuß mehr aus dem Hause zu setzen, oder sich auf ihre übrige Lebenszeit in ein Kloster zu begeben. Man siehet hinlänglich, wie vielem Unfug diese Gewohnheit unterworfen ist, und daß man dieselbe zum Deckmantel vieler Lasterthaten mißbrauchen kan. Man hat vielleicht bei deren Einführung eine gute Absicht gehabt, allein man hat die traurigen Folgen, die sie nach sich ziehen konnte, weder voraus gesehen, noch zu verhindern gesucht.

Ein

Eine ansehnliche Dame hatte dieses einige Zeit, ehe ich das letztemal in Stena war, auf eine betrübe Art erfahren. Sie kam zu Fufe aus einer nahe bei ihrem Hause gelegenen Kirche zurück; zween Bediente giengen vor ihr der Gewohnheit nach, mit den Hüten unter dem Arm, ein herüberdies wurde sie noch von ihrer Kammerfrau begleitet; als vier Kerl aus einer kleinen Gasse hervor kamen, die zween Bedienten zu Boden warfen, und jedem mit dem Dolch einen Stich in die Brust gaben; zween davon hatten die Dame angehalten, und einer darunter, der einen mit Blut und stinkenden Sachen angefüllten Flegenbauch hielt, schüttelte ihr solchen über das Gesicht, und den übrigen Theil des Leibes, und schlug sie mit diesem häßlichen Sacke ins Gesicht. Die Dame fiel ohnmächtig zur Erden, und ihre Kammerfrau, die sich herzhafft vor ihre Frau gestellt hatte, sie zu vertheidigen, bekam einige Tritte, die sie neben ihre Frau hinstreckten, der man viel tiefe Wunden ins Gesicht versezte, die sie auf eine schreckliche Art verstellten. Man nennt das, was dieser begegnet: Smerdare una Dama, und das, was der Kammerfrau wiederfahren, und fast auf eins hinaus Uef: Sfregiare.

Wenn sich die Menehlmörder nur der Messerscheiden bedienen, diese Wunden zu machen, so giebt

Giebt es Wundärzte, die die Geschicklichkeit besitzen, diese Verwundungen dergestalt zu hellen, daß man die Narben entweder gar nicht, oder doch sehr wenig siehet; Allein wenn sie statt eines Messers, einen mit Magnet bestrichenen Zullum gebraucht haben, welches sie Giulio rotato nennen, so machen die Wunden Bücke auf dem Felle in der Größe einer Schreibfeder, die sich niemals verwachsen, und das Gesicht auf eine scheusliche Art verstellen.

Jedermann weiß, daß ein Julius oder Paulus, eine Päpstliche Silbermünze ist, die ein Zehentheil eines Römischen Thalers ausmacht. Schrot und Korn ist bei diesen Münzen sehr rein, Jedermann stimmt hierinn überein, warum verursachen sie denn so viel böses? Hieran können sich die Neugierigen üben. Die Begebenheit liegt am Tage.

Ich habe zu Civita Vecchia einen Französischen Priester gesehen, der auf diese Art zugerichtet nach Hause kehrte. Er sahe zum fürchten aus. Er hatte zu Neapel einen wichtigen Posten, und so mächtige Patronen, daß es keine Möglichkeit war ihn wegzubringen, ohne ihn zu töden, oder auf eine solche Art zu zurichten, daß er sich nicht mehr getrauen dürfte unter die Leute zu gehen. Zu seinem Glück ergrieff man diese letztere Parthei: seine Neider ertapeten ihn, und zerschnitten sein Gesicht auf eine so unmenschliche Art, daß man bis auf die Augen, die

III. Theil.

D

sie

sie unberührt lichen, nichts als Narben sahe von der Größe und Dicke eines Gänsekiels. Es war noch, wie er selbst sagte, ein Glück für ihn, daß er so gut weggekommen war.

Es ist Zeit meine Reise fortzusetzen. Wir reisten von Siena des andern Tages früh um 8. Uhr ab, weil wir nur eine ganz kleine Tagreise zu machen hatten. Ich war so ermüdet, daß ich fast den ganzen Morgen des Vergnügens beraubt war, die um die Stadt herum liegende anmuthige Landschaft zu sehen, die sehr fruchtbar, wol gebauet, und gleich dem übrigen Theil dieses Staats, sehr volkreich ist. Bloss der mittägige Theil gegen das Meer zu, den man die Maremma von Sienna heisset, ist nicht sehr bevölkert, ob sie gleich sehr einträglich ist. Aber die Luft ist allda dicke und sehr ungesund. Man siehet daselbst die Städte, oder Flecken von Grossetto, Massa Ansebonia, Soana, Burlano, Castiglione, und einige andere Orter das ganze Jahr über wol bevölkert, die aber während Einsammlung des Getreides und anderer Früchte für die Fremden, die zu diesen Jahrszeiten vom Oberlande herunter zur Arbeit kommen, Kirchhöfe werden.

Wir speiseten zu Bon Convento, und langten frühzeitig zu San Quirico an. Wir stiegen ausser der Stadt in dem Postwirthshause ab, wo wir so wol logirten als man es in diesem Lande nur hof

hoffen durfte. Unsere Abreise geschah ziemlich späte und wir waren noch eine gute Tagereise von Bolsene weil wir nur drei und sechzig Mellen in zween Tagen gemacht hatten. Wir sahen im vorbeigehen Rodiosani, glengen aber unsern Weg. Man läst diesen Platz zur Linken, er liegt, auf einem Berge. Er ist der letzte in den Staaten des Grosherzogs, ist bevestiget und schlene mir viele Mussenwerker zu haben. Der Grosherzog unterhält daselbst eine gute Garnison. An der Landstrasse liegt ein Zollhaus, wo man uns höflich fragte, ob wir nichts bei uns hätten was verzollet werden muste, wir antworteten mit Nein, und man war mit unserer Antwort, und mit einem Julius zufrieden die wir diesen Herren für die bona andata oder die glückliche Reise, die sie uns anwünschten, gaben. Man zahlet dieser Orten einen Julius für das Kalesche, zu Unterhaltung des Weges, der sehr schön ist, aber viel zu unterhalten kostet, weil er theils über Gräben theils über stelle Orter weg gehet, wo das Regenwasser und der geschmolzene Schnee zum öftern grose Zerrüttung anrichten. Unsere Fuhrleute suchten uns nach ihrer Weise zu zwingen diesen Zoll zu entrichten, die Zollbedienten aber sagten uns, wir sollten es nicht thun, es käme ihnen zu den Zoll zu bezahlen. Hierüber entstand zwischen ihnen ein Haber, während dessen wir einen fürtrefflichen welschen Wein von dem Gewächse

wächse des Landes in einer in Felsen gehauenen Höhle nächst dem Zollhause, tranken. Ich hätte nie ein so gutes Getränk in einem so unansehnlichen Ort zu finden geglaubet.

Dieses lehrte mich, von dem Welne nicht nach den Reisen der Sonnen zu urtheilen in die er gefasset ist. Wir mußten, um nur nichts vorzuwerfen zu haben, auch den rothen versuchen; er war eben so gut und noch viel glatter, von einer wunderbaren und natürlichen Kühle, weil sie nur von der Grotte herkam wo man ihn verkaufte. Man muß gestehen, daß Itallen fürtreffliche Welne trägt, besonders aber die Landschaft von Monte Pulicano, von der wir nicht weit entfernt waren.

Mein Reisegefährte der Pater Minorite hatte eine solche Hülfe nöthig; denn wir fanden auf den ganzen Weg nur zwei mal Fische, und er beobachtete seine Regel mit einer wunderbaren Genauigkeit, indem er sich an Salate und Früchten begnügte, wenn wir welche fanden, und ob er gleich unpassend war, so konnten wir ihn doch nicht bereben, auch nur Eier zu essen.

Man rechnet sieben Meilen vom Radicosano bis Ponte Centesimo, einen Gasthof bei welchem eine Säule steht mit dem Wappen der Kirche. Dieses ist in der That der erste Ort des päpstlichen Gebietes, welches man das Patrimonium Petri nennt.

nennet, und das er der Gräfin Mathildis zu danken hat.

Eine Meile weiter trafen wir einen kleinen Fluß an, der la Paglia heißet, den wir mittelst einer steinernen Brücke passirten, die von Gregorio XIII. erbauet war, wie wir aus seinem Wappen und der darüber befindlichen Aufschrift ersahen. Aquapendente liegt drei Meilen von dieser Brücke ostwärts. Dieses ist eine bischöfliche Stadt die auf dem abhängenden Theil eines Berges erbauet ist. Sie ist klein und arm, hat nur einfache und schlechte Mauern nebst einem alten baufälligen Schlosse auf der Spitze des Berges. Wir giengen nicht in die Stadt, und daher kan ich weiter nichts von ihr sagen.

Von Aquapendente bis Bolsene sind nur vier Meilen. Diß ist eine etwas schiefe Fläche, an deren Ende man rechter Hand den Bolsener See erblicket. Dieser entstehet von einer unbeschreiblichen Menge kleiner Bäche, die sich von allen Seiten hinein stürzen. Er formirt den Fluß Marta, der sich bei Montalto in dem Herzogthume Castro ins Meer ergießt. Aus diesem Grunde wird er von einigen Weltbeschreibern Lac de Marta genennet.

Bolsene ist gegenwärtig nur ein ziemlich großer und wol gebaueter Flecken in welchem eine Colonna

glen Kirche und zwei oder drei Klöster befindlich. Man giebt vor, es sei ehedessen eine ansehnliche Stadt gewesen, deren Bisthum nach Orvieda verlegt worden, welches nur sechs Meilen davon liegt. Wir kehrten in der Post ein, die außer dem Flecken liegt. Dieses ist ein schöner Gasthof, wo wir wohl bewirthet wurden, und weil wir bei guter Zeit ankamen; so hatten wir Zeit spazieren zu gehen und das Behältnis der H. Jungfrau Christina zu sehen, die in dieser Stadt war, und daselbst den Märtyrer Tod erlitt.

Wir reisten Freitags in aller Frühe ab und fuhren längst der See über sechs Meilen weit hin. Der Weg war sehr schön, das Wetter reizend. Es begegneten uns zwei und zwanzig Capuziner, die vermuthlich von einem Capitel herkamen. Obgleich die Kunde ihrer Mäntel zu erkennen gab, daß ihre Gallerten sehr voll sein müßten, so tratten sie doch sehr bedächtlich einher mit großen Stäben in den Händen. Wir wünschten ihnen eine glückliche Reise.

Es war kaum sechs Uhr, als wir zu Monte Giascone anlangten. Wir giengen nicht hinein sondern an seinen Mauern vorbei. Dieses ist eine Bischöfliche Stadt, die auf einem Hügel erbauet ist, an dessen Fuß man den Bolsenner See erblicket. Der Dom von der Cathedralkirche macht die Spitze von seiner Höhe aus. Ich werde davon an  
ete

einem andern Orte weitläufiger reden; Man nennet Fiasco in Welschland eine runde Flasche, worein ohngefähr eine Pariser Pinte gehet, und Fiascone, eine Flasche von der nemlichen Figur die mit Fin gerdicken Stricken von Stroh umwunden ist, und zweimal so viel als die erstere hält. Der Wein in diesem Lande ist fürtrefflich; es ist ein Muscaten oder Muscateller Wein, von dem einmal ein Teutscher so viel getrunken haben soll, daß er davon starb. Hätte man nicht Grund zu sagen, daß diese Stadt ihren Namen von den großen Flaschen worein dieser kostbare Trank gefüllet wird, habe, und daß man, weil sie auf einem runden Berge gelegen ist, diese zwei Sachen mit einander vereiniget um der Stadt einen Namen zu geben, und sie den Berg der großen Flasche, Monte Fiascone, zu nennen, das ist meine Muthmassung, ein ieder mag davon urtheilen wie er will. Wir frühstückten in einem Births- hause unten am Hügel, wo wir fürtreffliche Weine antrafen, wir tranken als vernünftige Leute und wurden gar nicht davon krank. Von da an biß nach Biterbo sind acht Meilen, die man in einer schönen Ebene zurück leget, und die ohnfeslbar besser angebauet sein würde, wenn sie den Gros- Herzog gehörte; Denn die Unterthanen des Pabstes sind gar zu faul, weil sie nichts haben, das sie zur Arbeit antreibet, ihr Herr verlangt so wenig von ihnen,

daß es sich nicht der Mühe lohnt deswegen zu arbeiten. Sie verlassen sich auf die Vorsehung und leben im Müßiggange. Wir speiseten zu Mittag auf der Post, einem sehr guten Gasthose, der in einer der schönsten Strassen der Stadt gelegen ist. Ich werde Gelegenheit haben, von ihr an einem andern Orte weltläufiger zu reden, massen ich gute Zeit gehabt habe alles genau darinn zu besehen. Sie verdient wol, daß sie durch eine Beschreibung kentoht werde.

Wenn man von Biterbo heraus kommt, so findet man vor dem Römer Thor eines von den Klöstern, welches die Dominicaner in dieser Stadt haben; es nennt sich zu U. L. Frauen de Gradi, zum Stufen, weil man deren eine große Zahl hinauf steigen mus, biß man an die Kirchen und Klosterthür kommt; das andere heist zu U. L. Fr. de la Quercia, oder zur Eichen, wovon ich die Ursachen an einem andern Orte anführen will. Ohngefähr eine Meile von dem Kloster de Gradi kommt man auf einem ansehnlichen Berge, und obwohl der Weg dahin beständig wol unterhalten wird, so ist er doch sehr schroppigt. Wir mußten aussteigen, und diese beschwehrlliche Reise zu Fus machen; endlich kamen wir sehr ermüdet auf den Gipfel des Berges, wo zum guten Glücke eine ausgehauene Grotte in dem Felsen ist, wo man immerzu fürtreffliche und  
sehr

sehr frische Weine haben kan, wo wir uns erfrisch-  
ten, und ausruheten.

Wir fanden an diesem Orte eine Corporals-  
schaft Sbirren oder Häscher, die uns fragten, ob wir  
nicht jemand auf dem Wege angetroffen, und ob wir  
nichts ausserordentliches gesehen hätten. Nachdem  
wir ihre Frage beantwortet, sagten sie uns, daß  
sie da wären, den Räubern Einhalt zu thun, das  
mit denen Pilgrimen nichts niedriges begegne, wel-  
ches oft geschehen, ehe man eine Wache dahin ge-  
leget.

Man nennt in Itallen Pilgrime alle diejeni-  
ge die nach Rom gehen, besonders wenn man weiß  
daß sie Fremde sind, sie mögen zu Fulse gehen oder  
fahren; denn man ist schon lange von der albern  
Meinung in der man so lange Zeit gewesen abge-  
gangen, als wenn die Pilgrime nur zu Fulse gehen  
müßten wenn sie ein Almosen fordern. Nichts de-  
stoweniger hat dieses viele Gottsfürchtige Leute auf-  
gemuntert, Spitäler zu erbauen, um die Pilgrime  
aufzunehmen und zu unterhalten. Unser Kloster de  
Gradi ist eines Theils zu dieser guten Absicht errich-  
tet worden; es ist schon lange, daß man eine so un-  
bequeme Andachtsübung mit ganz andern Augen an-  
siehet, und sich von einem so schwehren Joch mit  
so viel mehrerm Grunde befreiet, als die Ablassbul-  
len, welche die Päbste mit den Besuchen dieser  
D 5. hel

heiligen Orter verknüpft haben, nicht das geringste melden, daß man zu Fuß und auf eine so unbequeme Art dahin reisen müste. Diejenigen, die auf solche Weise heut zu Tage noch dahin gehen, können eben nicht anders, und wie sie gewohnt sind zu betteln, so wollen sie es lieber reisen und schöne Sachen sehen, als in ihrem eignen Lande bleiben, wo es nicht so sicher, und so gar auf Kosten des Publici so gut zu leben sein würde.

Die Ursach, welche den Pabst bewogen, auf diesem Berge eine Wache anzulegen, ist so besonder, daß ich sie hier erzählen mus. Es ist folgende:

Einem Jacoblner aus Pohlen, von zwanzig oder zwei und zwanzig Jahren, der nach Rom reiste, daselbst zu studiren, begegneten unterwegs zween Spizbuben zu Pferde; sie verlangten von ihm seine Börse, die er ihnen geben muste, um sich das Leben zu erhalten, daß sie ihm zu nehmen droheten. Als sie aber sahen, daß sehr wenig Geld darinn seie, nöthigten sie ihn mit dem Pistohle in der Hand, zu gestehen, ob er nicht noch einige Goldstücke in seine Strümpfe sohlen eingenähet hätte. Sie hätten ihn zwin-

gen

gen können sich selbst ausziehen; allein da sie besorgten, es möchte zu viel Zeit dabei vergehen, stiegen sie vom Pferde und hießen ihn niedersitzen, und fiengen an, einer auf dieser, der andere auf iener Seite, ihn auszukleiden. Als dieser junge Religiose, der starck und bei guten Kräften war, sie in dieser Stellung sahe, ergrief er sie beim Kopfe und sties einen gegen den andern so heftig, daß er sie beim ersten Stos schon betäubte, und ohne ihnen Zeit zu lassen zu sich selbst zu kommen, sties er sie noch zwei oder dreimal mit solcher Heftigkeit aneinander, daß sie dadurch ausser Stand gesetzt waren ihr Handwerk weiter fortzusetzen, und wie er sahe, daß ihnen ihre Sachen zu nichts mehr nütze wären, nahm er sie ihnen ab und packte sie zusammen auf eines ihrer Pferde, und setzte sich auf das andere, und kam nach Rom, indem er dasienige so beladen war an der Hand führte. Er langte in dem Kloster der Minerva an, wo er dem Ordensgeneral die ganze Begebenheit erzählte; dieser gab dem Pabst Innocentio XI. davon Nachricht, welcher diesen jungen Religiosen selbst sehen, und die Erzählung dieses Vorfalls mündlich von ihm vernehmen wollte. Er wurde sogleich dem Pabst  
vora

vorge stellt und erzählte ihm alles das, was wir  
iezt gemeldet haben, und als er auf die Stelle  
kam, wo er ihnen den Kopf durch das Zusam-  
menstossen zerschmettert, sagte er ganz einfältig  
auf lateinisch: *Areptis amborum capitibus, dul-*  
*citer, dulciterque unum contra aliud impuli,*  
& sic contractis cervicibus mortui sunt.

So ernsthaft der Pabst sonst war, so konn-  
te er sich doch des Lachens nicht enthalten, und  
wiederholte das polnische *Dulciter dulciterque,*  
zwei oder dreimal, worauf er ihm die Absolu-  
tion wegen seines Vergehens ertheilte, ihn von  
dem Falle, worein er gerathen war, wieder auf-  
richtete, und ihm die Pferde und die Habseligkei-  
ten der zween Räuber schenkte.

Seit der Zeit ist eine Corporalschaft von  
Sbirren da, die den Berg bewachen. Wir se-  
zen uns in unsere Kaleschen um hinab zu fahren.  
Der Weg ist schön und wird immer ausgebeßert;  
der Berg ist mit verschiedenen großen Bäumen  
ganz bedeckt, unter welchen sich grüne Eichen vor-  
auserordentlicher Größe befinden.

Wir kamen bei einem kleinen See vorbei,  
welcher einen mittelmäßigen Fluß ausmacht, der  
sich bei *Civita Castello* in die *Tiber* ergießt.

Wir

Wir langten ziemlich spät zu Ronziglione an, wo wir übernachteten.

Dieses ist ein großer Flecken, der einer kleinen Stadt gleichsiehet, und der einer ansehnlichen Grafschaft die dem Herzog von Parma gehört ihren Namen giebt. Die Strassen sind gerad, breit und ziemlich gut gepflastert. Es sind zwei oder drei Klöster da, eine schöne Pfarrei, und ein schönes Collegium der Väter des christlichen Glaubens aus Frankreich, welche die Jugend entweder im Christenthum oder in andern Studien auf eine bewundernswürdige Weise unterrichten. Der Gasthof oder die Post, wo wir einkehrten, liegt auf einem großen langen Platz, wo sich auch ein sehr schöner Brunnen befindet.

Wir giengen sehr früh wieder ab und kamen durch Sutri, eine sehr alte, arme und wegen der bösen Luft, welche daselbst wehet, sehr einsame Stadt. Der bischöfliche Titel wurde nach Nepesin verlegt, eine gleichfalls entvölkerte Stadt, die eben so wenig bedeutet.

Dergleichen Vereinigungen der Bischümer sind in Italien sehr häufig, und besonders in den päpstlichen Staaten; ich werde es an andern Orten anmerken, sollte es auch nur deswegen sein,

sein, um denen das Maul zu stopfen, die da vorgeben, daß die Päbste alle Dörfer ihrer Staaten zu Bischüthern deswegen erhoben, damit sie auf den Kirchenversammlungen die stärksten sein mögten. Das ist ein elender Gedanke. Aber ich habe nicht Zeit ihn jetzt zu widerlegen, und ist es auch wohl der Mühe werth? Die Straßen zu Sutri sind so enge, daß unsere Kalesche an den Häusern auf beiden Seiten anstreifte; wenn ein Erdbeben diese Stadt umstürzte, so würde es denen wenigen Leuten daselbst nicht viel schaden.

Von Ronciglione bis nach Bacano, einem Postwirthshause rechnet man funfzehn Meilen; es liegt an einem kleinen See, der in die Tiber fällt. Dieser Ort war sonst sehr gefährlich, er war mit einem dicken Wald umgeben, in dem sich beständig vieles Räubergesindel aufhielte.

Pabst Sixtus V. hatte den Wald niederhauen lassen, aber, weder er, noch seine Nachfolger haben verhindern können, daß dieses Wirthshaus nicht eine der abscheulichsten Schandereien in ganz Italien geworden wäre. Man wird daselbst sehr übel bedienet, und so wenig als man getruncken oder gegessen hat, oder nach der schlechten Mahlzeit, die man einem da giebt,  
noch

noch etwas anders verlanget, so darf man versichert sein, daß man auf die schönste Art ausgebeutelt wird, ohne jemand zu haben, bei dem man sich Recht schaffen könnte, weil dieses Haus ganz allein, und von allen andern Wohnungen sehr entfernt liegt. Es haben sich die Reisenden schon lange darüber beschwehrt, man siehet auch Verse von allerhand Sprachen an die Mauer mit Kohlen geschrieben, welche zu erkennen geben, daß, wenn gleich dieser Ort jezund für das Leben nicht mehr so gefährlich ist als sonst, er es doch wenigstens noch für den Beutel ist.

Daher kommt das welsche Sprichwort, dessen man sich bedient, wenn man sich beklagt oder fürchtet:

*Pare che siamo nel bosco di Bacano.*

Es scheinet, als wenn wir in dem Walde von Bacano wären.

Von Bacano bis nach Rom sind nur 15 Meilen. Unsere Fuhrleute, die die allerläuderlichsten Kerl waren, die aus einem so schlechten Stamm herkommen können, fiengen an viel Leute seeliger zu werden, sie zeigten uns die Alterthümer die auf der Reise zu sehen waren, sagten uns die Namen der Schlösser und Orter die wir unterwegs liegen sahen, und gaben sich Mühe, uns

das

das böse Verfahren vergessen zu machen, womit sie uns auf der ganzen Reise begegnet, damit sie desto mehr Recht haben möchten, von uns beim Abschied eine kleine Verehrung zu fordern.

Wir langten an der Tiber an, über welche wir auf derienigen Brücke kamen, bei welcher Constantinus der Große den Tyrannen Maxentium gänzlich schlug. Die Tiber ist kein sonderlicher Fluß, weder in Ansehung ihres Wassers noch ihrer Schönheit, es ist allezeit trübe wie das Wasser bei einem starken Gegengusse. Man bedient sich desselben fast in ganz Rom nicht. Die Brücke hat nichts schönes an sich; sie ist alt, sehr schlecht, ziemlich übel gebauet und nichts merkwürdiges daran, als einige Aufschriften, die man daselbst in Marmor gehauen, liest, und ein kleiner Zoll, den die daselbst vorbeigehende Kalescher erlegen müssen. Diese Brücke hies sonst Pons Milvius, die alte ist zerstört worden, und die heutige ist nur auf ihren Grunde gebauet, welcher man den Namen Ponte Mole gegeben, aus einer Ursache die ich nicht recht weis, sonst hätte ich sie hieher gesetzt. Von dieser Brücke bis nach Rom sind zwei kleine Meilen, oder zwei Drittel von einer grossen.

Dieser

Dieser ganze Weg kan als eine Vorstadt von Rom angesehen werden, weil man auf beider Seiten fast beständig Lusthäuser antrifft die man *Vignes* nennet, davon einige sehr schön sind, und unter andern dasjenige so Pabst Julius der dritte erbauet; man findet auch daselbst Wirthshäuser und Wohnungen für Gärtner und andere dergleichen Leute. Wir langten endlich zu Rom um ein und zwanzig Uhr an, das ist ohngefähr um fünf Uhr Nachmittags, Sonnabends am achten Junius 1709.

### Drittes Capitel.

Anmerkungen des Verfassers über die Stadt Rom.

**M**eine Absicht ist hier nicht eine vollkommene Beschreibung der Stadt zu liefern, das wäre für mich ein gar zu weisläufiges Feld; es haben dieses schon viele andere vor mir gethan, ob sie solche vielleicht nicht so gut kannten als ich. Ich werde mich genau an die Aufschrift dieses Capitels halten, und ich werde nichts sagen, als was andere ausgelassen haben, oder ich werde sie wenigstens in denen Stellen verbessern, wo ich gewiß weis, daß sie sich betrogen haben.

Wir kamen nach Rom durch das Thor des *Populo*, Völkerthor oder *Papelthor*. Wir finden hier gleich

III. Theil.

Ⓔ

ein

eine Schwürigkeit uns bei dem Namen dieses Thors aufzuhalten. Einige behaupten, daß man es wegen der Menge Pappelbäume die darum sollen gestanden haben, und wovon noch einige zu sehen sind, das Pappelthor nennen soll. Andere leiten seinen Namen von einer Kirche zu U. L. Frauen her, welche, wenn man in die Stadt gehet, linkerhand liegt, und zu Ende des elften Jahrhunderts von dem Römischen Volke auf eben die Stelle gebauet worden, wo des Nero Grab gewesen, und deswegen zu U. L. Fr. zum Volk genennet worden. Man hies es auch vor sehr alten Zeiten das flaminische Thor, weil es auf dem flaminischen Wege oder via flaminia, einem der schönsten des alten Roms liegt. Dieses Völckerthor wie man es heut zu Tage siehet, wurde unter dem Pabst Pio IV. von dem berühmten Biagnola nach dem Riß des Michaelis Angelo Buonarota erbauet. Es ist von travestiner oder besser zu sagen von tibartiner Steine, und mit vier Marmor Säulen geziert deren Piedestale so hoch sind, daß man etwas dabel aus zu setzen fände, wenn man nicht so viel Hochachtung für diejenigen trüge die dieses Werk aufgeführt haben. Die innwendige Seite, das ist diejenige, die nach der Stadt zu siehet, wurde zu Zeiten Alexanders VII. mit einer viereckigen Dorischen Säulen Ordnung geziert, um die Königin Christine von Schweden zu empfangen.

fängen. Und gleichwie man das nemliche Mas innwendig behalthen hat, so ist die Höhe der Plei destale noch wiederwärtiger.

Es ist gewiß, daß mich der Eingang nach Rom durch dieses Thor ganz eingenommen. Man erblickt sogleich einen dreiwinklichen Platz, dessen dem Thor über gelegene Basis einen Winkel ausmacht, der sich durch drei schöne, breite, gerade und so lange Strassen öfnet, daß sich das Auge dabei verlihet. Die mittlere Strasse heist Il Corso, also genennet, weil man daselbst frische Luft zu schöpfen spazieren fährt, und sie zum Wettrennen, und andern Vergnügungen beim Carneval dienet. Es sind daselbst auf beiden Seiten erhabene Gehwege für die Leute zu Fuß. Diese Strasse ist mit sehr schönen Häusern und prächtigen Kirchen eingefast.

Man führte uns sogleich auf den Landzöll, das ist: auf denienigen, wo man die Kaufmanns Waaren und andere Güther, die zu Lande ankomen, durchsuchet, denn für die Sachen die auf der See ankomen ist ein anderer. Dieses ist ein weitläufiges und prächtiges Gebäude, dessen Vordertheil mit großen vertlesteten Säulen geziert ist; die man aus dem Pallaste des Antonius, wie man sagt, genommen hat. Das Hauptgelenke ist gleichfals so. Es ist dieses überhaupt ein sehr schönes Alterthum, welches von dem vollkommenen guten Geschmack, und dem

Pracht des alten Roms Zeugniß abgelegt. Unsere Sachen wurden sehr genau durchsuchet, und die Gebühr zahlten wir für jedem Koffer mit einem halben Tullus.

Als wir aus dem Zollhause giengen, trennte sich unsere Gesellschaft. Ich lies mich nach der Minerva bringen, wo mich einer meiner Freunde, der Secretair des Ordens-Generals, demselbigem vorstellte. Ich wurde mit einer so höflichen Art empfangen, daß ich alle Beschwёрlichkeiten der Reise und die Ursachen die mich solche unternehmen hießen, darüber vergas.

Ich komme wieder auf dem Platz del Popolo.

Der Eingang auf dem Corso ist mit zwey Kirchen geziert, die einander vollkommen gleich seyen, mit Kuppeln bedeckt sind, und einen gewölbten Gang haben der auf vier steinernen Säulen von vermischter Ordnung stehet, über deren Hauptgelenk ein Geländer sich befindet, auf welchen Urnen und andere Terrathen stehen. Der Cardinal Gastalt ein Genueser, ehemaliger Schatzmeister der Römischen Kirche hat diese zwei Kirchen bauen lassen.

Die Verleumdung giebt vor, diese zwei Kirchen wären Wiederersezungen, die dieser Prälat Gott von dem gegeben hat, was er der Welt abgenommen.

Went

Wenn alle Schatzmeister ein solches zartes Gewissen hätten, so würde die Stadt Rom bald schöner aussehen als sie jetzt ist.

Ich will keinen Antheil an den Gedanken und Lebensarten dieser Verleumder nehmen, noch die Gründe untersuchen die den Cardinal zu diesen gutem Werke bewogen haben. Ich glaube, daß er ungezwungene und reine Bewegungsgründe dazu gehabt habe; das mag genug sein. Dem sei aber wie ihm wolle, so stieren doch diese zwei Kirchen den Platz und die Strassen, die daran stosen, ganz ausnehmend. Die Kirche rechter Hand ist U. L. Frauen zum Wunderwerken gewidmet; sie gehört den Religiosen des dritten Ordens des H. Franciscus, Lausener genannt. Sie sind alle Franzosen, und hier halten sich auch die meisten Franzosen auf, die zu Rom sind. Die Kirche linkerhand heist zu U. L. Fr. de monte santo. Der Kirchendienst wird von den reformirten Sicilianischen Carmelitern versehen. Das innwendige dieser zwei Kirchen ist mit Mahlereien und Bildhauer Arbeit häufig versehen, aber sie waren, als ich 1716. von Rom abreisete, noch nicht fertig.

Mitten auf diesem Platze stehet ein Obeliscus vom egyptischen Granit, der mit hieroglyphischen Figuren ganz bedeckt ist; er soll acht und achzig Schuh oder hundert und sieben römische Palmen hoch sein,

ohne die Basis zu rechnen. Man kan ihn in allen drei Strassen sehen, die auf diesen Platz gehen. Sixtus V. liess ihn von dem grossen Circus nehmen, wo er viele Jahrhunderte unter der Erde gelegen, und dahin bringen, wo ihn sein Baumeister Fontana 1587. aufgerichtet hat.

Es ist Schade, daß die Häuser auf den zwei Seiten dieses Platzes sich weder zu dem Thor, noch zu den zwei Kirchen, noch zu den Obeliscus, noch zu den dabei befindlichen Brunnen schicken.

Die Strasse rechterhand des Corso heisst Ripotta, weil sie den kleinen Hafen oder die kleine Rhede der Tieber einschliesst, wo die mittelmässigen Schiffe und Felucken anlanden. Sie führet einen bis nach den Kirchen des H. Ludwigs von Frankreich, und des H. Eustachius, welche fast mitten in Rom und in dem volkreichsten Quartier liegen. Die Strasse linkerhand heisst Laburni oder Masquens Strasse, von einem daselbst befindlichen Brunnen also genannt; sie gehet durch den sogenannten spanischen Platz, einem Orte, der von Fremden sehr häufig besucht wird, weil daselbst die besten Gasthöfe von Rom sein sollen; man kommt darauf auf Monte Cavallo, wo sie sich endiget. Dieser Palast ist auf einem erhabenen Orte gebauet, wo fürwahr eine herrliche Lust ist, und wo sich der Pabst, wenn die Hitze gar zu gros ist, aufhält.

Diese

Diese drei Strassen sind ganz sicher die schönsten von der ganzen Stadt, und dienen den Fremden besonders dazu, daß sie sie in alle Derter führen, wo man ordentlicher Weise etwas zu verrichten hat. Es liegen auf beider Seiten eine Menge schöner Häuser, große Palläste und prächtige Kirchen. Sie gehen durch alle Plätze die wegen ihrer Größe und Größe merkwürdig sind, aber sie sind übel gepflastert und sehr kothig; und zwischen diesen schönen Gebäuden stehet eine Menge anderer geringer, niedriger und schlecht gebaueter Häuser, welche alles was man daselbst schönes, reiches und von gutem Geschmack siehet, unendlich verstellen.

Es soll diese wledrige Vermischung die schönen Gebäude nur desto kenntbarer machen, und die nemliche Wirkung haben, als die Schatten auf einem Gemälde, die Farben nur desto mehr erheben. Ich will es nicht entscheiden, ich überlasse einem Iede das Recht davon zu urtheilen; was er will, mir wenigstens dünkt, daß diese alten und schlechten Häuser die Strassen sehr verderben, und ich glaube mit Recht, daß man diesen Fehler in allen Strassen zu Rom antrifft.

Das Gassen Koth ist daselbst in großer Menge und im Winter sehr unbequem, auch wenn es ein wenig geregnet hat. Der Staub ist im Sommer noch größer; doch hilft man diesem letzten Uebel da-

durch ab, daß man des Abends die Strassen vermittelst eines auf einen kleinen Wagen gelegten vollen gefüllten Faszwassers, besprizet; unten am Fasse ist ein lederner Schlauch mit einem Strick, welcher von einem der hintenher und in einer gewissen Entfernung vom Wagen, gehet, gehalten wird, und der den Schlauch von einer Seite zur andern wendet, um alles zu besprizen. Es giebt so viele Brunnen in allen Strassen, daß die zu dieser Arbeit bestellten Leute nicht viele Mühe haben ihre Fässer mit Wasser zu füllen. Dadurch wird der Staub gelöscht, und die Hitze, die das Pflaster, auf welchem die Sonne den ganzen Tag liegt, von sich wirft, geschwächt. Ubrigens darf man sich nicht einbilden, daß man überhaupt alle Strassen zu Rom so besprizet, ob es gleich sehr nöthig wäre, denn es haben diese Freiheit nur der Kennweg und einige der vornehmsten Strassen, oder die Plätze die am meisten besucht werden.

Man hat nicht eben die Sorgfalt die Gassen zu reinigen, außer bei gewissen sehr merkwürdigen Gelegenheiten, und auf gewissen besondern Orten. Man weis da nicht was kehren heißt; man überläßt es dem Himmel. Große Regen sind der Befehl von Rom, wenn es viel geregnet hat, sind die Gassen rein, und sehr kosthlig, wenn es nicht geregnet hat.

Das

Das Pflaster zu Rom ist sehr schlimm, ob es gleich mit Kalk-Mörtel und Pozzolane (\*) bearbeitet ist, welches, wenn es wol gemacht, ungemein dauerhaft und hübsch ist, aber eben daran fehlt es; nebst dem daß die Steine viel zu klein und nicht wol zusammen gefügt sind, so hat der Grund, worauf sie mit Mörtel gesetzt werden, keine Bestigkeit. Dieses ist eine Erde, die man ausgräbt, um sie schnurgleich zu machen, davon ein Theil vest hält, während daß der andere zusammenfällt, und der Last, die man darauf leget, nachgibt, welches macht, daß das Pflaster von Mörtel und Steinen, womit man sie überdeckt hat, aufbricht und in weniger Zeit alle Arbeit fruchtlos macht; welches nicht geschehen würde, wenn man nach dem Beispiele der alten Römer blos große und feste Steine dazu anwendete, und den Boden erst recht zusammen stöße, den man pflastern will. Allein wenn man es so machte, so würde dieses wer weiß, wie viel Leuten nachtheilig seyn, die sich vom Pflaster nähren. Die Alten die sich bemüheten unvergängliche Werke zu errichten mußten vermuthlich die Handwerksleute auf eine andere Art zu erhalten. Dieses Geheimnis ist verlohren, auf die alten Gewohnheiten sind neue

E 5

Mo.

(\*) Eine Art Sand, so bei der Stadt Puzzol im Königreich Neapolis gefunden, und beim Bauen statt des Mörtels oder der Kütte gebraucht wird.

Moden gefolget; auferdem brauchte man in den ver-  
gangenen Zeiten zu öffentlichen Gebäuden nur Slaven  
oder Soldaten, deren Zeit ihren Häuptern oder Herren  
jedesmal kostbar war; daher war es also nöthig  
daß man sie so arbeiten liese, daß sie das nemliche  
nicht öfter wiederholen mußten.

Meine erste Sorge, so bald ich zu Rom an-  
gekommen, war, mir einen Grundriß von dieser  
Stadt zu kaufen damit ich ohne Furcht mich zu ver-  
irren herumgehen könnte; und mich auf die welsche  
Sprache zu legen. Ich hatte davon schon einige  
Kenntniß, sie war aber bei weitem nicht hinreichend  
ein Gespräch zu unterhalten. Man mus aber die  
Sprache des Landes in dem man sich befindet wissen,  
oder sich entschließen beinahe mit keinem Menschen  
einigen Umgang zu haben. Denn obgleich alle Or-  
densleute mit denen ich umgehen konnte der lateini-  
schen Sprache kundig waren, und sich bei erforder-  
lichen Gelegenheiten sehr leicht und artig auszudru-  
cken wußten; so ist doch gewiß, daß ich sie in nicht ge-  
ringe Verlegenheit würde gesetzt haben, wenn ich sie  
gezwungen hätte, sich immer dieser Sprache zu be-  
dienen; wir bemerken die nemliche Schwürigkeit,  
wenn wir in Frankreich mit Fremden zu thun ha-  
ben, die nur lateinisch mit uns reden können. Aufer-  
dem hat man zum öftern mit Leuten zu schaffen, de-  
ren diese Sprache eben nicht unumgänglich nöthig  
ist.

ist, und was für eine verdrüßliche Sache ist es also. Denn, wenn man beständig einen Dolmetscher an der Seite haben mus.

Ein Fremder der nach Welschland kommt, kan nichts bessers thun, als sich gleich auf die Sprache des Landes zu legen, und seine Freunde zu bitten, in keiner andern Sprache mit ihm zu reden.

Eine unzeitige Schamhaftigkeit verhindert gewöhnlicher Weise die Franzosen diese Parthei zu ergreifen. Sie befürchten ausgelacht zu werden, wenn sie einen Fehler begehen. Dieses würde in Frankreich unfehlbar geschehen, wo die schlimme Gewohnheit herrscht sich über Fremde aufzuhalten, wenn sie in unserer Sprache einigen Fehler begehen. In Welschland aber hat man in diesem Stücke nichts zu besorgen. Die Italiener sind viel zu höflich, als daß sie in diesen Fehlern verfallen sollten.

Man mag noch so fehlerhaft reden, so lachen sie niemals, und wird man seines Fehlers gewahr und ersucht sie, ihn zu entschuldigen, und zu verbessern, so thun sie dieses auf eine so verbindliche Art, und sagen zur Aufmunterung, man habe für die kurze Zeit, die man in dem Lande ist, es weiter gebracht, als sie es bringen würden, wenn sie sich in des Fremden Helmath befänden; sie loben einen wegen des Eifers, den man bezeiget ihre Sprache

zu erlernen, und dieses ist gewiß sehr angenehm. Diese Höflichkeit machte, daß ich mich lange nicht so gut ausdrücken konnte, als ich würde gekönnnt haben, wenn ich um Leute gewesen wäre, die lieber getadelt hätten. Ich wurde es endlich gewahr, und weil ich sahe, daß ich die Gewohnheit nicht überwinden konnte, welche etwas betagte Leute gemeiniglich an sich haben, daß ihnen die ungereimte Art, mit der ich redete, gefällt, so wendete ich mich an die jungen Geistlichen, die den Dienst in unserer Kirche zu Tivoli, und hernach zu Civita Vecchia, wo ich mich einige Jahre aufgehalten hatte, versahen, und brachte es durch kleine Geschenke, die ich ihnen machte, dahin, daß sie mir die Fehler, die ich begienge, zeigten. Ich hatte Mühe sie dazu zu bringen; sie sagten, es wäre eine Unhöflichkeit zu corrigiren, die älter sind als sie; ich mögte es vielleicht nicht immer wol aufnehmen. Endlich brachte ich sie zu dem was ich von ihnen verlangte, und was ich in dieser Sprache gethan, habe ich ihnen größtentheils zu danken.

Die Römer sprechen gut, und wissen sich sehr wol auszudrücken, sie schreiben aber anders als sie reden, und zum öftern ist etwas Schwulst in ihren Schriften. Sie sagen, unsere Schreibart sel gar zu einförmig und trocken; ich glaube, man könne ihnen antworten, die Ihrige sel allzuwenig natürlich.

Ich

lich und zu hochtrabend, besonders in Complimenten, Briefen, wo man diesen Fehler noch stärker bemerkt. Die Florentiner behaupten, die Schönheit dieser Briefe bestünde darinn, daß man den Leser bis auf den letzten Absatz in Ungewißheit halte, da sich denn der Sinn des Verfassers entwickle und veroffenbare.

Die Franzosen schicken sich nicht wol zu dieser Schreibart; sie sind viel zu lebhaft, und man mus viel Flegma haben, um ein langes und prächtiges Galimatias zu lesen, bevor man die Auflösung findet. Cicero schrieb nicht so, so wenig als Plinius, und doch schrieb er gut. Es ist wahr, sie waren Lateiner; aber der Cardinal Bentivoglio war ein Italiener, und seine Briefe, die so schön, so nett und so voller Gedanken sind, haben das, was sie so beliebt macht, keineswegs von dieser mit Beiwörtern so angestopften und unnatürlichen Schreibart entlehnet. Nach diesen Mustern sollen sich diejenigen bilden, die sich in der Kunst Brief zu schreiben, herfür thun wollen.

Ubrigens mus man sich nicht einbilden, als wenn die welsche Sprache schwere wäre. Sie ist leicht, angenehm, zierlich und nachdrücklich; es ist schwer, im Italienschen unhöflich zu seyn. Man lernet die Aussprache ohne viele Mühe, so wie man sich an die Sitten des Landes gewöhnt, wenn man ein

ein bliffen gesunde Vernunft und Kenntniß der Welt besizet. Man mus sich gleich anfänglich gewöhnen, die Buchstaben auszusprechen, und die Hülfswörter *essere* und *havere*, *seint* und *haben*, auswendig lernen: mit dieser geringen Vorbereitung, et was Belesenheit und Umgang kommt man bald damit zu Ende, und kan versichert sein, daß man sich keine vergebene Mühe gegeben habe.

Kirche und Kloster der Jakobiner; die  
H. Maria über der Minerva ge-  
nannt.

Ich habe mich in diesem Kloster bei verschiednen Gelegenheiten lange Zeit aufgehalten. Ich war allezeit mit Vergnügen da, und habe von den Superioren und Keltglosen tausend Merckmahle der Freundschaft und aufrichtigen Zuneigung erhalten. Dieses verbindet mich, dem Publico eine Beschreibung von diesem berühmten Hause zu liefern; weil ich nicht im Stande bin, meine Danckbarkeit auf eine andere Art am Tage zu legen.

Als Pabst Honorius III. im Jahr 1216. die Regel und den neuen Orden des H. Dominikus bestättiget hatte, gab er ihm und seinen Keltglosen die H. Sablunenkirche auf dem Aventinischen Berge; und war ihnen zu Erbauung eines Klosters behülflich, welches noch heut zu Tage daselbst stehet, und  
für

für das erste Kloster anzusehen ist, das unsere Pa-  
tres in Welschland gehabt haben.

Hieselbst wohnten sie bis auf das Jahr 1375.  
Da sie es für allzu beschwerlich hielten, von dem  
Pallaste des Papstes, und den bewohnten Quartie-  
ren Roms so weit entfernt zu sein, wo sie sich doch  
alle Tage zum Predigen, Beicht hören, Unterrichten,  
und andern Übungen der Gottseligkeit und des  
Glaubens, die sie in dem Pallast und den Kirchen zu  
Rom zu thun hatten, einfinden mußten; so mach-  
ten ihre Freunde dem Papste eine Vorstellung, daß  
es gut wäre, wenn man sie etwas näher zu dem Pal-  
laste, und gegen den Mittelpunkt der Stadt zöge,  
damit sie ihren Amtsgeschäften desto leichter abwar-  
ten könnten.

Dieser Papst war Gregorius XI. ein Franz-  
jose, der vor den Orden eine besondere Achtung  
hegete; er übergab diese Sache der Sorgfalt des  
Cardinal Aldobrandini Cavalcanti, einem  
Religiösen dieses Ordens, der alles so geschickt an-  
zustellen wußte, daß er die vom Papst Zacharias  
entstandene Griechische Religiösen, welche den al-  
ten Tempel der Minerva innen hatten, bewog,  
diesen Ort unter gewissen Bedingungen an seine  
Ordens-Brüder zu überlassen, und einen Platz  
auf dem Campo martio zu beziehen, wo man ih-  
nen

nen eine Kirche und ein Kloster bauete, die noch vorhanden sind.

Auf diese Weise setzten sich unsere Patres mitten in der Stadt, ohne deswegen ihr Kloster auf dem Monte Aventino zu verlassen, wo beständig eine zahlreiche und in Beobachtung ihrer Regel sehr strenge Bruderschaft gewesen ist.

Die alte Kirche, so die Griechischen Kelloggosen innen gehabt, war Gott unter der Anrufung der H. Jungfrauen gewidmet; diejenige, welche unsere Patres daselbst erbauet haben, hat den nemlichen Titel erhalten, und man hat eine wie die andere Sancta Maria supra Minervam genennet, weil sie auf dem alten zusammen gefallenen Grunde des Tempels erbauet ist, den ehemals Pompejus der Minerva geheiliget, davon noch einige Wahrzeichen in den Höfen des Klosters zu sehen sind. Die Liebhaber der Alterthümer geben vor, dieser Tempel sei viel größer gewesen als der Raum, den jetzt die Kirche und das Kloster der Minerva einnimmt. Der Beweis, den sie anführen ist, weil man eine Statue der Minerva gefunden hat, die sie für diejenige halten, welche man in diesem Tempel verehrte, indem man den Grund zur Kirche des Römischen Collegii grub. Dieser Beweis kommt mir ziemlich zweideutig für.

Es geschah also im Jahre 1375. daß sich unsere Patres an diesem Orte vestsetzten; sie baueten die Kirche, die man heut zu Tage siehet, mittelst der Freigebigkeit des Cardinals Adobranz Dini, und vieler anderer Römischer Herren, die zu diesem Kirchen- und Kloster-Bau einen Beltrag mit einer so viel erbatlichern Art thaten, da keiner unter ihnen einen andern Namen, als den bescheidenen Titel eines Wohlthäters annehmen wolte. Diese waren die Herren Cavelli, die den Chor baueten liessen. Die Herren Cajetani, die die Kosten des großen Bogens, unter welchem der Hauptaltar stehet, und des Kreuzganges bestritten. Der Cardinal von Turrecremata, der das Schiff, und der Cardinal Capramia, der die untern Wände, die Glaze und das Thor der Kirche bauen liess. Das alte Gewölbe ist zu unsern Zeiten von den Herren Cavelli, Palombara, und die vielen und größtentheils mit vielen Zierrathen versehenen Kapellen, sind von großen Leuten gebauet worden, denen sie gehören, und die ihre Begräbnisse darinnen haben. Hierunter gehören die Caraffi, Borghesen, Caffaralli, Ursini, Moschi, Cavelli und andere mehr.

Diese ganze große Kirche ist völlig nach Gothicischem Geschmack. Man behauptet, sie sei zum Theil auf den Grund des Tempels der Minerva erbauet.

III. Theil,

F

bauet.

bauet. Sie hat noch keine Glaze, die mit ihren Innerem übereinstimme. Sie ist hoch, breit und sehr hell, die untern Seitenwände sind von dem Schiffe durch grose runde Pfeiler abgesondert; sie sind an und für sich nicht sonderlich mit Zierathen versehen. Man hat nur auf die Züchtigkeit, und nothwendige Stärke die Gewölber zu halten, sehr Augenmerck gerichtet; doch sind sie fast alle mit Denkmählern von Marmor und Erz belästiget, davon die mehresten so schön entworfen, und so vorzüglich ausgeführet sind, daß sie der ganzen Kirche eine grose Zierde geben.

Der Altar steht frei, wie ich schon gesagt habe, und seit dem ich mich da aufgehalten habe, hat man ihn ganz von Marmor gemacht. Die Zierathen daran sind von Erz, so mit Goldstaub überzogen, nach einem prächtigen Riß, der sehr gut in die Augen fällt. Hinter denselben hat man doppelte Stufen von Marmor angebracht, die auf ein Plateforme von nemlicher Materie führen, die eben so hoch als das letztere Stufenwerck ist, und dieses deswegen, damit der Unehrebarkeit, die die Kirchenbediente, wenn sie die Altäre puzen wollen, gemeintlich begehen, vorgebeugt werde; da können sie ohne die Ehrebletung zu verletzen, stehen, und den Altar, wenn es nöthig ist, säubern.

Ich

Ich habe diesen Altar sehr oft mit reichem Silberwerk geziert gesehen, so aus Brustbildern und Reliquienbehältnissen, Leuchtern und Gefäßen, worinn silberne Blumensträuße waren, bestundet, so auf eine anständige Art und ohne Unordnung gesetzt waren.

Der Chor der Religiosen ist hinter dem Altar, und so gros als es nöthig ist eine Zahl von hundert und funfzig Religiosen, die gemeinlich in dem Kloster wohnen, zu fassen, ohne die Fremden zu zählen, die daselbst oft in großer Anzahl sich befinden.

Der Pater Antoni Cloche, ein Franzose, der die Stelle des Ordensgenerals mit so vieler Würde und Erbauung seit vier und dreißig Jahren behauptet, verrichtete den Gottesdienst daselbst öfters, als man es von seinen wichtigen Geschäften und ziemlichem Alter glauben sollte, und hielte an felerlichen Tagen allezeit das Hochamt mit einer der lebhaftesten und rührendsten lateinischen Vermahnung. Die Stühle sind von sehr schöner Tischersarbeit, doch nicht so schön wie die zu Bologna, allein der Chor zu Bologna ist auch nicht wie dieser mit zwei prächtigen Mausoleen von Marmor, die auf beiden Seiten über den Stühlen sich befinden, geziert. Dasjenige rechterhand, gehört Pabst Leo X. und das linkerhand Clement VII. zweien

Florentinern. Sie sind so schön, daß viele sie für ein Werk des Michael Angelo Buonarota halten, ob sie gleich Bandinelli ein vortreflicher Bildhauer verfertigt, welcher in sehr vielen Wercken dem Michael Angelo gleich kommt, aber das darf man nur denken, und nicht sagen, man macht sonst die Römer böse, welche behaupten, daß Michel Angelo unnachahmbar sei, und ihm niemand gleich komme. Die Statue des Leo soll Raphael de Monte Lupo, und die Statue des Element, Baccio Bigio, sehr geschickte Bildhauer, verfertigt haben, welche nach dem Geschmack des Bandinelli arbeiteten, und allem Ansehen nach Schüler von ihm gewesen sind.

Das Grabmahl Pabst Paul IV. aus dem Hause der Caraffen, ist in der Kapelle des H. Thomas, so dieser berühmten Familie gehört; es ist prächtig, und der Marmor, aus dem es verfertigt ist, von dem allerschönsten. Cotignola hat es gemacht. Die Kapelle ist mit Gipsarbeit und kostbaren Mahlereien gezieret. Das Gemählde am Altar, welches die Verkündigung Maria, ist von Johann de Siesoli; sein Pinsel ist von solcher Annehmlichkeit, daß man ihn nur den Englischen Mahler genennt hat.

In eben dieser Kirche liegt noch ein Pabst begraben, Urban VII. aus dem Hause Castagna.  
Er

Er war nur ein Monat und einlge Tage Pabst. Unterdessen hatte er doch Zeit genug, Werke der Gottseligkeit auszuüben, daß er alle seine Familiengüter der Bruderschaft von der Verkündigung vermachte hat, die ihm zur Erkennlichkeit in der Kapelle, die von ihm ihren Namen hat, ein prächtiges Denckmahl aufrichten lassen. Von dieser Bruderschaft will ich unten mit mehreren reden.

Es wäre eine verdrüßliche Sache, alle die Fürsten, große Herren, Bischöffe und Cardinäle zu erzählen, die in dieser Kirche ihre Begräbnisse haben. Es ist gewöhnlich, daß man daselbst die rothen Hüte an das Gewölbe, oder über das Grab aufhängt. Es ist heut zu Tage noch eine ziemliche Anzahl daselbst, die noch größer sein würde, wenn man sich die Mühe geben wolte, dieienigen, so herabgefallen, wieder aufzuhängen. Denn die Schnüre, womit sie vest gemacht waren, sind durch die Länge der Zeit mürbe geworden.

Unter den Cardinälen, die ein gezieretes Grabmahl haben, ist des Cardinals Alexandrini, eines Nepoten des H. Pius, und des Cardinals Bonelli, Pronepotens des nemlichen Pabsts, sämtliche von unserm Orden, zu welchem sie alle ihre Familiengüter gestiftet haben. In einer Kapelle, durch welche man in das Römische Collegium gehen kan, haben die Cardinäle Bembo und Vi-

mentel prächtige Mausoleen, ich übergehe andere mit Stillschweigen, und melde nur noch, daß der berühmte Cardinal Caietano, THOMAS DE VIO, auch ein Religiose von unserm Orden, aus Erniedrigung in dieser Kirche nicht hat wollen begraben sein, sondern in einem Grab von Stein unter den Kirchentreppen.

Die Kapelle des H. Dominikus liegt auf der Seite der Thüre, wo man in die Sakristei geht. Sie ist groß und weitläufig genug alle Rerathen in sich zu fassen, die man ihr auch geben mag. Ein gewisser Prelat, wollte einige Jahre vorher, ehe ich nach Rom gekommen, etwas darauf wenden; er lies auf den Kirchenplatz eine ziemliche Menge von Marmor führen, die er dazu bestimmte: er hatte sogar in die Kapelle schon acht Säulen von sehr schönen schwarzem Marmor setzen lassen, als unsere Patres auf den ungeschickten Einfall kamen, ihm zu sagen, sie wünschten, daß der Baumeister des Klosters dieses Werk aufführen möchte. Der Prelat behauptete mit Recht, daß derienige, welchen er erwählet, und der schon angefangen hätte, fortfahren sollte; und wie man auf beiden Seiten nicht nachgab, so lies der Prälat einstmals sehr früh den Marmor der vor der Thür lag wegführen, und nur  
die

die aufgerichteten Säulen stehen, die man nicht mehr wegbringen konnte. Auf diese Weise unterblieb die Zierde, die für die Kapelle des H. Dominikus bestimmt war. Es ist dieses eine sehr seltsame Begebenheit von italienischen Religiosen, die allezeit in ihren Angelegenheiten viel Klugheit und Einsicht blicken lassen, aber vor dismahl die Politick ein wenig aus den Augen setzten. Der Verlust, den unsere Patres dadurch erlitten, kam andern Religiosen zu statten; der Prelat zierte ihre Kirche aufs prächtigste, und ich glaube, daß er sich selbst sehr großen Schaden gethan, um nur das Vergnügen zu haben, unsere Patres böse zu machen.

Man sagte uns zu Rom, daß Benedetto XIII. diese Kapelle auf eine Art auszieren läßt, die seiner Pracht, seines großen Herzens, und der Ehrerbietung, die er jederzeit für unsern H. Erzwarter getragen hat, vollkommen würdig ist. Er hält sich für eine so große Ehre, ein Sohn desselben zu seyn, daß er das Ordenswappen in dem Hauptschild seines Stammwappens gesetzt, welches noch kein Pabst, der ein Religiose gewesen ist, jemals gethan hat, so viele Verbindlichkeit sie auch gegen ihren Orden gehabt.

Ein Bildniß ist nicht zu vergessen, welches man ungemein hoch hält. Dieses ist des Michael Angelo Christus. Er stehet auf einem kleinen Altar auf der Seite des Evangelii des großen Altars. Er ist von weißem Marmor nach Leibesgröße, ganz nackend, ohne die geringste Decke, so daß, wenn er nicht das Kreuz als sein Merkzeichen, in der rechten Hand hielte, man leicht ein besonderes Urtheil davon fällen könnte; denn er sieht den Gemälden des Erlösers im geringsten nicht gleich, die man in Rom siehet, die man wegen ihrer genauen Ähnlichkeit verehret. Dem sei nun wie ihm wolle, so ist dieses Bild vollkommen schön, völlig ausgearbeitet, von einem ausnehmenden Geschmack, und nach der Römer Meinung unnachahmlich, und auch von Michel Angelo verfertigt. Es stößt ihnen mehr Hochachtung und Andacht ein, als andern Nationen. Ich überlasse es meinen Lesern, die Ursach davon zu untersuchen. Die Blöße der Figur ist mit einer reichen Schürze bedeckt, und unser General der Pater Gloche, hat einen seiner Füße mit einer Art Socken von verguldetem Erz bekleiden lassen, der schon ein wenig verdorben ist, welchen die Andacht der Römer, da sie ihn allzuviel geküßt, schon etwas schadhast gemacht; überhaupt

mus

mus man gestehen, daß dieses Volk sehr andächtig sei.

In dieser Kirche sind zwei Orgeln die man sehr hoch hält, sie stehen auf Emporkirchen an der Seite des Chors im Kreuzgange. Man bedient sich derselben mehr als in Frankreich; aber eben um der Ursache, um derentwillen sie in den Kirchen eingeführt sind, das ist, um den Sängern zu helfen, und nicht übermäßiger Weise das Hochamt zu verlängern, wie zu Paris aus einer bösen Gewohnheit gebräuchlich ist, worüber man sich mehr beklagen mus, als ein Mittel dagegen ausfindig machen kan. Die welschen Organisten sind sehr geschickt, und übertreffen, nach meiner Meinung, die französischen unendlich, wäre es auch nur in diesem Stücke, daß sie, indem der Chor einen Vers mit allen Stimmen absingt, die Schönheit ihrer Composition und die Vortrefflichkeit ihrer Kunst dabei sehen zu lassen wissen.

In der Kirche zur Minerva sind fünf berühmte Bruderschaften, oder, wie man in diesem Lande zu reden pflegt, fünf Compagnien errichtet. Die erste und älteste ist die zum Rosenkranz der H. Jungfrauen, welchen unser Erzvater, der H. Dominikus gestiftet, indem, daß er seinen Orden in Frankreich errichtete. Wir können

nen uns rühmen, daß dieses gottselige Werk seinen Ursprung bei uns genommen. Glücklich, wenn wir auch zeigen können, daß wir es mit eben dem Eifer und Frömmigkeit unterhalten, als die Italiener, die Portugiesen, die Deutschen, die Flamländer, Indianer und Amerikaner.

Ich befand mich mehr als einmahl bei dem berühmten Umgang dieser Brüderschaft, welcher am ersten Sonntag des Monats October gehalten wird, zur Dankagung, daß die bekannte Schlacht bei Lepanto gewonnen worden, die Italien und vielleicht das ganze christliche Europa von dem Joche der Türken befreiete; und ich mus sagen, daß ich niemals eine größere Menge Volks, größere Ordnung und Frömmigkeit gesehen habe.

Die Compagnie steuert ordentlich mehr als zwei hundert arme Mädgen aus, oder wenn sie in das Kloster gehen wollen, so bekommen sie ein Kleid von weißem Sarische, und einen großen feinen seidnen Schleier, nebst einer Wachskerze. Alle diese Mädgen gehen Paar und Paar mit verdecktem Angesichte von römischen Matronen, die zur Compagnie gehören, begleitet; unter diesen befinden sich auch Damen vom ersten Range. Sie tragen an ihrer Seite Beutel vom Atlas, in  
wels

welchen der Zettel, den sie zu früh nach der Communion erhalten haben, steckt, worinn ihnen zwei und ein halb vom Hundert, bis auf die Übergab der Mitgift angewiesen sind, welches sie nicht eher erhalten, als wenn sie entweder verheuratet sind, oder das Klostersgelübde gethan haben. Das Heurathsgut dertienigen, welche den Ehestand wählen, bestehet nur in funfzig römischen Thalern, die aber dem Klosterleben sich wiedmen, bekommen es doppelt, und haben bei dem Umgang den Vortritt, und man kennt sie auch an einen Blumenkranz, den sie auf ihrem Haupte tragen. Es ist zu merken, daß die Männer das Heurathsguth ihrer Frauen nicht eher bekommen, bis sie der Compagnie Sicherheit geleistet haben, es wieder zu geben, im Fall es wieder gefordert würde; und dertienigen die sich dem geistlichen Stande ergeben, bekommen es nicht eher ausgezahlt, als bis sie ihr feterliches Gelübde abgelegt haben. Diese Mitgaben scheinen wenig zu bedeuten, und würden auch in der That nicht hinlänglich sein, ein Mädgen entweder auszustatten, oder sie ins Kloster zu thun; allein zu Rom ist eine so grose Anzahl solcher Compagnien, die dergleichen austheilen, daß ein Mädgen, welches viele Freunde hat,  
um

um von allen etwas zu bekommen, gar leicht ein tausend Thaler oder mehr zusamm bringt, wenn sie im Stande ist sich zu verheurathen, und doppelt so viel, wenn sie ins Kloster gehet.

Ubrigens können sie von einer Compagnie nur ein Heurathsgut bekommen, sie müsten denn eine sehr starke Unterstützung haben, wovon man jedoch wenig Exempel antrifft.

Die andere Compagnie der Minerva ist die von der Verkündigung der H. Jungfrauen. Sie hat ihren Ursprung dem berühmten Cardinal Turre Cremata, einem spanischen Religiosen unsers Ordens zu danken, welcher alle seine Güter dieser Compagnie vermachte, um arme Mädchen zu versorgen, und sie dadurch von vielen Verderbnissen abzuhalten. Diesem Beispiele sind so viel andere Personen gefolget, daß diese Compagnie sehr reich und im Stande ist, alle Jahre viele hundert Mädgens auszustatten. Diese gotisfeligen Austheilungen geschehen alle Jahre fünf oder sechsmahl, als: an Mariä Geburth, am andern Sonntag des Monats Mai, am Tage des H. Valentins, des Märtyrers, am Tage des H. Praxedis, am Tage der Verkündigung Mariä. Dieser letzte Tag ist der berühmteste. Der Pabst begiebt sich mit einem prächtigen Aufzug

zug zu Pferde, mit dem H. Collegio nach der Minerva, und hält, oder wenn es ihm zu beschwerlich ist, hört daselbst die Messe, und reiset denen Mädgen, die ihre Mitgift erhalten sollen, entweder zum Heirathen oder zum Klosterleben, die Communion. Ordentlicher Weise sind es an diesem Tage vierhundert, und fast eben so viel an den vier übrigen Austheilungen. Die Compagnie giebt ihnen ein Kleid, einen Schleier und eine Wachskerze, wie die Compagnie vom Rosenkranz. Die Mitgabe ist auf eben dem Fus und unter eben den Bedingnissen eingerichtet. Aus diesen Almosen kan man schliesen, wie reich die Compagnie sein müsse. Sie giebt noch ausserdem zwölf Armen am Tage Allerheiligen ein groses Gastmahl.

Wieder auf den H. Valentin zu kommen, so ist in Welschland am Feste dieses H. Märtyrers, welcher im Monat Februarius fällt, die Gewohnheit, eine Art von genauen Bekantschaften aufzurichten. Ich habe niemals recht hinter die Ursach dieses Gebrauches, der schon seit vielen Jahren eingeführet ist, kommen können. Die Mädgen wählen sich lunge Mannsleute, welchen sie wissen lassen, daß sie sie für ihre Valentins  
ge

genommen hätten. Die Mannspersonen antworten darauf mit einem Bouquet, welches sie ihren Valentinien schicken, und auf diese kleine Vereinigungen folgen oft die Heurathen, worüber sich niemand ärgert, weil sie unschuldig sind, und die Titel Valentiu und Valentine, die Verbindlichkeit der Eltern, auf die Aufführung ihrer Kinder Achtung zu geben, keinesweges aufhebt. Man macht das Jahr durch einander Geschenke; man besucht einander, man kommt in öffentlichen Gesellschaften und Spaziergängen zusammen, und wenn das Jahr ohne Verbindung zu Ende gegangen, so denkt man wieder neue Valentins und neue Valentinien zu machen, weil es sehr billig ist, den Pacht wieder zu neuern. Selbst die Keltglosen sind nicht frei für Valentins erwähle zu werden, und wie bei dieser kleinen Vereinigung alles nach den Regeln des strengsten Wohlstandes zugehet, so hält man sich darüber nicht auf.

Die dritte Compagnie ist die vom Hochwürdigem.

Die vierte ist die vom Namen Jesus. und

Die fünfte des Erlösers.

Alle diese Compagnien haben ihre besondern Kapellen, wo die Brüder ihre Andachts und Busübungen halten; sie theilen auch an den Tagen ihrer besondern Feste armen Mädgern ein Heurath Gut aus.

Wie

Viele Leute, die sich auf ihre gesunde Vernunft was zu gute thun, finden an diesen Heurathsgütern etwas auszusetzen, und behaupten dieses mache die Römischen Künstler und andere Handwerksleute von geringerm Stand, faul und zu übeln Haushaltern, weil sie, da sie gewiß wissen, daß es ihren Töchtern nicht an einem Heurathsgute fehlen werde, um Männer zu bekommen, oder ins Kloster zu gehen, so wenig arbeiten als sie können, sich vortreflich die Zeit vertreiben, und nichts ersparen, womit sie dereinst ihre Familie versorgen könnten. So wenig ich geneigt bin zu richten, so mus ich doch hier sagen, daß da ich die Römer so kenne, wie ich sie kenne und wie sie dieienigen kennen, die diese gottseeligen Einrichtungen getroffen haben, es gewiß ist, daß die Sorge etwas zur Versorgung ihrer Töchter zusammen zu scharren, sie nicht bewegen würde, ihre Neigung zu einer wollüstigen und faulen Lebensart zu verändern, und daß diese arme Mädgen, wenn sie alt genug sind, entweder zu heurathen oder ins Kloster zu gehen, und hiezu nicht die gehörigen Mittel haben, sich den Ausschweifungen ergeben würden, welches das ärgste unter allen Übeln ist.

Dieses zu hintertreiben haben die Päbste und andere gottseelige Personen ehrliche Spitäler gestiftet unter dem Namen der Conservatorien, oder Erhaltungshäuser, wo man Kinder beederlei Geschlechts

schlechts, Waisen oder andere deren Eltern entweder arm, oder in Erziehung ihrer Kinder nachlässig sind, aufnimmt. Man wartet auch gar nicht so lange bis die Eltern um die Aufnahme ihrer Kinder bitten. So bald als die Pfarrherrn oder Aufseher, denen dieses in allen Pfarreien obliegt, wahrnehmen, es möchten sich dergleichen Kinder entweder durch ihre eigene, oder durch ihrer Eltern Schuld ins Verderben stürzen, so werden sie weggenommen, und in diese gottselige Dörfer gesteckt, wo ihr Leib und Seele versorgt ist. Es giebt deren zu Rom eine so große Menge daß nicht nur Niemand abgewiesen, sondern auch noch diejenigen, von denen man glaubt daß sie dieser Hülfe benöthiget wären, hinein nöthiget. Die Mädchen werden in allen ihrem Geschlecht anständigen Leibesübungen unterrichtet, und man ist besorgt, sie entweder auszuheirathen, oder wenn sie einen innerlichen Ruf zum Kloster leben empfinden, zu solchen auszustatten. Sie verlassen diesen Aufenthalt nur aus einer von diesen beiden Ursachen, oder wenn irgend eine Dame von wohlbekannter Tugend solches verlangt und sich anheischig macht, auf sie zu sehen und sie zu versorgen.

Was die Knaben anbelangt, so läßt man sie, wenn sie lesen, schreiben und die Grundsätze ihrer Religion erlernt haben, nach den Gaben die man  
an

an ihnen wahrnimmt, studiren, oder dierlenige Handchierung erlernen, zu welcher sie eine Neigung bezelgen, und man unterhält sie so lange biß sie im Stande sind sich ihren Unterhalt selbst zu verschaffen.

Diese Kinder kommen selten aus den Häusern wo sie erzogen werden, und niemals allein. Man führt sie bei schönem Wetter auf die Stationen, oder in etne von den sieben Kirchen. Sie gehen Paar und Paar mit großer Bescheidenheit, und ihre Vorgesetzten gehen vor, neben und hinter ihnen drein. Diese andächtigen Reisen dienen zugleich, sie frische Luft schöpfen zu lassen, und der Barigel, das ist: der Stadt-Vogt zu Rom, der über dreihundert Sbirren oder Häfcher zu befehlen hat, veranstaltet, daß sie von einem Trupp seiner Leute begleitet werden, damit nicht etwan einilge Mißvergnügte entwischen, oder ihnen, insbesondere den Märgen, unanständig begegnet werde.

Es sind mit zum öftern die Märgen des Conservatoriums begegnet, die man *Soccolletten* nennt, weil sie statt lederner Schuhe, kleine Sohlen von Holz tragen, fast wie die Französische *Recolecten*, oder *Paarfüßer*, außer daß sie nicht so hoch sind, und daß sie noch Strümpfe dabei anhaben. Sie sind in grünen ziemlich feinen Zeug gekleidet, und tragen ein langes weißes Überkleid;

III. Theil.

Ⓞ

mit

mit einer cattunen Binde um den Leib; woran ih<sup>r</sup> Rosenkranz hängt. Sie tragen Handschuhe und auf dem Kopfe einen großen weißen Schleier, der ih<sup>nen</sup> das Gesicht bedeckt. Eine unter ihnen trug ein hölzernes Kreuz vornher, und hinter ihr giengen ihre Gespielen Paar und Paar mit großer Bescheidenheit und einer Stille, die diesem Geschlechte nicht sehr gewöhnlich ist. Ihre Aufseherinnen die schwarz gekleidet waren, giengen neben her, um gute Ordnung zu halten, die Superiorin aber wurde hinten drein von den zwei ältesten geführt. Ich zählte ihrer mehr denn zweihundert, und sah mit Vergnügen, wie ihnen so ehrerbietig begegnet wurde; keine Karosse fuhr durch ihre Reihen, und alle diejenigen die ihnen auf dem Wege begegneten, hielten stille, bis sie vorbei waren.

Diejenigen welche zu Fufe giengen hielten ebenfalls, entferneten sich von ihrem Wege so weit als möglich, und nahmen die Hüfte ab. Diejenigen die unbesonnen genug wären, daß sie sie in der Nähe sehen, sie anreden, oder ihnen unanständig begegnen wollten, würden sich in ihrer Rechnung betrogen. Die Galeeren würden der schleunige und unvermeidliche Lohn ihrer Verwegenheit sein.

Man hat diese Einrichtung dem Pabst Inno<sup>centio</sup> XII. zu danken, der noch viele andere würde gestiftet haben, wenn er länger regieret hätte. Er hat

hat zu ihrer Unterhaltung sichere Einkünfte ausgesetzt, Uebreichen Herzen aber die Erlaubnis ertheilt solche zu vermehren.

Man hat ihm außerdem noch die Einrichtung eines Zuchthauses für Kinder, die ihren Eltern Verdruß machen, zu danken. Man braucht nicht viel um die Widerspenstigen hienelzubringen: Es ist genug, wenn man sie bei dem Amtsverweser des Gouverneurs von Rom angezeigt, der dem Barigel alsobald befiehlt, sie in dieses Haus zu bringen, wo sie, ohne daß es ihren Eltern einen Heller kostet, fürtrefflich einquartirt, unterrichtet und gezüchtigt werden. Wenn ein solches Haus zu Paris wäre, so würde es ziemlich voll sein, allein diejenigen, die sich der Besserung der Jugend unterziehen möchten, sind so theuer, daß die Eltern außer Stand sind, die großen Belohnungen zu erschwingen die sie verlangen.

Dieses Haus ist übrigens nur für Kinder von zehn, zwölf bis sechzehn oder achtzehn Jahren gestiftet, nach welchen die Halsstarrigen auf die Gallereen geschickt werden, deren Capitaine jederzeit bereit sind, sie mit einer so ehrlösen Straffe zu belegen.

Das Zuchthaus der Kinder heißt der S. Michael in Nipa, weil es unter dem Schutze dieses Erz-Engels, und auf dem großen Hafen der Tibet erbauet ist; den man Nipa nennt. Man kan leicht

erachten, daß es wohlgebauet und stark genug sei um von diesen iungen Leuten nicht erbrochen zu werden, wenn sie sich dergleichen in Sinn kommen lassen. Außer den Wohnungen des Superiors, seiner Bedienten und andern nöthigen Zimmern findet man einen langen Saal, den man die Galeere genennet hat. Dieser ist der Länge nach durch einen fünf bis sechs Fus breiten Gang getheilt, auf dessen beiden Seiten bis an die Mauer Bänke, wie auf einer Galeere, ohngefähr vier Fus weit von einander stehen. Hier sitzen nun die Kinder an einem Tische angeschlossen, und müssen, von Morgen bis zum Abend arbeiten; einige müssen Baumwolle spinnen, andere Strümpfe und Hauben stricken, und dergleichen Arbeiten mehr thun.

Jedes hat seine Aufgabe die es am Abend aufweisen mus, bei Straffe gepeitscht zu werden. Sie schlaffen, jedes besonders in kleinen gemauerten Cabineten, deren Thüren auf kleine hölzerne Gänge gehen, die an die Wände des Saals anstosen. In jedem Cabinete ist ein kleines mit eisernen Gittern versehenes Fenster, ein Ort wo sie ihre Nothdurft verrichten können, und ein geheser Strohsack nebst einer Decke. Man spert sie zu Abends nach dem Gebete ein, da sie denn ihre Ketten und ihre Ringe beständig an den Füßen haben. Man schaft sie mit Anbruch des Tages wieder heraus; und legt sie an  
die



die Bank, wo sie den ganzen Tag über arbeiten müssen. Man fängt den Tag mit einem Gebete an, nach welchem diejenigen ihre Straffe empfangen, die solche Tags vorher durch ihre Fehlstritte verdient haben, worauf ihnen Brod zum Frühstück gereicht wird. Während der Arbeit werden ihnen allerhand erbauliche Dinge vorgelesen. Gegen elf Uhr wird eine große Thüre nach der Kapelle zu eröffnet, da sie die Messe auf den Knien liegend anhören, und dabei einige Lieder absingen müssen. Auf die Messe folgt das Mittag Essen, so nur aus Brod, Suppen und Gemüs besteht, es sei denn, daß die so sie besuchen, aus Mitleiden etwas Fleisch oder Fische hinzusetzen, wie dieses zum östern geschieht; worauf sie unter wählender Arbeit in dem Christenthum unterrichtet werden. Gegen sechs Uhr des Abends speisen sie, wie zu Mittag. Wasser und Brod nebst der Peltsche wird nicht gespahret, und hiedurch wird die Jugend im Zaume gehalten, welches vor dieser Einrichtung nicht möglich war. Es ist wahr, daß die, so einmal heraus gekommen, nicht wieder hinein gekommen sind, so sündtreflich werden sie gebessert. Ihre Eltern nehmen sie heraus, wenn sie es für gut befinden; sie dürfen deswegen nur einen Befehl von dem Amtsverweser auswürken.

Denjenigen, so man hinein bringt, werden die Haare abgeschnitten und alles abgenommen, worauf

man ihnen ein Paar Hosen von grober Leinwand, und wenn es Winter ist, Strümpfe gibt. Sie bekommen ferner ein Hemd von eben dieser Art, nebst einem Kamisol, einen Überrock von grobem Tuche und eine wollene Mütze. In diesem Aufzuge werden sie in die Galeere gebracht, wo sie von denen, die schon vor ihnen da waren, bewillkommt werden. Unter wählenden Complimenten läßt man sie ihren Überrock abziehen, und auf eine Banc le- gen, die mit Scheerwolle ausgestopft, und mit gro- ber Leinwand überzogen ist, so man il Cavallo, oder das Pferd nennt, welches mitten in der Cour- tine, das ist, in dem oberührtem Gange zwischen den Bänken stehet. Diejenigen, welche auf beiden Seiten des Pferdes befindlich, ergreifen den Züch- tel bei den Füßen und Händen, und halten ihn fest, während daß der hiezu bestimmte Bediente mit ei- ner in Riemen getheilten Ochsenfenne ihn auf die Hosen peltscht, welche ihm in diesem Falle wenig helfen, sondern bloß für die Schamhaftigkeit gut sind. Denn weder hier noch in andern Schulen werden die Kinder jemaln nackend gezüchtigt. Nach der Execution hält der Superior des Hauses eine väterliche Vermahnung an das Kind, und er- mahnet solches, die Züchtigungen mit busfertigem Herzen und aufrichtigem Verlangen sein Leben zu ändern, anzunehmen, mit dem Versprechen, daß

so

so bald es davon sichere Merkmahe geben würde, so würde man es seinen Eltern berichten, damit sie von ihnen wieder weggenommen würden. Ist diese Vermahnung zu Ende, so legt der Zuchtmeister dem Züchtling einen Ring und Ketten an den Fuß, und bevestigt ihn an die Banc, wo er arbeiten mus, und gewöhnlicher massen neben einen der Klügsten, der ihn von den Gebräuchen des Hauses unterrichten mus, damit er nicht Fehler begehe, die ihm Straffen über den Hals zögen. Man steckt ferner in dieses Haus dielenigen, die noch vor dem Gesetzmäßigen Alter auf die Galeeren verdammt worden. Sie halten daselbst ihr Noblelat, worauf sie nach Civita Vecchia geführt werden. Ich habe deren etliche gesehen. Zuweilen geschieht es auch, daß sie sich so bessern, daß sie Gnade erlangen.

Bei dieser langen Ausschweifung habe ich das Kloster der Minerva ganz aus dem Gesichte verlohren. Ich komme nun wieder darauf. Wo ich nicht irre, bin ich bei der Sakristei stehen geblieben; sie ist gros, mit schönen Mahlereien geziert, und mit kostbaren Zierathen und vielem Silberwerk reichlich ausgeschmückt. Man siehet zu unterst in der Sakristei eine kleine Kapelle, so ehemals die Kammer der S. Catharina von Siena war, so lange sie sich zu Rom befand. Der Cardinal Antonius Barberini hat die Baumaterialien

platten von dieser Kammer, in so großen Stücken als es möglich war, dahin bringen, wieder zusammen fügen, und die Kapelle davon aufbauen lassen, die man jetzt siehet. An diesem Orte wird eine große Andacht ausgeübet. Diese Sakristei ist wegen zweier Conclave berühmt, die darinn sind gehalten, und worauf die Päbste Eugenius IV. und Nicolaus V. in den Jahren 1431. und 1447. erwähler worden. Man siehet diese Begebenheiten auf einem großen Gemählde, über der Thür dieser Sakristei. Ich halte dieses für die Ursache, warum diese Kirche über ihren Wappen den Fahnen oder Hüte, wie die Patriarchalkirchen führet.

Das Hauptthor der Minervenkirche, denn sie hat deren noch zwei andere, liegt auf einem ziemlich anmuthigen Platz, auf dessen Mitte man über einem hübschen Piedestal einen Elephanten von weißem Marmor aufgestellt hat, der auf seinen Rücken einem Egyptischen Obeliscum von Granit trägt, der ganz mit Hieroglyphischen Figuren überzogen ist.

Die Pforte des Klosters oder der Klöster ist auf der Seite von jenem Kirchthore; Ich sage des Klosters und der Klöster, weil deren in der That zwei beisammen sind, die ihre besondere Superiorien haben. Das erstere ist des Ordensgenerals selnes,

nes, man nennt es das Gasthaus, weil alle Ket-  
 tigen, die nicht aus der Römischen Provinz sind,  
 allda beherberget werden, und dieses liegt gleich  
 beim Eingang. Das Kloster ist ein Viereck von  
 sieben Bögen auf ieder Seite. Der Hof und die  
 Gänge sind selberweis von Backsteinen gepflastert.  
 In der Mitte ist ein großes Wasserwerk, in jedem  
 Winkel aber ein Brunnen. Die Mauern sind al-  
 fresco von verschiedenen berühmten Maltern ge-  
 mahlt, und die Corps de Logis, die darüber sind,  
 haben drei Stockwerke, und sind sehr nett gebauet.  
 Der Ordensgeneral, der Generalprocurator, und  
 ihre Beistehere oder Secreteire, haben daselbst ihr  
 Zimmer, und es sind noch genug Gemächer übrig,  
 mehr als vierzig fremde Kettigen zu beherbergen.  
 Ferner ist eine Kapelle zu sehen, die mit sehr schö-  
 nen Maltereien geziert ist, ein erhabener Gang,  
 der auf die Kirche hinaus gehet, und zwei Galle-  
 rien, die über die zween Flügel des Klosters wegge-  
 hen. Der General hat ein Zimmer für den Win-  
 ter und eines für den Sommer, die beide mit vie-  
 len Maltereistücken ausgeziert, übrigens aber mit  
 ganz geringen Meublen versehen sind, die noch da-  
 zu größtentheils unnöthig wären, weil er die Som-  
 merstube niemals bewohnt, sie sind aber darum  
 nochwendig, weil die Cardinäle und andere Präla-  
 ten des H. Officii, alle Mittwochen ihre Ver-

sammlungen oder Congregationen daselbst halten, in denen sie beschließen, was des andern Tages dem Pabst vorgetragen werden soll.

Jede Woche sind drei Congregationen in den Angelegenheiten des S. Officii. Die erste wird am Montag in dem Pallast der Inquisition gehalten, wobei sich niemand als der Prelat. Assessor, als Präsident; der Commissarius, der allezeit ein Religios unsers Ordens ist; der Procurator Sisci; die Consultatores, die gleichsam die Rätthe sind, und der Secretaire einfindet. Unser General ist allezeit der erste geböhrne Consultator nach den Bischöffen, wenn einige darunter diese Würde bekleiden. Man untersucht die Angelegenheiten in dieser ersten Versammlung; man besichtigt die Berichte der Theologen, Canonisten und Qualificatores, und theilt sie unter die Consultatores aus, um nach acht Tagen ihre Berichte zu erstatten, und verordnet, was den nächsten Mittwoch der Congregation der Cardinäle vorgetragen werden soll.

Man nennt in Italien Congregation, was die Franzosen Conseil, die Spanier Junta, die Engländer Comité nennen; das ist: eine Gesellschaft oder Versammlung einiger Personen, um eine oder mehrere Händel, die gemeinlich von einerlei Beschaffenheit sind, auszumachen.

Am Mittwoch versammeln sich die Cardinäle des S. Officii, die die Würde der General-Inquisitoren der ganzen Kirche in Glaubenssachen bekleiden, gegen zehen Uhr auf der Minerva, in einem Zimmer des Generals. Sie kommen alle in Ceremonienkleidung, keinen ausgenommen; ihre Hüte legen sie in dem andern Vorzimmer ab, und nehmen ihre Mützen, ehe sie in die Gerichtsstube eintreten.

Diese Mützen haben, wie aller Italienischen Priester ihre, nur drei Spitzen. Ich mache diese Anmerkung ausdrücklich; um, wenn es möglich ist, das irrige Geschwäze des unwissenden Pöbels, in Ansehung der Mützen der Jesuiten zu widerlegen, die in der That nur drei Spitzen, weil sie in diesem Stücke die Römische Gewohnheit, allwo ihr Orden gleich anfänglich errichtet worden ist, beibehalten haben.

Das Zimmer, worinn sich die Cardinäle versammeln, ist länger als breit, und hat nur auf einer Seite Fenster. Man setzt zwei Tafeln hinein, die in dem Ecke von zwei Mauern zusammen stoßen. Diese sind mit rothsammetenen Tapeten bedeckt, und an der Mauer stehen eben so viel Lehnstühle, als Cardinäle der Versammlung bewohnen sollen. Jeder Cardinal hat vor seinem Platz eine Schreibtafel, nebst Papler, Federn, Dinte und einem

einem kleinen Kissen von schwarzem Sammet, um die Federn daran abzapuzen.

Man setzt in den Winkel, welchen die zwei Tafeln der Cardinäle ausmachen, einen viereckigen Tisch, nebst drei Armstühlen, von denen der mittlere für den Beisitzer, der zur rechten für den Commissaire, und der zur linken Hand für den Secretaire gehört.

Auf der Seite der Fenster stehen längst der Wand eine Menge anderer Armstühle, für die Consultatores. Während der Congregation unterstehet sich kein Mensch, vor den Fenstern vorbei zu gehen, und wer auch ausser dieser Zeit vorbei gehet, kan unmöglich sehen, was darinn vorgehet, weil die Fenster von Venetianischem Crystall, und so angelegt sind, daß man von innen zwar alles sehen kan, was außen vorgehet, ohne daß man von außen hinein sehen könne. Es stehen auch in einem nahegelegenen Cabinet ein Nachtstuhl und Nachttöpfe für die Nothdurft der Cardinäle. So ist das Wintergemach, wo sich die Cardinäle versammeln, eingerichtet.

Bei Ankunft der Cardinäle wird mit einer Glocke geläutet, damit der General und die gegenwärtigen Religiosen, denselben auf die Treppe entgegen gehen und sie empfangen könne.

Sobald ihrer fünf beisammen sind, fangen sie an mit dem Commissar und dem Velsizer zu arbeiten. Der Älteste nimmt die Glocke, die auf der Tafel stehet, und läutet, wenn er es für gut befindet, worauf die Consultatores, die in dem nächsten Vorzimmer auf dieses Zeichen warten, herein treten. Sie bezeigen, Ihro Eminenzern beim Eintritt ihre Ehrerbietung mit tiefen Verbeugungen, wofür ihnen diese danken. Sie setzen sich nach ihrem Range, so daß der erste Consultator der nächste an der Tafel der Cardinäle ist. Sie bringen, einer nach dem andern, ihre Angelegenheiten für; man untersucht solche, berathschlagt sich und faßt endlich einen Schluß, und jeder Cardinal über nimmt, eine ganz abgehandelte Sache, dem Pabst den folgenden Tag vorzutragen, der denn seine Genehmigung ertheilt, worauf das Dekret vollzogen wird.

Die Consultatores finden sich ordentlich bei den Congregationen, die in Gegenwart des Pabsts gehalten werden, nicht ein. Außer dem Assessor und dem Commissar, nebst den Cardinal, Inquisitoren, ist sonst kein Beamter zugegen, denn alle Cardinäle sind nicht von der Congregation des H. Officii. Es ist eine Ehre, wenn man dazu gelassen wird, und diese Ehre ist nur den Ältesten und denen vorbehalten, die schon vor ihrer Erhebung  
zum

zum Purpur dem H. Gerichte gedient, und dabei eine gründliche Kenntniß von dem, was darinn vorgehet, erlangt, und sich den Proceß und die Praxis gleichsam natürlich gemacht haben.

Die Zahl der Cardinal-Inquisitoren ist nicht vest gesetzt; sie hängt von dem Willen des Pabsts ab, es sind deren aber allezeit so viel, daß sich acht oder zehen in den Congregationen einfänden können.

Der General hat zweierlei Wohnungen, die Zimmer, deren ich eben Erwähnung gethan, gehen auf das Kloster des Gasthauses zu; man bedient sich ihrer nur im Winter. Wenn das Wetter nicht gar zu rauh ist, versammelt man sich in den Zimmern, die gegen des Generals Garten liegen. Die andere Antichambre, welche so breit, als das ganze Haus ist, und wo der General seine Hauskapelle hat, stößt an diese zwö Wohnungen, und macht einen Eingang in die andere, wo die Gemächer viel größer, heller und kühler sind: die Tische und Stühle sind auf eben die Art darinnen gesetzt. Am Ende des Versammlungssaals ist das Cabinet, wovon ich schon geredet habe, und hernach die besondere Bibliothek des Generals, in welcher sich sein Secretair allezeit aufhält, um die etwan zu verlangenden Bücher abzureichen. Es war dieser damals ein Ordensbruder aus Paris, Namens Baptista Monnoyer, aus dem Kloster in der Straße des H. Honorius.

hörus. Dieser Religios, der mein besonders guter Freund war, hatte die Geheimnisse des Tribunals unter seiner Hand, und übersetzte die Proceßhändler, welche die Inquisition von Avignon, der Inquisition nach Rom schickte, aus dem Französischen in das Italienische.

Wenn die Hitze gar zu stark wird, sehen sich die Cardinäle nach der großen Wohnung um. Es macht diese einen Winkelhaken mit demjenigen aus, wovon ich erst geredet habe, und bestehet nur aus drei, aber sehr großen und hohen Abtheilungen. Die Aussicht ist gegen des Generals Garten. Von dar kommt man gleich in einen großen Saal, der eine Antichambre abgeben kan: Er ist mit großen Gemälden von der Hand des nemlichen Ordens Bruders Baptista gezieret. Sie sind mit prächtigen goldenen Rahmen eingeFAST, und von sehr gutem Geschmack. Die Tafeln sind mit türkischem Saffian überzogen, dergleichen auch die Lehnstühle. Dieses Gemach mag ohngefähr sechzig Schuhe in die Länge, und dreißig in die Breite haben; aber nur drei große Fenster. In Frankreich würde man in ein so langes Zimmer mehrere gesetzt haben; aber wenn man zu Rom diese Mode nachmachen wolte, so würde ein helser Backofen daraus werden; diesem Ubel nun vorzubeugen, macht man wenig Besorgungen,

nungen, aber doch so, daß sie so viel Licht gebet, als man nöthig haben mag.

Das Zimmer, wo das Tribunal gehalten wird, und nach dieser Antichambre kommt, hält nur fünfzig Schuhe in die Länge, und ist ohngefähr so breit wie die erste; hernach siehet man eine dritte Abtheilung, die eben so breit und lang, als die vorhergehende ist; sie dienet statt eines Cabinets. Diese zwei sind meublirt, wie die erste, das ist, mit Gemälden, Lehnstühlen und Tafeln, und sonst mit nichts. So sind die Zimmer des Generals beschaffen, deren sich die Congregationen, die daselbst gehalten werden, eben sowol bedienen. Zu seinem eigenen Gebrauch hatte er nur ein mittelmäßiges Zimmer und ohne Tapeten, ein Bett ohne Fürhänge, welches bestunde in zwei eisernen Bettstangen, drei Brettern, einen rauhem Strohsack, einer Matraze von Sarsche, und einer Decke von eben dem Zeug.

In dem Hospitio über dem großen Zimmer sind Gemächer für sechs Doctores, von der Stiftung des Cardinals Casanatta. Von dieser Stiftung werde ich noch weitläufiger reden.

Aus dem Hospitio kommt man in das Kloster zur Minerva, wenn man vorher durch einen großen Saal gegangen, der mit den prächtigsten Mahlereien gezieret ist, und an dessen Seite eine Treppe  
angeht

angebracht worden, die nach der Bibliothek des Casanatta führet. Auf der andern Seite ist eine Thür in die Kirche, und mitten darinnen die Thür zur Sacristei.

Das Kloster zur Minerva ist geräumig und sehr gut gebauet. Von vier großen Hauptgebäuden, woraus es bestehet, ist das unterste Stockwerk desjenigen, worauf die Kirche liegt, von der Sacristei, der H. Catharinenkapelle und großen Säalen, worinn der Kirchenornat verwahret wird, eingenommen. Rechter Hand scheidet sich das Hospitium von dem großen Convent. In dem obern Theil dieses Flügels befindet sich des Casanatta Bibliothek.

Die drei andern Hauptgebäude haben die Religiosen dieser zahlreichen Versammlung innen, wo alle Zimmer mit Backsteinen stark ausgewölbt sind, daß man auf solche Weise für Feuergefahr sehr gesichert ist; weil in dem ganzen Gebäude nichts von Holz anzutreffen, als etwan das Zimmerwerk am Dach, die Thüren und die Fensterkreuze. Es kan also, wenn etwa in einem Zimmer Feuer auskommen sollte, nichts verbrennen, als die Thür und der Hausrath, ohne, daß es sich weiter ausbreiten könnte. Alle Fenster gehen in den großen Hof, der durch diese vier Hauptgebäude eingeschlossen ist, welchen zwei Kreuzalleen theilen, in deren

III. Theil.

H

Mitte

Mitte ein großer Wasserfall sich befindet. Dergleichen breite Alleen sind auch unten am Gebäude, welche alle zusammen mit breiten Backsteinen gepflastert sind. Die Vierecke, die diese Alleen machen, geben dem Apotheker vier Gärten ab. Sie sind mit Mauern eingefast, vier Schuhe hoch und oben darauf mit einem Gitterwerk versehen. Ein jeder Garten hat sein springendes Wasser. In diesen Hof kommt nur der Anspann der Cardinäle und anderer ansehnlichen Personen. Die Alleen sind so breit, daß man gut darinn umwenden kan.

In diesen drei Hauptgebäuden sind sechs Stockwerke, nemlich drei für große, und drei für kleine Zimmer. Die Italiener sind Anbeter von dergleichen kleinen Zimmern. Allein sie verderben nach dem Geschmack anderer Völker, die Hauptselte des Hauses, wegen der Ungleichheit ihrer Fenster, die allezeit breiter, als hoch ausfallen. Wenn sie nur im untersten Stock angebracht wären, so würden sie noch auszustehen sein. Von diesen Zwischengeschoßen (entresolles) sind sie so sehr eingenommen, daß sie solche in alle Stöcke zu bringen suchen. Der Baumeister des Klosters zur Minerva, hat in diesem Stücke eine ganz besondere Bauart angenommen. Vor diesen sechs Stockwerken sind nur drei freie Gänge, die aber breit, hoch und so gewölbet sind, daß man Canonen darauf pflanzen könn'

Könnte. Sie sind ohngefähr fünf und zwanzig Schuhe hoch: Die großen Zimmer zwölf, wo das Gewölbe aufhört, und die kleinen zehn: die großen Zimmer sind zwanzig Schuhe lang. Von dieser Länge hat man acht Schuhe abgeschnitten, um einen kleinen Gang von sechs Schuhen in die Breite darauf zu setzen, der sein Licht von dem großen Gang bekommt; das ist auch bei den kleinen Zimmern. Alles ist gewölbt, die großen und kleinen Zimmer haben jedes nur ein Fenster, die sich aber ganz gut dazu schicken. Allein die kleinen haben nur Fenster von ohngefähr vier und einem halben Schuhe hoch, und sind so breit als die großen Fenster, welches die vordere Seite sehr verunstaltet. Die Mauern dieses Gebäudes sind so dick, daß sie nach der Schwere, die sie zu tragen haben, gut eingerichtet sind, und mit dem Druck der Gewölber in einem gleichen Verhältniß stehen. Diese Gewölber mußte man mit so viel größerer Sorgfalt unterstützen, weil sie, ausgenommen die Gewölber der Gänge, welche ganz rund sind, etwas platt, und folglich einen stärkeren Druck haben. Das ganze Haus ist von lauter Backsteinen, die ein Mörtel von Kalk und sogenanntem Pozolane, welches eine herrliche Masse macht, zusammen hält, und ist dieses besser, als unsere Quadersteine, oder Brocken in Frankreich. Darzu kosten die Mauern von Backsteinen weniger,

H 2

lassen

lassen sich geschwinder und leichter verarbeiten, und das Blendwerk oder Überzug, womit man sie bekleidet, wird gleicher, dauert unendlich länger, als der Gips, und fällt nicht so leicht ab.

Für dieses ganze Gebäude, das ist, für die drei Haupttheile, wo die Religiosen wohnen, ist nur eine einzige Treppe, sie ist in einen Winkel gebauet, breit und sehr leicht zu steigen. Man merkt kaum, daß man hinauf kommt? denn bei den Stufen, die kaum vier Zoll hoch sind, darf man kaum den Fuß aufheben. Es ist wahr, daß man hierzu eine größere Anzahl braucht; allein wenn sie hoch sind, und fünf und manchmal mehr Zoll haben, so sind sie keine Treppen mehr, sondern Leitern: das ist in Frankreich ein sehr gemelner Fehler; und da unsere Baumeister von unserer Weichlichkeit hinlänglich überzeugt sind, so ist es sehr schwer zu begreifen, warum sie das Geheimnis, sich diesfalls zu verbessern, noch nicht gefunden haben.

Ich habe vorher gesagt, daß die Bibliothek des Cardinals Casanatta die ganze Länge des Flügels auf der Seite der Kirche einnehme. Diese Bibliothek ist ein beträchtlicher Theil der unvergleichlichen Stiftung, die dieser große Cardinal aus Liebe zu unserm General, den P. Cloche, zum Besten der Kirche, unsers Ordens und des Publici gemacht hat. Er war ein Neapolitaner, sehr reich und hatte in  
alle

alle Wissenschaften tiefe Einsichten. Er war ein offener Beschützer gelehrter Leute, und von einer obwol strengen, doch liebenswürdigen Frömmigkeit. Sein Eifer für die Aufnahme der Kirche und der heiligen Lehre war überaus gros. Er liebte mit einer ganz besondern Neigung gute Bücher, deren er mehr als zwanzigtausend Bände, der besten Ausgaben, zusammen gebracht, worzu er einen beträchtlichen Aufwand bestimmt. Diese Bücher waren der Grund der Bibliothek, wovon ich rede, und dieser wurde durch die von ihm dazu vermachten Einkünfte täglich vermehret.

Die Bücher sind in großen Schränken, mit Gittern versehenen Thüren, die zehn Schuhe hoch sind. Auf diesen hat man einen kleinen Gang, wie einen Erker, der um den ganzen Saal herum läuft, angebracht, vermittelst dessen man zu den Schränken im andern Stockwerk kommen kan. Diese sind offen, weil man nicht glaubt, daß Bücher davon getragen würden; weil die Bibliothecaire und ihre Leute beständig da sind: sie sind nicht höher, als acht Schuhe. Auf diese kleinen Gänge, kommt man durch schmale Wendel-Treppen von Olivenholz die sehr gut ausgearbeitet, und innwendig auf beiden Seiten der Thüre angebracht sind, und derselben eine Zerle von sehr gutem Geschmack abgeben.

Dieses ist eine öffentliche Bibliothek; und alle Tage ordentlich frühe von acht bis elf, und Nachmittags von zwei bis fünf Uhr offen.

Vor der Thüre der Bibliothek ist ein kleiner Vorfaal, in welchen unser General der P. Cloche die Statue des Cardinals Casanatta setzen lassen, der mit der rechten Hand auf die Bibliothek zuweist, gleichsam als wenn er die Leute hinein zu gehen einladen wollte. Diese Statue hat Herr le Gros einer der geschicktesten Französischen Bildhauer verfertigt, der die Gesichtsbildung und die Stellung des Cardinals so getroffen, daß die Statue ordentlich redend ist. Clemens XI. der davon reden gehört, kam sie zu sehen, und sagte, daß diese Eminenz nicht besser hätte vorgestellt werden können.

Auf dem Fußgestelle und an den Marmortafeln die an der Seite, der Thüre sind, hat man dasjenige gesetzt, was man für gut gehalten, den Leuten kenntlich zu machen, dem das Publicum dieses prächtige Geschenk schuldig ist. Man liest auch das bei die Vorzüge, die der Pabst dieser Bibliothek gegeben hat.

So lange die Bibliothek offen ist, sind die zwei Bibliothecairs, die allezeit Religiosen des Ordens, und D. D. der Gottes Gelahrtheit sein müssen, an ihren abgesonderten Schreibischen, um den Leuten, die etwa ein und anders Buch durchsehen

sehen

sehen wollen, es reichen zu lassen. Man mus ein so großes Stillschweigen darinn beobachten, daß ich oft mehr als fünfzig Personen um die Tafeln, die auf beiden Seiten stehen, habe herum sitzen sehen, die so wenig Geräusch gemacht, als wenn gar Niemand wäre zugegen gewesen. Diese zween Doctores haben drei Laien Brüder und zween weltliche zu ihrem und der Bibliothec Dienst.

Der Eifer und die Hohelt des Cardinals Casanatta bestehet nicht in dem einzigen, unserm Orden und dem Publico, eine so reiche Bibliothec geschenkt zu haben, die, wenn ich die Handschriften ausnehme, die Vaticanische noch weit übertraf, als ich a 1716. von Rom abgieng; sondern er hat auch eine Stiftung für acht Doctores gemacht, wovon allemal zween den Text des H. Thomas öffentlich lehren müssen. Ihre Schule ist über dem Saal, der die zwei Klöster vereinigt, nemlich das Kloster der Minerva und das Gasthaus des Generals. Der gelehrte P. Massoulie, Provincial von Thoulouse hat hier zum erstenmal gelehrt, und der P. Bardon, Doctor von Paris, war sein Nachfolger. Ihre Mitgenossen waren Welsche, und lauter Leute von großer Wissenschaft, so reiner Lehre und so vorzüglichem Verdienst, daß sehr viele weltliche und Keltischen hieher kommen, aus den fruchtbaren Quellen

ten einer so heiligen und reinen Lehre' der Kirche zu schöpfen.

Die sechs andern Doctores haben die Irrthümer zu bestreiten, die sich öfter, als es sein sollte, in die Reinigkeit der Lehrsätze und der Moral der Kirche einschleichen.

Das ist eine fliegende Armee, die allezeit bereit ist, dahin zu marschiren, wohin sie die Nothdurft fordert. Der Aufseher des heiligen Gerichts händigt ihnen alle Bücher, die nach Rom kommen, zur Untersuchung ein, und sie müssen dem Pabst und den Congregationen von den Zweifeln, die darinnen vorkommen, und von allen Schriften, wo der Glaube und die Sitten angefochten werden, Rechenschaft geben. Der Cardinal Casanatta hat für gut befunden, daß diese sechs Doctores aus verschiedenen Ländern sein sollen, nemlich ein Welscher, ein Engelländer, ein Flamländer und ein Teutscher. Viele haben gewünscht, daß sie einerlei Landsleute sein mögten; damit in der Art sich auszudrücken, eine desto größere Gleichheit gehalten würde: denn da sie alle über die Lehre des H. Thomas lesen, so ist zwar gewiß, daß sie alle einerlei Meinungen haben; aber die Erfahrung hat doch gezeiget, daß sie sich allezeit auf verschiedene Weise ausgedrückt. Der Spanier gehet nach der abstractesten Metaphysik. Der Franzos behauptet, daß man alles nach den Grundsätzen der

der Gottesgelahrheit richten müße. Der Engelländer, oder Irrländer ist ein Dialecticus, auch so gar in denen Sachen, die sich zur Spitzfindigkeit der Logik gar nicht schicken. Der Italläner will nichts, als das canonische Recht zur Grundregel. Der Teutsche geht mit seinen Verrachtungen allezeit ohne Aufhören über die Grenzen. Der Flammländer beschäftigt sich, nach dem friedfertigen Sinn seiner Nation, diese miteinander zu vereinigen, und verlehrt darüber seine Zeit, so daß man oft sagte: daß dieses ein Wagen von sehr bösem Anspann seie, wovon ein jeder für sich Wunder Dinge ausrichten könnte, allein man könnte niemals zum Endzweck kommen, wenn sie zusammen ein Werk über sich nehmen; es müste denn so viel farbige ausfallen, als ein Werk von Mosaischer Arbeit nur immer sein könnte.

Die vier Vornehmsten von diesen zehn Doctoren wohnen und speßen im Kloster zur Minerva, wo sie, und die Brüder die ihnen aufwarten, ihren Gehalt aus besagtem Vermächtnis überkommen. Die Sechs andern, sind nebst drei Brüdern in den Hospitio des Generals, unter den nemlichen Umständen. Die Doctores haben ein jeder jährlich sechzig Römische Thaler zu ihren Unterhalt, ohne zu rechnen, was ihnen ihre Messen eintragen: die Brüder die ihnen aufwarten, haben nur zwölf Thaler, und was

sie von dem guten Willen ihrer Herren etwa noch bekommen.

Ehe wir das Kloster zur Minerva verlassen, müssen wir von der geschickten Erfindung etwas melden, wie die Treppen und großen Gänge dieses weitläufigen Gebäudes, erleuchtet werden. Ohne dieses Kunststück brauchte man sehr viele Lampen, und man würde sehr viel Del verbrennen, welches ob es gleich sehr wolfeil ist, am Ende des Jahrs doch etwas ausmachen könnte, wenn man nicht das Mittel erfunden hätte, ein einziges Licht so zu vervielfältigen, daß es die Wirkung von vielen macht.

Man bedient sich hierzu einer Art Sonne, von weisem Blech, zwölf bis fünfzehn Zoll im Durchschnit, deren erhabene und hohle Strahlen wechselsweise vergolbet und versilbert sind. Im Mittelpunct dieser Sonne stehet ein gläsernes Geschirr, mit Olivenöl angefüllet, in welchem ein Dacht von Baumwolle ist; dieser angezündet, wirft durch die verschiedenen Gestalten dieser Strahlen seinen Schein so weit, und so lebhaft, daß diese Maschinen, wenn sie mit einem besondern Vortheil unter gewisse Winkel gesetzt werden, wo viele Dertter zusammenstossen, ein erstaun-

staun

staunliches Licht von sich geben, das doch mit einer bewundernswürdigen Sparsamkeit gemacht ist.

Am zehnten Brachmonats lies mir der ehrwürdige P. General sagen, daß er mich in seinem Wagen, nach dem Pallast des heiligen Officii führen wollte, und daß ich von daraus die Kirche des S. Petrus sehen könnte. Ich hatte also so die Ehre, ihn nebst seinem Secretär, dem Bruder Baptiste zu begleiten, und in diesen schröcklichem Pallast alles, was jedermann vor Augen liegt, zu sehen. Das ist in der That ein sehr schönes Gebäude, und für diejenigen ein angenehmer Aufenthalt, die, wenn es ihnen beliebt, wieder heraus gehen können, als der Assessor, der Commissar General und seine Officianten, der Secretair und andere, die darinnen große und bequeme Zimmer haben, worinnen man die Aussicht nach den Strassen, die von diesem Pallast abstehen, hat, wie auch nach dem großen Hof, der durch die vier Haupttheile dieses Pallasts eingeschlossen ist. Man lies mir den Saal sehen, wo sich die Minister des Tribunals versammeln, das Gemach des Commissar Generals, der allezeit ein Religios unsers Ordens ist, nebst verschiedenen andern Orten: was aber die Zellen der

der Gefangenen anbelangt, darf niemand hinein kommen, aufer die, so im Officio bleiben müssen, als die obersten Aufseher des Hauses, ihre Diener, die Mediciner und Wundärzte, die die Kranken besorgen. Ich habe nur die Fenster der Zellen gesehen, die in einen großen Garten, der mit hohen Mauern umgeben ist, gehen. Aus der Entfernung derselben voneinander habe ich geschlossen, daß diese Zellen ohngefähr zehn Schuhe breit sein mögten: die Fenster kommen mir vor, als wenn sie vier Schuhe hoch, und drei breit wären. Sie sind mit guten eisernen Gittern herrlich versehen, vor welchen ein Laden, den man herunterlassen kan, so wie unsere Tuchhändler zu Paris vor ihren Magazinen haben; wo nur das Licht von oben hineinfällt, daß diejenigen, die in dem Zimmer sind, nichts, weder für sich, noch auf der Seite, sehen können. Unsere Kaufleute sagen, dieses Licht sei viel angenehmer, und zur Erhaltung der Farben an ihren Zeugen weit vortheilhafter. Allein sie würden mehr nach der Wahrheit und ihrer Absicht reden, wenn sie sagten, daß dieses falsche Licht sehr vieles beitrage, die Fehler ihrer Kaufmannswaaren zu verbergen. Man bedient sich dieses Kunststücks auch in dem H. Officio, damit die

Ge

Gefangenen einander nicht sehen, und nicht miteinander reden können. Ihre Zellen sind ziemlich lüftig und hell, weil sie ihr Licht von oben herab bekommen, und das ist für dergleichen Leute schon hinlänglich. Das ist alles, was ich von diesem Gebäude sagen kan; mehr habe ich darinnen nicht gesehen, ja ich spürte auch gar keine Neugierde, in diesem H. Ort mich weiter umzusehen; im Gegentheil dünkte mir, daß mich die Bretter schon in die Füße brennten, so begierig war ich, aus diesem schönen Pallast wieder zu kommen. Mein Begleiter merkte es, scherzte darüber und hatte einige Zeit seinen Spas über die Verwirrung, worinnen ich zu sein schien.

Er zeigte mir einen Ort, aus welchem, so genaue Aufsicht auch die Wachten in diesem Hause haben, ein Gefangener, nur etliche Monate vor meiner Ankunft zu Rom, entkommen war. Es war dieses ein Maurer, der mit an dem Pallast gearbeitet, und folglich alle Gänge wol gewußt hat. Dieser sammlete sich die wenigen Lichter, die man damals den Gefangenen, sich zu Bette zu leuchten, gegeben hatte, und als er genug gehabt zu haben glaubte, sein Vorhaben auszuführen, umlegte er damit denjenigen Ort, wo die eiserne Platte, worein der Kegel der innen

wen

wendigen Thür geschoben wird, vest ist. Das Feuer verzehrte nach und nach das Holz, welches er mit einer zerbrochenen Scherbe so lang schabete, bis die Platte, samt dem Riegel herausfiel, und die Thür aufgieng. Dieses Riegels bediente er sich, um die äußere Thür aufzusprenge[n], und wie er auf den Gang war, sperte er ganz in der Stille die Wache ein, welche in einem Gemach schlief. Hierauf stieg er in einen Hof, wo er lange Stangen antraf, deren sich die Maurer zu ihren Gerüsten bedient hatten. Er nahm derselben eine, und schwang sich daran auf die Mauer, wo er sie nach sich herauf zog, auf der andern Seite wieder ansetzte, und sich selbst an derselben in die Strasse herunter lies. Diese Flucht wurde sogleich mit anbrechendem Tag entdeckt, und man verwunderte sich, wie ein Mensch allein das, was ich bisher erzählet habe, ausrichten können. Allein damit befriedigte man sich nicht, er wurde durch so viel Spionen allenthalben aufgesucht, daß man ihn nach drei oder vier Tagen wieder bekommen. Man brachte ihn wieder in die Gefangenschaft, und man säumte nicht lange, einen Gefangenen, der sich so viele Mühe gegeben, und so hart zu bewachen gewesen, den Proceß zu machen; denn die Officianten müßten

fiern

sten für jeden, Mann für Mann, die ihnen das Tribunal anvertrauet, stehen, und sie würden selbst zu den Galeeren, oder zu einer ewigen Gefangenschaft verurtheilet worden sein, wenn sie ihn nicht wieder hätten darstellen können. Seit der Zeit dürfen die Wachen auf den Gängen nicht mehr schlaffen, sie besichtigen des Nachts die Thüren der Zellen zwei oder dreimal, und die Gefangenen bekommen keine Lichter mehr. Nach untersuchter Sache mußte der Maurer abschwoören, und ein neues Glaubensbekenntniß ablegen, worauf er dem weltlichen Arm ausgeliefert wurde, welcher ihn zum Tod verdammt, nicht etwa wegen einiger Verbrechen, die die Inquisition bestraft, das ist, Verbrechen, in Glaubenssachen, (denn in Italien wird niemand, als der in dergleichen Sachen eines Verbrechens überwiesen worden, zum Tod verurtheilt) sondern weil dieser Elende einen schrecklichen Kirchenraub begangen, indem er die Hostienkapsel aus einer Kirche gestohlen, und die geweihten Hostien darin entheiligt.

Endlich begaben wir uns nach der S. Peters Kirche: Wir giengen in den Vorhof durch die Thür, die gegen der Seite des H. Officii liegt. Ich erstaunte über die Größe und Pracht dieses Ortes,

Ortes, und so gros der Begriff, den ich vorher davon hatte, war, so sehr wurde er dennoch durch den Anblick selbst übertroffen. Es ist dieses ein Raum von vierzig Ruthen in die Länge, und bei funfzehn in die Breite, dessen Gewölbe mit erhabener und vergoldeter Gipsarbeit obenganz bedeckt ist. Es ist dieses ein recht ausgesuchter Zierrath, unter welchem sich auch die vorzüglichsten Gemählde befinden. Die Mauern, die mit den kostbarstem Marmor überzogen sind, sind mit Säulen und Pfeilern von außerordentlicher Pracht und Geschmack gezieret. Das Pflaster ist ebenermassen von Marmor, aus Stücken, die alle einander gleich sind; die Gitter, wodurch das Licht fällt, und gegen den Markt zu sehen, sind von der feinsten Arbeit, und im Feuer vergoldet. Bei so viel Schönheiten hielt ich mich für bezaubert, ich blieb stehen, um alles mit guter Muse zu betrachten, da unterdessen mein Begleiter mich verlies, und in die Kirche gieng; wie er mich nicht bey sich sahe, kehrte er zurück, und fand mich ganz entzückt. Zu, zu, sagte er, hier ist nur der Eingang, wir haben noch andere Sachen zu sehen, wenn sie allein blieben, könnte ihnen leicht wiederfahren, was  
 ienem

ienem Polacken begegnete, dessen Geschichte ich ihnen im Zurückgehen erzählen will.

Wir giengen hinein, und nach einem Gebet, das mir meine Neugierde gar nicht lang machen lies, sieng ich an, diese schöne Kirche zu betrachten. Es gereuete mich so gleich, daß ich mir die Kirche so gros vorgestellt hatte, und sagte zu meinem Begleiter, daß man sie mir in Frankreich weit größer beschrieben hätte. Lassen sie uns nur vorkommen, antwortete er, sie werden hernach schon vernünftiger davon urtheilen; und in der That, als wir biß an die Kapelle des H. Sacraments kamen, erstaunte ich, daß mir die Länge der Kirche nicht kleiner zu werden schien, und wie ich mich umwand, sahe ich eine sehr große Kirche hinter mir.

Unter dem Dom bemerkte ich, daß der Kreuzgang und die zween Theile der Kirche, das ist, derjenige, den man mir als den untern Theil sehen lassen, und derienige, wo der Chor ist, vier Kirchen zusammen von einer beträchtlichen Länge, und einer so gut eingerichteten Breite und Höhe ausmachten, daß gar nichts daran zu vermissen war, weder in dem ganzen, noch in seinen Theilen.

Herr Missou wäre ein vortreflicher Autor, wenn er alles, was er in Italien gesehen hat, mit eben der Richtigkeit und Wahrheit beschrieben hätte, wie er von dieser Kirche geredet. Man würde ihm gar nichts vorwerfen können; ich bin mit ihm einig, daß die S. Peters Kirche der weisläufigste und prächtigste Tempel von der Welt sei; daß man, um recht davon zu urtheilen, ost hinein gehen, die Gewölber bestiegen und bis auf den Knopf, der über dem Dom ist, kommen müsse. Ich bin mit ihm einig, daß man beim ersten Anblick nichts wahrnimmt, das in Erstaunen setzen könnte. Die Symmetrie und Eintheilungen, die in der Baukunst so sehr beobachtet worden, haben alles so gut an seinen Ort gesetzt, daß das Gemüth bei dieser Anordnung ganz ruhig bleibt. Allein je mehr man dieses große Gebäude betrachtet, je mehr wird man genöthiget, es zu bewundern.

Für diesesmal war ich nicht länger, als drei Stunden, zu S. Peter, würde aber den ganzen Tag darinnen zugebracht haben, wenn mich nicht mein Kamerad mit Gewalt mit sich fortgenommen hätte. Das ist genug fürs erste mal sagte er, wenn es Ihnen beliebt, können sie alle

alle Tage wiederkommen, und sie werden allezeit etwas zu ihrer Befriedigung finden. Ich verlies also diesen bezaubernden Ort mit Verdruß, und voll Gedanken über die schönen Sachen, die ich darinnen gesehen hatte. Es ist alles so voll aufeinander gesetzt, daß ich Zelt und Bücher genug brauchte, um jedes insbesondere zu betrachten und auseinander zu setzen. Beim Herausgehen zeigte man mir die mit Säulen durchbrochene Treppe, welche nach den Zimmern des Papstes führet. Unten in dem Saal, wo sich der Eingang schließt, stehet eine Statue, die den großen Constantin zu Pferd vorstelllet, sie ruhet auf einem sehr schönen Fußgestell, ganz von weißem Marmor. Der Chevalier Bernin hat sie verfertigt, und sie ist eben diejenige, wodurch sich der Polacke lächerlich gemacht, wovon mir mein Begleiter die Geschichte, wie sie hier folgt, erzählet hat.

Nachdem sich ein Polacke einige Monate zu Rom aufgehalten, und ihn seine Freunde bei seiner Rückreise ins Vaterland fragten: was er von der S. Peterskirche hielte? gestunde er ihnen aufrichtig, daß er sie niemals gesehen habe; denn er hätte in einem Quartier gewohnt, welches von dem Vatican gar zu weit entfernt gewesen

wesen, und so oft er dahin gehen wollte, seie er von andern Vorfällenheiten davon abgehalten worden. Diejenigen, die das Temperament des rer die uns gegen Mitternacht liegen kennen, werden leicht begreifen, was ihn gehindert, daß er dißfalls seine Neugierde niemals habe stillen können, daß sind die vielen Wirthshäuser, die er allezeit unterwegs angetroffen, wohin ihn der gute Wein, mit dem er sich abkühlen und den Durst löschen mußte, reizte.

Die Zeit verstreicht eben so geschwind, als der Wein verbraucht; unterdessen wird es heiß, und dann ist gar nicht gesund auszugehen, und wenn der Abend kommt, so ist es nicht mehr Zeit, an dergleichen Wallfarth zu gedenken. Seine Freunde legten ihm seine Nachlässigkeit sehr zur Schande, und er sahe wol ein, daß sie recht hätten; er entschlos sich also des andern Tags, geraden Wegs, und ohne anderswohin zu gehen, sich dahin zu verfügen. Er kam auch wirklich dahin, und gieng, wie ich, in den Eingang durch die Thüre, welche gegen die Seite des H. Officii sieht. Die Schönheit des Orts setzte ihn in Erstaunen, und bezauberte ihn, daß er ganz außer sich kam. Er kniete nicht gar in der Helf-

te des Vorhofs nieder, betete ganz andächtig, und gieng, ohne sich einfallen zu lassen, sich nach etwas anders umzusehen, sehr ermüdet und bestürzt wieder heraus. Hierauf reiste er ab, und langte glücklich bei den Seinigen an, wo er verschiedenes von seiner Reise erzählte, und unter andern den herrlichen Weinen, die er angetroffen, Gerechtigkeit wiederfahren lies. Neugierige Leute fragten ihn auch, was er von der H. Peters Kirche halte? Sie ist prächtig, sagte er, sie hat mich ganz bezaubert; aber doch habe ich etwas darinnen gesehen, das mich verdrossen und fast geärgert hat, nemlich, daß man den H. Petrus, zu Pferd, auf den vornehmsten Altar gesetzt. Diese Neuigkeit setzte alle, die es hörten, in Verwunderung, um so mehr, da die, so erst ganz neulich aus Rom gekommen, diese Statue nicht bemerkt haben. Am Ende brachte man durch vieles Fragen heraus, daß er nur den Vorhof der Kirche gesehen, und die Statue des großen Constantins, für die Statue des H. Petrus gehalten. Dieser Irrthum ist ein wenig zu stark.

Da ich von Statuen rede, so darf ich nicht vergessen, daß ich die Statue unsers Stifters, des H. Dominicus gesehen habe, sie stehet in der ersten Reihe zur Rechten an der Kanzel des

S. Petrus, und ist von weißem Marmor, in welchem sich nicht der geringste Fleck noch Nagel befindet. Unser General hat sie durch den geschicktesten französischen Bildhauer, Herrn le Gros, verfertigen lassen, der damals in Italien am meisten gebraucht wurde. Sie ist vierzehn römische Palmen, oder neun französische Schuhe, sieben und einen halben Zoll hoch. Man macht sehr viel aus ihr, und man würde sie noch höher schätzen, da sie ungemein gut zu Ende gebracht, und die Theile dabei sehr gewissenhaft in acht genommen worden, auch das Gewand von einer wundernswürdigen Leichtigkeit ist; wenn man nicht das daran anzusehen hätte, daß sie mehr einem S. Paulus, als einem S. Dominicus gleich sieht: ich habe diesen Tadel oft gehört, und allezeit darauf geantwortet, daß das lebhafte und feurige Aussehen sich gar wol zu einem Heiligen, der ein Spanier ist, schicke, der ohne Aufhören die verstockten Sünder zu recht zu bringen sich bearbeitet, und den halsstarrigen Kezern, dergleichen die Albigenfer gewesen, Einhalt gethan, die damit nicht zufrieden waren, ihre Irrthümer durch die Vernunft, sondern durch die Gewalt der Waffen zu behaupten.

Diese Statue wurde im Jahr 1706. aufgestellt, und a. 1716. war sie noch allein. Ich weis nicht, ob die andern Orden auch ihre Stifter seit der Zeit dahin setzen lassen; denn Papst Clemens XI. der einem jeden Orden diese Erlaubniß ertheilet, hat ihnen keinen andern Rang anzuweisen wollen, als den ihnen der Fleis selbst anweist, das ist, diejenigen, die am ersten fertig wurden, sollten auch den ersten Platz haben. Unser General lies diese Gelegenheit, seinen Eifer für die Ehre seines Ordens zu beweisen, nicht vorbei, er lies mit besonderm Fleis arbeiten, und sparte nichts, dieses Werk stark zu betreiben. Der Marmorstein allein, woraus sie gemacht ist, kostete ihm zweitausend römische Thaler. Hieraus kan man auf die übrigen Unkosten schliesen. Sie wurde, wie ich schon gesagt habe, a. 1706. aufgestellt, mit dieser unten von goldnen Buchstaben angebrachten Aufschrift: Ordo Prædicatorum Fundatori suo erexit 1706.

Man sagte, daß die Carmeliter von der Ehre ausgeschlossen wären, die Statue ihres Stifters in die vornehmste Kirche der Welt zu setzen; weil der Papst nicht für gut befunden, mit ihnen einzig zu sein, daß der Prophet Elias ihr Vater

ter sei: und in der That, so viele Mühe sie sich auch bis jezund gegeben haben, so haben sie niemand davon überzeugen können; ob sie gleich eine Bulle darüber empfangen zu haben vorgeben, worinnen verboten wird, ihre anmasliche Kindtschaft und prophetische Nachfolge zu bestreiten; ohne die Sätze, die sie solches zu beweisen, vertheidiget haben, und ohne alles, was der H. Hieronymus von der Empfängniß, in seinem Buch, von den Alterthümern von Cadix, und andere Autores ihres Ordens haben sagen können. Die Gelehrten haben sich noch nicht entschließen können, ihnen das Vergnügen zu machen, daß sie sich hierüber verblenden lassen. Jezund scheint die Sache entschieden zu sein; weil Benedictus XIII. ihnen die Erlaubniß gegeben, den Propheten Elias für ihren Vater zu erkennen. Sie haben seine Statue zu St. Peter aufgestellt. Der Heilige zeigt sich mit einem langen Unterrock und fliegendem Mantel, er hält in der linken Hand ein feuriges Schwert, und stützt seine rechte auf ein glimmendes Rad. An dem Fußgestell ist folgende Aufschrift: *Universus Carmelitarum Ordo Fundatori suo sancto Elia Prophetae crexit 1726.* Was können denn die Feinde der Carmeliter weiters dagegen einwenden?

Gleichs

Gleichwie ich zu Rom nichts zu thun hatte, als spazieren zu gehen, und schöne Sachen zu sehen, die da sehr häufig anzutreffen sind; so kan man leicht glauben, daß ich mich nicht oft im Kloster aufgehalten habe. Wenn meine Freunde Zeit hatten, glengen sie allezeit mit mir; allein sie hatten oft Beschäftigungen, die sie öfter zu Haus zu bleiben nöthigten, als ich es gewünschet. Zu gutem Glück fand ich einen Flamländischen Kellgosen, der eben so wenig zu thun hatte, als ich, wir hielten uns zusammen, und nahmen auf einige Tage einen sogenannten Antiquarium an, der uns herum führte. Wir liesen ihn aber bald wieder von uns, weil dergleichen Leute eine gar böse Art an sich haben, den Fremden dasjenige, was sie ihnen weisen, zu erklären, und fast wie diejenigen geartet sind, die in Frankreich den Schatz zum H. Dionysius zeigen. Wir entschlossen uns also, uns selbst herum zu führen, wenn wir keinen Kellgosen finden konnten, der uns diesen Dienst erwiese. Hier will ich sogleich die besondern Anmerkungen beifügen, die ich in Gesellschaft dieses Kellgosen, und zur übrigen Zeit, als ich mich in Rom aufhielte, gemacht habe.

Unsere Gewohnheit war, des Morgens bei Zeiten auszugehen, und erst Abends wieder nach Hause zu kommen. Mit einem jedem andern als

mit einem Flamländer würde besorgt gewesen sein, einen Ort zum Mittagessen zu finden. Denn wir waren zum östern zu weit von der Minerva entfernt, als daß wir dahin hätten zurück gehen können, und dieses hätte uns um unsern ganzen Tag gebracht: Ueberdß ist es keinem Keltigiosen erlaubt, in die öffentlichen Wirthshäuser zu gehen; dß ist der Würde ihres Stands zuwider, und man würde sich Geldstraffen und Beschimpfungen blos stellen, wenn man erwischt würde; allein die Flamländer und Britannier wissen, ehe sie gar nach Rom kommen, oder längstens den Tag nach ihrer Ankunft, nicht nur alle Wirthshäuser, sondern auch, was uns am nothwendigsten war, die geheimen Thüren, durch welche man ohne Aergerntß und Gefahr hinein kommen kan. Wenn nun also die Essstunde gekommen war, so gieng mein Kamerad in ein Haus, welches nichts weniger als das Ansehen eines Wirthshauses hatte. Er pochte auf eine gewisse Art an die Thür, die uns sogleich geöfnet wurde, ich gieng hinter ihm drein, und wir wurden in ein Zimmer geführt, wo wir ruhig und ohne Furcht speissten und ausruheten, worauf wir unsere Pilgrimschaft fortsetzten.

Einest Tages besahen wir den Dom der St. Peterkirche, und unternahmen diese Reise ohne einem Anführer, weil wir die Treppenthür offen gefunden

funden, und unterwegs jemand anzutreffen gehofft hatten. In der That werden deswegen Leute besoldet, denen es bei Straffe der Excommunicaton verboten ist, etwas von denen, die sie herum führen, zu verlangen. Wir sahen dieses Verbot auf einer eingemauerten Marmortafel. Diese Treppe liegt zwischen der ersten und andern Kapelle zur Linken. Sie hat keine Treppen, sondern man kommt ganz unvermerkt in die Höhe. Sie ist mit selbden wels gelegten Ziegelsteinen gepflastert, und man findet darauf eine Menge großer gegossener Mörser mit eisernen Stempeln, die an Stangen befestiget, mittelst welcher man solche desto leichter aufheben und regieren kan. Man bedient sich ihrer, Marmor zu stosen, und zu klarem Pulver zu machen, woraus man mit Kalch die so schönen Stuckadurarbeiten macht, die beinahe eben so hart als der Marmor selbst ist.

Man gebraucht ordentlich zu dieser Arbeit die zur öffentlichen Buse verdamnten Verbrecher; sie sind über ihr häßliches Kleid mit einem Rock von braunem Tuch bekleidet, wie ein Chorrock mit einer Kapuze, die ihnen über das ganze Gesicht gehet, und keine Oefnungen als vor den Augen und den Mund hat. Sie arbeiten vom Morgen an bis auf den Mittag, da man ihnen denn bloße Fassenspelsen, und manche Tage in der Woche Wasser und

und Brod zu essen giebt. Wenn die Kirchenthüren geschlossen sind, müssen sie solche säubern und ihre Aufseher haben zur Vergeltung die Güte, ihnen den Rücken mit Ruthen zu waschen. Man versöhnt sie mit der Kirche, wenn ihre Buse volgendet ist, und schickt sie wieder nach Haus; denn es sind ordentlicher Weise Fremde, wozu Spanien und Portugall gewöhnlich den größten Theil herschaffen, selten finden sich Römer, am wenigsten aber Franzosen unter ihnen; der Leser wird die Ursache errathen, wenn er kan.

Wir gelangten glücklich auf die Plateforme, die mit Backsteinen belegt ist, welche in einem von Kalch und Pouzollane sorgfältig zubereitetem Mörtel gelegt sind, und über welche, vermitteltst kleiner Rinnen, das Regenwasser in große Eisternen läuft, die zwischen den Gewölbern der Kapellen stehen. Sie sind so wol verküttet, daß sie bisher noch nicht den geringsten Schaden an den Gewölbern verursacht, worauf sie stehen, der erstaunlichen Last Wassers ohngeacht, die sie aufbehalten. Auf diese Art ist man allezeit versichert bei Feuersgefahr, das nöthige Wasser zu haben, die jedennoch nicht sonderlich zu fürchten ist, weil nirgend als auf dem Schiff und den Dömmen, Holzwerck befindlich. Diese Plateforme ist ein geräumiger und einer der schönsten Spaziergänge, wegen der fürtrefflichen

Aus

Aussicht die er hat. Denn obgleich die St. Peterskirche in einer der niedrigsten Gegenden der Stadt gelegen ist, so ist doch diese Plateforme so erhaben, daß sie über ganz Rom weg siehet, und die ganze Gegend auf viele Meilen weit entdecket.

In Ermangelung eines Anführers, sahe ich mich nach den hellsten Steinen um, in der Meinung, daß dieses ein untrügliches Merkmahl wäre, daß diese Stellen öfter betreten würden als andere, die weniger hell sind. Ich irrte mich nicht. Ich fand eine Bahn, welche uns am Fuß des Doms zu einer sehr bequemen Marmortreppe leitete, die uns zu einer zierlichen Säulenordnung führte, die dem Dom herum gehet.

Obgleich diese Säulen noch einen ziemlichen Raum vor sich haben, so deucht mir doch ein kleines Geländer möchte nicht undienlich sein, denn die Neugierde derer, die hinauf steigen, verleitet sie auf allen Seiten herum, und so gar herunter in die Tiefe zu schauen, und die erstaunliche Höhe, auf der man ist, könnte leicht eine kleine Verwirrung im Kopf, und einen Sturz veranlassen, der ohne ein Wunderwerk ohnfehlbar den Tod nach sich ziehen würde.

Wir bedienten uns als kluge Leute der Ferngläser, die wir mitgebracht hatten; und ohne uns zu weit dem Rand zu nähern, genossen wir lange  
Zeit

Zeit das Vergnügen der Aussicht; wir sahen das Meer, welches auf sechzehn bis achtzehn Meilen entfernt ist, und die Fahrzeuge die vorbeifuhren, und das ganze Feld bis an das Gebürge. Ein geschickter Anführer, oder eine gute Charte von den Gegenden um Rom, würde uns für diesmal gute Dienste geleistet haben, zum Unglück aber hatten wir weder eins noch das andere.

Wir fanden eine andere Stiege von Marmor, die in die Mauer gebauet ist, die uns bis auf das Gewölb des Doms führte, dessen oberste Höhlung wie vermittelst gewisser ungemein weiter Leitern bestiegen, davon die Sprissel von Eisen, die Seltenstangen aber von gutem Holz sind.

Wir kamen also auf eine kleine Plattform, worauf die Laterne steht, die über den Dom ist. Das innere Säulenwerk ist mit einer Balustrade von vergoldetem Eisen versehen, welches einen Balcon ausmacht, von welchem man die ungemeine Größe und erstaunenswürdige Höhe des Doms ohne Gefahr beschauen kan. Dies ist ein reizender Anblick. Nichts auf der Welt ist und kan reichet, vernünftiger und prächtiger sein, als das innere des Doms; er ist ganz von eingelegtem kostbarem Marmor, von mosaischer Arbeit, von vergoldeter Stuckadurarbeit, von Mahlereien, die von dem Orte, da wir sie ansahen, uns bloß der lebhaftesten

Far,

Farben wegen merkwürdig schienen, die aber, wenn man sie unten in der Kirche betrachtet, sehr fein und wol proportionirt sind.

Man findet noch eine andere Wendeltreppe, die von Marmor und so eng ist, daß sie nur eine Person auf einmal besteigen kan. Das jetztlebende Frauenzimmer würde genöthiget sein, ihre Keise röcke abzulegen, wenn sie darauf fortkommen wolten. Und also kommt man an den Fus einer Pyramide, die die Kugel hält; man steigt über eine eiserne Leiter hinauf, und gehet durch eine viereckigte Oefnung hinein, die gros genug für eine Person von mittelmäßigem Wuchs, aber nicht mehr.

Hier war das Ziel unserer Reise, es war nicht möglich weiter zu kommen. Diese Kugel oder Knopf ist aus vielen Stücken Kupfer zusammen gesetzt, die sehr dick und breit, und über ein Gerippe von eisernen Stangen mit einander verbunden sind. Sie hat vier oder fünf Oefnungen von ohngefähr vier Zollen ins Gevierte, durch welche Luft und Licht hinein kommen. Wir betrachteten durch diese Oefnungen die schöne Aussicht, die uns die Höhe dieses Orts verschafte, und entdeckten vermittelst unserer Ferngläser einen grossen Umkreis von Erde und Wasser, und eine unzählbare Menge von Dörtern, deren Entfernung durch die Höhe vermindert zu werden schiene. Ich mas den

Durchz

Durchschnitt dieser Kugel, und fand, daß er sieben Schuhe, zehen und einen halben Zoll hielte. Vermuthlich war mein Masstab zu gros, weil ihr geschicktere Männer als ich, acht Schuhe bellegen. Vielleicht haben sie die Dicke des Gerippes und Kupfers mit dazu gerechnet, welches ich nicht gethan habe. Wir ruheten ziemlich lange an diesem Orte aus, und wären noch länger geblieben, wenn die Sonne, die das Kupfer heftig erhitzte, uns nicht vertrieben hätte.

Wir giengen den nemlichen Weg wieder zurück, und kamen endlich auf die Plateforme, die wir allenthalben durchstrelchen.

Wir stiegen auf das Gewölb des Schiffes; es ist von Backsteinen und sehr dick; seine ganze Höhlung ist mit einer Rütte von Pouzollane bekleidet, wo nicht der geringste Spalt oder Riß, und, welches mir am merkwürdigsten fürkam, nicht der geringste Unrath oder Raub zu finden ist. Es sind häufige runde Oefnungen, von ohngefähr drei Zollen im Durchschnitt in dem Mittelpuncten der Bögen, durch welche die Selle herab gehen, an denen die Körbe hängen, in die sich diejenigen setzen, die die in dem Gewölbe eingebrachte Stuckarbeit reinigen müssen. Ich bediene mich mit Fleis des Ausdrucks reinigen, denn man gebraucht keinen Kehrwisch, wie er auch sein mag, um den  
Staub

Staub wegzunehmen, der sich an die reichen Zierrathen hängt; denn aufer daß man sie endlich verderben würde, können diekehrwische wol zu nichts anders, als den Staub an einem Ort wegzunehmen, und an einem andern auszustreuen, dienen. Ich wels, daß man länger dazu braucht, den Staub mit alter Leinwand abzuwischen, als mit Besen abzukehren; allein man bedauert zu Rom weder Zeit, noch Menschen, noch Kosten, wenn es um die Erhaltung des Schönsten auf der Welt zu thun ist. So hat man mich auch versichert, daß sechzig Männer von dem Bauamt der St. Peterskirche zu dieser Arbeit angenommen und richtig besoldet würden, welches macht, daß die Kirche so nett und prächtig ist, als wenn sie erst gebauet worden, oder stets in ein Futteral verschlossen wäre.

Man kan glauben, daß der St. Petersbau sehr reich sey. Aufer dem großen Reichthum, den die Gottseligkeit der Rechtgläubigen dahin verwendet hat, haben die Päbste ihm unter andern alle geistliche Vermächtnisse angewiesen, die binnen Jahr und Tagen nach dem Hintritt des Erblässers nicht vollzogen worden, ingleichen Gelder, die für Messen sind bezahlt worden, welche innerhalb einem Jahre nicht haben gelesen werden können.

Die geschicktesten Sacristeibedienten sind nicht im Stande die Aufseher dieses Baues zu hintergehen. Diese sind Argus, die man unmöglich hinter Licht führen kan. Zu dem Ende liegt in ieder Sacristei ein Verzeichniß aller gestifteten Messen, und ein numerirtes Buch, worein ieder Priester, der eine Messe liest, seinen Nahmen mit Bezeichnung des Tages, da er sie gelesen hat, schreiben mus. Zu Anfang jedes Jahres untersuchen die Bevollmächtigten der Herren Baudirectoren diese Bücher, und wenn sie finden, daß man nicht alles, was bei den Messen nöthig ist, beobachtet hat, so legen sie dieserhalben eine Geldbusse von einem Julius für jede Messe auf, die der St. Peters Bau einziehet.

In Ansehung der milden Stiftungen, sind die Notarien verbunden alle zwei Jahre einen Auszug von den Testamenten, die sie aufgesetzt, auszuhändigen, und die Directoren lassen die Verwandten der Verstorbenen ruffen, und legen ihnen auf, die Entrichtung der ihnen aufgelegten Legaten durch rechtsgültige Quittungen zu erproben, in deren Ermanglung die legitirten Summen oder Habseligkeiten dem Bauname heimfallen; der sie auszahlen läßt und einziehet, ohne daß sich jemand

un

unterstehet etwas dawieder einzuwenden. Diese politische Straffe verbindet die, denen etwas vermachet worden, wachsam zu sein, und benimmt den Executoren die Hofnung von ihrer Nachlässigkeit einen Vortheil zu ziehen.

Es ist die Sorge, die Güter dieses Baues zu erhalten und wol anzuwenden, einer Congregation von verschiedenen Prelaten und Baumeistern übertragen, in der ein Cardinal den Vorsitz hat. Man bauet beständig an dieser Kirche, und die zu ihrer Vollkommenheit erforderliche und schon angefangene Arbeiten, sind so weiträumig, daß sie allem Ansehen nach so bald nicht zu Ende gebracht werden dürften.

Wir fanden im spazieren gehen auf der Platzreform, einen Ort über dem Eingang, wo man die Materialien zur Mosaischen Arbeit zubereitete, womit dieses herrliche Gebäude an vielen Orten häufig gezieret wird.

Wir glaubten, es würden gewöhnlicher Weise viele Arbeitsleute in dieser Werkstatt sein, es war aber nur ein einziger da; vielleicht waren die andern zum Essen gegangen, denn es war um diese Zeit. Dieses war ein braver alter Mann, der schwarz gekleidet war, und ein paar große

Brillen auf der Nasen hatte. Er empfing uns mit vieler Höflichkeit, redete lateinisch und verstand französisch. Er hatte große Trümmer Glas vor sich liegen, die mehr als Daumens dick waren, und deren eine Seite ungemein glatt, die andere aber rauh und höckerig war; er schnitt diese Trümmer in kleine mannigfaltig gestaltete Stücke, und legte sie in kleine Kästen, die er vor sich stehen hatte. Dieses Glas war über dem Feuer gefärbt, so daß die Farbe in seine innerste Theile gedrungen, und weder abgerieben, noch ausgelöscht werden konnte. Jede Farbe hat alle mögliche Schattirungen von der hellsten an bis auf die dunkelste, und diese liegen in besondern Kisten, die ihre Fächer haben, damit die Arbeiter die verschiedenen Schattirungen der benötigten Farbe gleich bei Handen haben. Er hatte die Gürtigkeit seine Arbeit zu unterbrechen, um uns zu zeigen, wie man sich dieser kleinen Stücken Glas bediene, um daraus Gemählde zu machen, die mit Oelfarben gemahlt zu sein scheinen, mit diesen vortheilhaftem Unterscheid, daß sie, so zu sagen, ewig dauern, und daß die Schönheit und Lebhaftigkeit ihrer Farben, an statt mit der Zeit zu verlöschen, nur desto mehr zu schimmern

mern

mern scheinen, je länger sie den Händen des Meisters entgangen sind.

Dieses ist ohngefähr was er uns davon sagte. Man überziehet den Ort, wo man eine mosaische Malerei anbringen will, mit einem Wurf Mörtel, von Marmorkalch und gestosnem Puzzolan, die gesiebt und mit etwas Wasser, Eierweis und Adragant-Gummi angefeucht wird. Man entwirft den Grund auf diesen Anwurf, und der Meister, so das Gemählde das es vorstellen soll vor sich hat, setzt die kleinen Glasstücke, die sein Werk ausmachen sollen, dergestalt ein, daß die rauhe Seite des Glases in den Mörtel zu stehen kommt, und sich so fest daran hängt, daß sie sich niemals wieder absondert. Man muß den Mörtel von Zeit zu Zeit mit einem nassem Schwamm anfeuchten, und bei der Arbeit aufmerksam und gedultig sein. Ich weiß nicht, ob unsere Franzosen so gedultig wären, daß sie es in dergleichen Arbeiten so weit bringen könnten wie die Welschen.

Dieser ehrliche Mann zeigte uns die Orte in der Kirche, wo die vorzüglichsten Stücke mosaischer Arbeit waren, und erboth sich, uns auf das Gerüste zu führen, wo man eben dergleichen Ar-

beit machte, um uns die Art, wie man dabel verführe, etwas näher zu zeigen.

Nachdem wir ihm für seine Höflichkeit gedanket hatten, besahen wir die Figuren, welche auf dem Giebel des Eingangs befindlich. Es sind ihrer dreizehn. Unser Heiland ist in der Mitte und zu ieder Seite sechs Apostel; mich deucht, man hätte ihrer sieben setzen sollen, denn wenn man den H. Paulus und Barnabas rechnet, so sind ihrer vierzehn. Es ist wahr, daß diese zween nicht mit unter die gehören, die Iesus Christus auserlesen hatte, als er noch auf Erden wandelte; da man aber unter diese Figuren des H. Paulus seine gesetzt, so hat man einen Apostel des Heilandes weglassen müssen, und diß ist es, worüber ich mich beklage, iedoch ohne mir einzubilden, daß man mir Recht wiederfahren lassen werde; in dessen Erwartung aber, denn man kan zu Rom alles hoffen, wofern man nur Gedult hat, mas ich einige dieser Bildsäulen aus, und fand, daß der Nagel an der kleinen Zehe des linken Fuses des H. Andreas fünf und einen halben Zoll lang, und vier und einen vierthels Zoll breit war. Denen Kennern wird es leicht sein, hievon auf die Größe der ganzen

zen

gen Statuen zu schliefen. Was ich davon sagen kan, ist, daß sie in der Nähe sehr schlecht, und so aussehen, als wenn vielmehr sie mit großen Beilen gehauen, als fleißig und niedlich ausgearbeitet wären, und dieses mußte so sein, damit sie, wenn sie von ferne, nemlich von dem St. Petersplatz betrachtet werden, so aussehen, wie sie aussehen sollen.

Es war schon über ein Uhr Nachmittags, als mich mein Cammerad fragte, ob ich vielleicht beschlossen hätte, ihn auf dieser Stelle Hungers sterben zu lassen. Diese Frage erinnerte mich, daß ich des Essens wenigstens eben so sehr benötigte wäre als er; das Vergnügen aber hatte dimal die Stimme der Natur erfüllt.

Wir giengen die Treppe herunter, und nachdem wir unten waren, fanden wir die Thüre, so in die Kirche gehet, verschlossen. Ich kam auf den Einfall, bis zum ersten Mörsner wieder hinauf zu steigen, und mit Stosen einen Lerm zu machen; und alsobald wurde uns aufgemacht. Wir sahen einige Pönitenten, die die Kirche säuberten, weiter aber durften wir nichts sehen. Man führte uns durch die Thüre neben der Sacristei ganz höflich hinaus.

Es war Essenszeit und zwar schon lange, wir hatten es auch sehr nöthig. Der nächste und be-

quemste Ort war die Cantina des Pabsts. Dahin begaben wir uns. Dieses ist ein gewölbter sehr kühler und netter Ort, wo man alle Arten von Wein, um einen weit geringern Preis als in den Schenken antrifft, und versichert sein kan, daß er unverfälscht ist. Hier hohlen diejenigen, die die Parte, oder Ausspelsung vom Hofe haben, ihre gewöhnliche Portion ab. An dreien Tischen sitzen eben so viel ernsthafte, höfliche und schwarzgeklebete Männer, an welche man sich zu wenden hat; und so bald man die Sorte vom Wein gemeldet hat, die man trinken oder mitnehmen will, sagen sie den Preis davon, den man bezahlet und dagegen die Waare mit aller Höflichkeit erhält. Man giebt weder etwas zu essen, noch Tisch, oder Handtücher; nichts als Wein und Gläser. Es sind zwei sehr reinliche Tische mit Bänken. Mit dem übrigen mögen sich die Gäste selbst versehen. Dieses ist leicht, man schickt zu dem nächsten Gar Koch, und läßt herbringen was man will. Man ruht im Kühlten aus, ißt und trinkt was man für gut befindet, ohne daß jemand berechtigt ist, etwas darwider einzuzuwenden.

Ziemlich nahe bei der Cantine sind die Päßtlichen Backöfen, woselbst das Brod gebacken wird, so der Pabst ißt, nebst allen dem, was der Pabst unter diejenigen austheilen läßt, die die Parte  
oder

oder die Auspeisung haben. Man kan sagen, daß dieses Brod fürtrefflich und zum Bewundern mürbe ist, und einen ausbündigen Geschmack hat, aber um diese Eigenschaften zu haben, mus es an diesem Orte geknetet und gebacken werden. Die nemlichen Becken, die nemliche Hefen, das nemliche Wasser, machten, wenn es auf den Monte Cavallo, einem andern Pallast des Pabstes, wo er den Sommer über wohnt, gebracht wird, nicht mehr das nemliche Brod. Der Unterscheid ist nicht so gering, daß er nur zärtlichen Sinnen solte fühlbar sein; er ist so merklich und so augenscheinlich, daß ihn jedermann merken mus. Woher kommt denn aber dieses? Die geschicktesten Leute können es nichts als der Luft beimessen, deren Schwebre und Dicke, die Gährung des Teiges zu verhindern schelten, bevor er alle erforderliche Eigenschaften erlangt, um an allen Orten gleich in die Höhe zu gehen, und das zarte und leichte anzunehmen, welches macht, daß man dieses Brod für das beste in der Welt hält. Man nennt es das Pabstbrod, (Pani papelain) bei dem allen aber waren die Soldaten, die der Pabst in der Graffschaft hatte ausheben lassen, mit drei solchen Broden und einem Julius täglich, mit Montrungsstücken von der Fußsohle bis auf den Scheitel, mit guten Quartier und Betten nicht zufrieden. Es war ihnen nur zu wol, drum murreten sie.

Die Parte oder gewöhnliche Nation bestehet aus dreien Bröbgen, deren jedes zehen Unzen wiegt. Wer drei solche Brode jeden Tag isset, mus ziemlich hungerig sein. Daher auch dielenigen, die mehr als eine Nation, und mehr haben, als sie und die Bedienten, die in ihrem Brod stehen, aufzehren können, nur so viel nehmen, als sie nöthig haben, wegen des übrigen aber sich mit dem Becken vergleichen, der ihnen solches gegen einen billigen Nachlaß an Geld vergütet. Man thut das nemliche in Ansehung des Weins, Oels, der Kohlen und anderer Dinge, welche zur Parte gehören. Außer diesem Brod, welches rund und ziemlich dick ist, giebt es auch eines so plat und länger als breit ist; es ist der Länge nach an dreien Orten geschnitten, jedoch ohne ganz zerschnitten zu sein, da es denn gleichsam vier kleine, aber lange und runde Stücke ausmacht, die an beiden Enden zusammen hängen, und mehr Rinde als Brosam haben. Dieses Brod wird Cacciatelle genennet. Man setzt es auf einem zusammen gefalteten Handtuch, zwischen zween Tellern, neben jedes Couvert. Es ist appetitlich. Dasjenige, so man in dem Pallast von dem nemlichen Teig, als das Pabstbrod, macht, ist unendlich besser als das, so bei denen besten Becken in der Stadt gemacht wird.

Ich komme wieder auf mein Tagbuch.

Dienstags den 18. Junius 1709. war ein öffentliches oder halböffentliches Consistorium, welches durch den Cardinalsstuhl veranlaßt wurde, den der Cardinal von Medicis, ein Bruder des Großherzogs von Toscana, dem Pabst zurück schickte, um die Prinzessin von Guastalla heurathen zu können.

Einer von meinen guten Freunden führte mich auf den Monte Cavallo, wo der Pabst damals war. Wir sahen im Vorbeigehen die prächtigen Staatswägen desjenigen, der diesen Stuhl dem Pabst überbringen sollte. Sie hatte wenig Vergoldung, aber das hintere und vordere Gestell war mit ausbündigen Verzierungen von der künzlichsten Bildhauerarbeit, die mit einem sehr schönen Lack überzogen war, geschmückt, die, wie man sagte, mehr kosten sollen, als alle die goldenen Einfassungen, womit sie versehen waren. Die Vierer rathen hindern, daß die Lackeien weder hinten auf der Kutsche stehen, noch sich neben dem Kutscher setzen können. Man kan sie mit Recht Fußknechte nennen, denn sie gehen stets vor denen Pferden, oder neben den Schlägen her, ohne daß sie deswegen geschwinder als ihren ordentlichen Schritt zu gehen hätten. Die Italiener sind gescheld, und  
lassen

lassen ihre Pferde in den Städten langsam gehen, anders aber machen sie es auf dem Lande.

Das Consistorium, oder die große Versammlung der Cardinäle, war in einem großen viereckigten Saal, der mit schönen Mahlereyen gezieret war. In der Mitte hatte man ein anderes Viereck von hölzernen Bänken, mit Lehnen formiret, ohne Rücken, oder Überzug; die Cardinäle nahmen Platz wie sie ankamen. Sie werden zu diesen Ceremonien durch die Vossolanti, oder Cammerbediente des Pabsts eingeladen, die mit langen weißblauen Röcken bekleidet sind, und wenn sie vor Ihro Eminenzen kommen folgende Worte sprechen: Eminentissime & Reverendissime Domine crastina die hora tali erit Consistorium apud Sanctum Petrum, oder in Monte Quirinali; d. i. Hochwürdigster Herr, morgen wird um diese oder jene Stunde, zu St. Peter oder auf dem Monte quirinali Consistorium sein, wenn der Pabst daselbst residiret.

Die Cardinäle grüßten einander sehr höflich beim Eintritt, setzten sich einer nach dem andern wie sie angekommen, auf ihre Bänke und besprachen sich mit ihren Nachbarn. Alle die, so ausserdem in den Saal waren, stunden hinter ihnen.

Nach langem Warten, sahen wir viele Officianten in langen Kleidern ankommen, die vor dem Pabst

Pabst hergiengen; er selbst kam durch eine Thüre zur linken seines Thrones herein, der der Thür des Saals gerade gegen über stand. Dieser Thron war weiter nichts als ein ordentlicher Lehnstuhl, der auf einer zwei Stufen hohen Estrade stand. Ein Bedienter trug den Schlepp des weißen Rockes, so der Pabst anhatte, und zweien andere hielten das Vordertheil dieses Kleides, das um ein gutes länger war, als es nöthig gewesen wäre. Er hatte über dieses Kleid einen ziemlich kurzen Prelatenrock und anderen geistlichen Habit, auf dem Haupt aber eine über die Ohren herabgehende Priestermütze mit Hermelin verbremt, alles von rothem seiden Stoff.

Alle Cardinäle stunden bei seiner Ankunft auf. Er setzte sich ganz gemächlich auf seinen Stuhle. Die Cardinäle grüßten ihn mit einer tiefen Verneigung. Er dankte ihnen mit zwei mäßigen Kopfbeugungen, worauf sie sich nieder, ihre Mützen aber wieder aufsetzten, derienige aber, so die Stelle eines Dechants versah, stand auf, nahm seine Mütze ab, näherte sich dem Heiligen Water, machte eine tiefe Verbeugung vor ihm, die der Pabst mit drei Zeichen des Creuzes erwiederte, und setzte ein Knie auf eine Stufe des  
Thro-

Thrones, und redete in dieser Stelle und mit entblößtem Haupte, als wenn er hätte beichten wollen. Seine Rede betraf allem Ansehen nach bloss die Gesundheit des Pabsts, die sehr schlimm gewesen war, und noch nicht vollkommen hergestellt zu sein schiene; denn man hörte an der Stelle, wo ich mich befande, die Antwort des Pabsts deutlich genug.

Er machte im Reden vielerlei Geberden, und wies auf seine Brust, als wo das Ubel seinen Sitz hätte, welches aber doch nicht gehindert, daß er den päpstlichen Stuhl nicht länger als zwanzig Jahre besessen hätte. Eine ziemlich lange Zeit für diejenigen, die ihn gerne der Last dieses wichtigen Amtes entlediget hätten, die er aber aus Christenthum lieber gedultig zu tragen, als einem andern auf den Hals zu schieben sich verbunden erachtete.

Da diß das erstemal war, daß ich Clemens XI. sahe, so kan man wol glauben, daß ich ihn aufs beste anschauete und betrachtete. Dieser heilige Pabst war sehr gros und stark, hatte ein langes und vollkommenes Gesicht, schlappe Wangen, eine traurige Mine, gelbliche Gesichtsfarbe, leblose Augen, und sahe, wenn er sich

sich den Bart etwas lang stehen lies, wie ein Sterbender aus.

Man sagt, er habe sich damit zuweilen ein Vergnügen gemacht, und ihn nicht abnehmen lassen, wenn er, nach einem ausgestandenen gefährlichen Anfall von seiner Krankheit, die gemacht hatte, daß man um sein Leben besorgt war, oder sich auf seinen Tod Rechnung machte, wieder öffentlich erschiene, indem er zu seinen getreuesten Bedienten sagte: Laßt diesen Bart stehen, und niemand keinen Schrecken machen. Wenn so denn die Ceremonie vorbei war, so lies er ihn abnehmen, und schien alsdenn ein ganz anderer Mann zu sein.

Alle die, so ihn genau betrachtet und wol gekennt haben, kommen überein, daß keine Gesichtsbildung je betrüglicher gewesen sei, als die seinige; denn sie schiene zum wenigsten eben so schwehrfällig als sein Körper, und ganz und gar nicht geistreich, und doch hatte niemand an seinem ganzen Hof mehr Verstand, Einsicht, gesunde Vernunft, Urtheilungskraft und Klugheit als er. Seine Gedanken waren so fein als seine Art sie auszudrücken. Er war listig und verschlagen, und obgleich alles an ihm ungemein einfältig aussehe, so kan doch nichts so wol ausgedenkt und  
mit

mit mehrerer Klugheit, obwol auf die ungekün-  
stelte Weise ausgeführt werden. Ich weis, daß  
meine Landsleute über diesen Punkt sehr uneinig  
sind.

Dieser H. Pabst war gut, von Natur leutselig und von unverfälschten Sitten. Er lebte so mäßig, daß ihm seine Tafel, Brod und Wein dazu gerechnet, täglich nicht höher als auf vierzig Sous kam. Ob er gleich seine Familie liebte, so hat er doch den Erbtheil Petri nicht zu Bereicherung seiner Nepoten verwendet. Er war sehr haushalterisch, man hat so gar geglaubt, ihn mit Recht einer Knickerel beschuldigen zu können. Man mus aber bedenken, daß er genöthiget war gut zu wirthschaften, weil er die Millionen, so Pabst Sixtus V. in die Engelsburg gelegt hatte, zum höchsten Bedürfnis der Kirche angreifen muste, und sich also in dem Stande setzen wollte, das, was er während der Bewegungen, die die Kaiserl. Völker in Welschland machten, diesem Schatz benommen hatte, wieder zu ergänzen. Wenn es seine Gesundheit erlaubte, so verlas er bei solennen Messen die Homilien oder hielt das hohe Amt. Er that dieses mit aller Wohlstandigkeit, und dem ernsthaften Wesen

sen so einem allgemeinen Pabste zukommt. Er  
 fas in der St. Peterkirche zum östern zur Beicht,  
 und viele Leute stellten sich ein, entweder um die  
 Ehre zu haben, dem Pabst ihre Sünden zu be-  
 kennen, oder der Beschwehrlichkeit langer Busen,  
 die die unumschränkte Gewalt des Beichtvaters  
 vermögend war ihnen zu erlassen, überhoben zu  
 sein. Er gab denen die ihn sprechen wollten ger-  
 ne, und gnädiges Gehör, und wollte man eine  
 geheime Audienz haben, so durfte man sich an  
 seinen Cammermeister wenden, der einem, nach  
 erhaltenem Befehl Sr. Heiligkeit, Tag und Stun-  
 de bedeutete, und einen in das päbstliche Gemach  
 führte, wo man ihn auf einen Lehnstuhle sitzend  
 antraf, da er neben sich einen kleinen Tisch und  
 auf solchen ein Glöckgen stehen hatte. Beim  
 Eintritt in das Zimmer wird ein Knie gebeuget,  
 ein andermal wenn man in der Mitte ist, und  
 zum drittenmal vor den Füßen des Pabsts, die  
 man küsset. Hierauf giebt er den Segen, man  
 bleibt auf den Knien und wartet biß der Pabst zu  
 reden anfängt, worauf man aber nicht lange zu  
 warten hatte. Gemeiniglich lies Clemens XI.  
 dieienigen aufstehen, denen er Audienz erteilte,  
 antwortete ihnen gnädig, und wenn er bemerkte,

III. Theil,

1

daß

daß es Leute von Verstand, besonders Fremde und Reisende wären, die seine Neugierde befriedigen konnten, so war die Audienz sehr lange und selten gieng iemand ohne vollkommene Zufriedenheit weg. Wenn man eine Bittschrift oder wie man in Welschland spricht, ein Memorial zu überreichen hatte, so legte man sie ehrfurchtsvoll auf den kleinen Tisch, der neben ihm stand, und wenn er mit dem Glöckgen klingelte, welches das Zeichen war, daß man abtreten sollte, küßte man ihm die Füße von neuem, man empfienng nochmals seinen Segen, und gieng mit dreimaligem Kniebeugen, wie beim Eintritt, zurück.

Der Officier, der die Wache ausen vor der Thür hatte, öfnete sie auf das mit der Glocke gegebene Zeichen, und führte eine andere Person zur Audienz.

Man mus gestehen, daß diese Art mit dem höchsten Oberhaupt der Kirche zu sprechen, sehr bequem ist. Man darf nicht fürchten von iemand belauscht zu werden, und darf sein Herz frei, und ohne Besorgnis verdrüßlicher Folgen eröffnen.

Ich habe mich zuweilen mit Leuten in Gesellschaft befunden, die ein Doctors-Hut weder vernünftiger noch in dem Weltbrauch erfahrener gemacht hatte, die an diesen drei Kniebeugungen, und an der heiligen Gewohnheit sich zu den Füßen des Statthalters Jesu Christi zu legen, und sie zu küssen, vieles auszusezen fanden, gleich als wenn es weniger ungereimt, drei solche Verbeugungen zu machen, wenn man sich dem Kaiser nähert, oder nicht sehr löblich wäre, das in Ansehung des Pappsts noch beizubehalten, was man ehedessen gegen alle Bischöffe that. Nun aber ist es eine ausgemachte Sache, daß man sich in vorigen Zeiten den Bischöffen zu Füßen warf, daß man sie küßte, und ihnen die Heiligkeit gab, wenn man mit ihnen oder von ihnen redete. Und alle dielenigen so zu Wien gewesen sind, wissen sehr wol, daß man diese drei Verbeugungen machen mus, wenn man bei dem Kaiser zur Audienz geführt wird; blos die Vorschafter und andere Leute von höhern Rang ausgenommen, und doch ärgert sich niemand daran, auch selbst dielenigen nicht, die das, was man gegen den Pabst zu thun pflegt, tadlen, und diese Ehrensbezeigung gerne vertragen würden, wenn sie an seiner Stelle wären. Es ist meine Sache nicht

zu untersuchen, warum man heutiges Tages für die Bischöffe nicht eben die Ehrerbietung wie ehedem hat. Ob dieses von dem Mangel der Gottesfurcht und Religion, den man unsern Zeiten mit so gutem Fug vorwirft, oder von einer andern Ursache herühre, überlasse ich geschicktern Welkleuten als ich bin, zu beurtheilen. Ich halte es aber für meine Pflicht zu denken und zu sagen, es sei bei dem, was man dem Stadthalter Jesu Christi, und Oberhaupt seiner ganzen Kirche erweist, gar nichts überflüssiges und ungewöhnliches.

Der Dechant entfernte sich von dem Pabste mit einer tiefen Verneigung, dagegen er einen dreifachen Segen erhielt. Zween oder drei Cardinäle giengen nach ihm mit eben denselben Ceremonien zur Audienz. Diejenigen, so Bittschriften einzureichen hatten, übergaben sie in die Hände des Monsignor Albani, eines Nepoten des Pabstes, der der hiez zu geordnete Secretair war, und gegenwärtig der Älteste von beeden Cardinälen dieses Namens ist.

Man wies mir den Bruder des Pabstes; er war schwarz gekleidet, mit einem Mantel nach Römischer Art, und schien ein guter Mann zu sein.

Diejenige, welche dem Pabst Memorials übergeben haben, gehen acht Tage darauf zu dem Staats-

Staatssecretair, und finden sie beantwortet. Wenn man ihnen bewilliget, was sie verlangt haben, so gehen sie zu dem Amt, an welches sie gewiesen worden, bringen das Memorial dorthin, und betreiben ihre Abfertigung; wenn man ihnen ihre Bitte nicht zugestehen kan, so finden sie auf dem Memorial das Wort: Lectum, das heist: daß man es gelesen habe, aber daß es nicht möglich sei, dem Supplicanten zu willfahren, wo er anders nicht andere, bessere, oder einleuchtendere Gründe habe, als dieienigen, so er vorgebracht hat. In welchem Falle er solche in einem anderwelten Memorial anführen mus; und wenn man nur Gedult haben kan, so ersetzt diese Tugend mit ein wenig Ungestümm verknüpft, das meistens den Mangel der Gründe, und man erhält durch dieses Mittel, was die Ueberzeugung oder der Unwille gar zu hülfigen Leuten gemeiniglich verlehren macht.

Es scheint, daß das Wort Lectum, welches man auf die abgeschlagenen Memoriale setzt, höflicher ist, als das Nichts, welches man in andern Ländern auf die Blutschriften setzt, die man abschlägt; es beraubt nicht gänzlich der Hoffnung, das, warum man gebetten hat zu erlangen, wie das Nichts; man mus aber auch gestehen, daß der Römische Hof der Ort ist, wo die Höflichkeit am meisten regieret. Man sagt niemal zu einem ge-

rade weg Nein, sondern wenn die Minister sich genöthiget sehen, jemand etwas abzuschlagen, so thun sie es mit einer solchen Anständigkeit, und führen so viele Gründe von solcher Stärke an, daß man ihnen noch wegen der abschläglichen Antworten verbunden ist.

Ich habe überdas bemerkt, daß die Cardinäle mit dem Pabst unbedeckt und ohne Müzen sprechen; ich habe diese Anmerkung mit Fleiß gemacht; um das Publikum zu belehren, daß es nicht an dem Cardinal von \*\*\* gelegen war, daß diese ehrerbietige und löbliche Gewohnheit nicht abgeändert worden, und daß die Cardinäle sich nicht wenigstens mit ihren Müzen bedecken, wenn sie mit Ihro Heiligkeit sprechen. Diese Eminenz hatte, wie man weiß, eine wundernswürdige Gabe sich Verdruß, und öfters sehr beißenden Verdruß zu machen. Er hatte bei dieser Gelegenheit einen solchen. Das ganze S. Collegium war wider ihn, und obgleich der Pabst dieser Neuerung sich nicht zu sehr widersetzen schiene, so setzten sich doch die Cardinäle darwider, und erklärten, daß sie niemals zugeben würden, daß man hierinnen etwas neues anfange.

Er hatte noch einen andern Verdruß über die Müze. Er wolte nicht gehalten sein, sie abzunehmen, wenn er der Königin von Pohlen die da  
malen

malen zu Rom war, die Aufwartung machen würde. Diese Prinzessin beklagte sich darüber als über einen Schimpf, den man ihr anthun wolte. Es verursachte diese Sache in Rom viele Bewegung, ohne daß man sie bellegen konnte; endlich da die Königin sich dem Urtheil des Pabsts unterworfen, und der Cardinal sich nicht unterstunde; den vorgeschlagenen Richter zu verwerfen, wurde die Sache vor dem S. Vater untersucht, der zu Gunsten der Königin sprach, und der Cardinal mußte ihr einen außerordentlichen Besuch abstatten, und die Müze abnehmen.

Nachdem die Cardinäle, welche dem Pabst etwas vorzutragen hatten, fertig waren, schrie man; Forax omnes, Jedermann gehe hinaus. Man mußte gehorchen; wir begaben uns weg, wie die andern, und es blieb niemand im Consistorio, als die Cardinäle, die Consistorialadvocaten, und diejenigen, welche den Pabst begleitet hatten.

Während daß man Ihro Heiligkeit die Gründe des Cardinals von Medices in schönem Latein feierlich eröffnete, der seinen Hut zurück sendete, um seinem Bruder, dem Gros Herzog zu gehoramen, der ihn vermählt sehen wolte, um wo es möglich, Erben zu bekommen, weil seine beide Söhne, der Grosprinz, und Don Johann Gaston außer Stand zu sein schienen, ihm welche

zu geben, laut der Prophezelung des berühmten Märtyrers, Hieronymus Savonarolla; besahen wir den Pallast, und glengen einen Augenblick in das Päpstliche Zimmer. Dieser Pallast ist gros, wol gebauet, und mit sehr schönen Mahlereien gezieret; die Meubles kamen uns nicht gar zu prächtig und sehr abgenutzt für; mit einem Worte, wir sahen, die Mahlereien ausgenommen, nichts, was zu dem übertriebenen Geschrei Gelegenheit geben könnte, welches die einheimisch und auswärtigen Feinde der Kirche gegen den Päpstlichen Hof machen.

Ich habe diesen und den Vaticanischen Pallast oft genug gesehen, um sie zu beschreiben zu können; andere aber haben es vor mir gethan, und ich habe mir bei diesem Werke ein Gesetz gemacht, nichts zu sagen, was andere schon gesagt haben, und dieses werde ich aufs genaueste beobachten.

Man zeigte mir beim Herausgehen aus dem Pallaste, daß der Fahne der Päpstlichen Schweizergarde, auf einem kleinen runden Thurn, neben dem Thor des Pallasts ausgesteckt war. Diese Standarte ist weiß, gelb und roth. Es geschieht dieses so oft, als Consistorium gehalten wird. Die Farben dieser Fahne sind auch die Farben der Monarchie der Schweizer; ihre Wämser, ihre weiten Pumphosen bis auf ihre Strümpfe, sind von diesen drei

drei Farben, statt der Krause haben sie Überschläge von Spitzen. Der Posten eines Päpstlichen Schweizers wieft fast eben so viel ab als eine Bürgermeistersstelle in einem Canton. Sie haben alle Tage frisches Brod, guten Wein, Mehl, Kohlen, Salz und andere Lebensmittel; sie werden vom Fuß bis auf den Kopf montirt, und haben einen großen Sold, der den ersten Werktag jedes Monats ordentlich bezahlt wird; Häufige Geschenke und fast gar keinen Dienst. Der Pabst bezahlt ihre und ihrer Familien, Wohnungen und Meubeln. Ich weis nicht gewiß, ob nicht ihre Weiber und Kinder einen besondern Sold genießen? Das gute Betragen gegen sie; die Höflichkeit des Landes, worinn sie leben; der sanfte Himmelsstrich haben das Rauhe ihrer Lebensart so gemildert, und sie dermassen geändert, daß sie bei nahe ganz vernünftig geworden sind, ausgenommen, wenn es darauf ankommt, den Haufen des Volkes bei Seite zu schaffen, denn in diesem Falle sind sie vom Fuß bis auf den Kopf Schweizer.

Sontags den 23. Junius war ich in der Kirche des Collegii romal, die Einweihungsceremonien eines Erzbischofs in Partibus und zweier anderer Titularbischoffe anzusehen, deren einer ein Anverwanter des Pabsts war. Der Cardinal Staatssecretair Paullucci verrichtete die Ceremonie,

nie, und da man dergleichen alle Tage zu Rom sieht, so war das Gedränge dabei nicht gar zu groß, so daß ich Platz nehmen konnte, wo es mir beliebte.

Der Pater Castelli von unserm Orden, der zu Chio in dem Archipelago geboren, war von einer adelichen Familie aus Genua, die sich auf dieser Insel nieder gelassen; man hatte ihn zum Erzbischof zu Nazimant in Armenien bestimmt, wo unser Orden seit vielen Jahrhunderten das Recht Prälaten zu setzen, ausschließungsweise hat. Ich weiß nicht wie es geschehen ist, daß man nicht darnach gefragt hat, ob er die Sprache des Landes verstehe, für welches man ihn bestimmt hatte. Eine Nachlässigkeit, welche bei dem Römischen Hof sonst nicht gewöhnlich ist; aber dieser gute Kelloggese war so einfältig, und lies sich ordiniren, ohne der Congregation de propaganda zu sagen, was ihm fehlte, und da man ihn in seine Diöces schicken wolte, bat er sich erst Zeit aus, die Sprache zu erlernen. Jedermann sahe einander an; man sahe gar wol, daß er nicht im Stande war, nach Armenien zu gehen, und daß er bei dem Alter, in welchem er sich befand, die ihm nöthige Sprache schwerlich erlernen würde; allein der Fehler war geschehen. Der Character, welchen er erhalten hatte, war unauslöschlich. Der Pabst erwartete Gele-

Gelegenheit, ihn anderwärts gebrauchen zu können, und versah ihn unterdessen mit einem mittelmäßigen Gehalt, so wie es sich vor einem Bischof in Partibus gehört; und unser General, der die Grossmuth selbst war, gab ihm ein Zimmer in dem Hospitio der Minerva, und sorgte für seinen Unterhalt. Man schickte ihn einige Zeit darauf als Apostolischen Visitator in die Inseln des Archipelagi, und darauf gab ihm der Pabst ein Bisthum in Italien.

Den Tag darauf begleitete ich den neuen Bischof von Catara in Dalmatien, welcher in der Kirche des H. Johannis von Florenz das Hochamt hielt.

Diese Kirche ist gros; sie hat drei Schiffe, sie ist schön ausgezert, aber sie hat kein Portal, welches bei der Nation der sie gehört, etwas ausserordentliches ist. Es ist solche eine Pfarr, welche von den Vätern des Oratorli des H. Phillips von Nery versehen wird. Man lies mir daselbst sehr schöne Gemähde, fürtreffliche Bildhauereien, Stücke von der heutigen Baukunst, die der alten sehr nahe kommen, Crucadurarbeit und Auszierungen sehen, die nach einem erhabenen Geschmack vergoldet waren, wie auch ein metallenes Crucifix von einer entzückenden Schönheit.

Ende

Endlich fieng die Messe an. Niemals habe ich so viele verstümmelte Tonkünstler beisammen gesehen, und eine so vollstimmige Musick. Die Kenner sagten, daß nichts schöners sein könnte; ich sagte das nemliche, um ihnen weis zu machen, als wenn ich was davon verstünde. Aber wenn ich nicht die Ehre gehabt hätte, von dem Befolge des Bischofs zu sein, so würde ich die Ceremonien nicht ausgewartet haben, welche drei gute Stunden dauerten, die mir aber so lang als sechs vorkamen.

Die Kirche des H. Johannis von Florenz liegt gleich beim Anfang der Strada giulia, die elne der schönsten in Rom ist, von der boshafte Leute sagen, daß sie der kürzeste Weg sei zum H. Peter zu kommen, denn es giebt deren noch drei, nemlich die Longara und von S. Coronari. Diejenigen, welche diese Sprache nicht verstehen, mögen sich solche von jemand anders erklären lassen. Vor mich ist es genug.

Freitags den 28. gieng ich mit dreien von meinen Freunden aus, um in die erste Vesper in der Peterskirche zu gehen. Wir kamen so spät dahin, daß die Messe schon vorbei war. Wir sahen den Pabst heraus gehen, der das Hochamt gehalten hatte. Er war in einem Tragsessel, sein Zug gieng in folgender Ordnung:

Fünf

Fünf oder sechs Reuter gingen voraus, um Platz zu machen, wann es daran gefehlt hätte, aber es war nicht nöthig. Nach ihnen kam der Wagen Sr. Heiligkeit; er war vierzig. In dem Hinteritz war an statt des ordentlichen Sitzes ein Lehnsessel, der höher war als der Rucksitz. Der Lehnsessel gehört für den Pabst, und der andere Sitz für die beeden Cardinäle, die ordentlich bei ihm sind. Dieser Wagen war innen und außen mit goldenem Sammet beschlagen, und mit goldenen Galonen, Franzen und Crepinen verbrämt; er wurde von sechs Schimmeln gezogen, und ob er gleich wie gewöhnlich einen Kutschersitz hatte, so saß doch dieser zu Pferde, wie in Frankreich die Wagen oder Fuhrmannsknechte. Außer den Postillon, der die fordern Pferde lenkte, waren zwei Stallknechte in rothen Wämfern, die den mittlern Zug an den Zügeln führten. Es schien mir, daß diese Vorsicht unnütz sei, und daß das Alter dieser Pferde sie geschick genug gemacht habe, daß man von ihrer Wuthigkeit nichts zu befürchten habe. Sie waren unterdessen sehr schön, gut ausgefüttert, und arbeiteten nicht gerne. Zwei Tragsessel, die mit rothem Sammet überzogen waren, folgten auf die Kutsche. Die Maulesel waren weis und groß; es wurde jeder von einem Eselknecht in rothem Rocke geführt.

Das

Das selb. Pferd des Papsts folgte darauf; es war weis und von mittelmäßiger Größe. Es hatte eine Decke auf dem Sattel und wurde vort einem Stallknecht geführt, der roth gekleidet war wie die andern.

Man sahe darauf einen Haufen geistlicher Bedienten, die lange und violette Kleider trugen, in deren Mitte der Kreuzträger des Papsts war. Derselbe war ein junger Prelat in violetter Kleidung, welcher das päpstliche Kreuz trug, so nicht anders gemacht ist als unsere ordentliche Kreuze, und noch viel kleiner als dasjenige, welches ich in dem Vorzimmer eines unserer Prelaten gesehen habe.

Der Pabst folgte darauf in einiger Entfernung um dem Staub nicht ausgesetzt zu sein. Er war in einem Sessel in seiner ordentlichen Kleidung mit einem Hut von rothem Sammt, der sehr weit in dem Kopf herein gieng. Zween starke Träger in rother Kleidung und blosem Kopf schienen unter der Last zu erliegen, aber es waren ihrer noch vier andere, um sie abzulösen. Sieben oder acht alte Schweizer waren um den Sessel herum, und schienen nicht Willens zu sein ihn bis nach dem Monte Cavallo, weil es gar zu weit war für Leute die so viele Jahre auf sich hatten.

Der

Der Connetabel Colonna, mit einer diamantenen Kette an dem Hals folgte in einer kleinen Entfernung dem Sessel des Pabsts. Er sas auf einem sehr schönen Neapolitanischen Pferde, so wie die andern römischen Herren, welche Ihre Heiligkeit begleiteten.

Die Leib-Cuirasier, die leichte Reuteret und die Dragoner beschlofen den Zug. Von ieden war eine Schwadron von hundert oder hundert und zwanzig Mann. Ordentlicher Weise hat der Pabst keine Dragoner zu seiner Garde. Diese aber waren von denienigen Truppen übrig geblieben, welche der Pabst im vorigen Jahre angeworben hatte. Diese drei Haufen waren sehr schön und wohl beritten.

Auser dem Schiesgewehr hatten sie Lanzen nach alter Art, woran kleine, rothe, gelbe und weiße Quasten waren. Das sahe sehr artig aus. Sie waren schwadronenweis auf der linken Seite des St. Peters Platzes gestellt, und grüßten den Pabst, wenn er vor ihnen vorbei gieng, indem sie ihre Lanzen fallen liesen. Es war auf dem nemlichen Platz und auf der nemlichen Seite ein Bataillon der Garde zu Fus, die Officiers salutirten mit ihrer Pike und Hut und der Fähndrich mit

mit der Fahne, die Tambours schlugen den Marsch.

Ich habe vergessen zu melden, daß die Liebesbediente des Papstes mit bloßem Kopf auf beiden Seiten des Sessels hergehen; man heißt sie: Palafrenieri; das ist eine gute Stelle, wenn der Papst lange regiert, denn er giebt ihnen jährlich hundert römische Thaler Gehalt auf Lebenslang, über ihren Besold und Ausspeisung. Sie sind in rothem Damast gekleider; sie haben Wämser mit Schößen, welche fast bis mitten auf den Steis gehen, weite Hosen, einen Mantel der bis auf die Waden gehet, und einen Kragen von Spizen. Sobald ein Cardinal zur päbstl. Würde gelanget, so setzt er unter die Zahl der Palafrenieri die ältesten Bedienten der Cardinäle und alsdenn kan man sagen, daß sie ihr Glück gemacht haben.

Der Papst erhob sich wieder nach dem Monte Cavallo, wo er ordentlich sein Nachtlager hatte; denn es ist eine Regel zu Rom, während der Sommerhize sein Nachtlager nicht zu verändern. Die Aerzte dieses Landes haben mit ieder Ubertretung dieser Regel die Lebensstraffe verknüpft. Ich habe mich so lang ich im Lande war, niemals

mal darum bekümmert und doch ist mir nichts Arges wiederfahren. Vielleicht war ich in diesem Stücke von der Gerichtsbarkeit und den Geborhen dieser Leute darum befreier, weil ich über den Artikel der Arzeneikunst ein wenig ein Kezer bin.

Zags daraus Sonnabends den 29. Junius führte mich der Pater General in seinem Wagen zu St. Peter, wo der Pabst das Hochamt halten sollte. Ich begleitete ihn bis zur Bank der Generale, die unter der Bischöffe ihrer, hinter der Cardinaldiaconen ihrer auf der Evangelienseite ist. Ich sahe mich hierauf nach einen Plaz um; ich näherte mich einem Piedestal von dem Baldachin des Altars, und durch vieles Drücken und Stossen kam ich endlich so weit, daß niemand mehr vor mir stunde. Ich war neben dem Lieutenant der Schweizergarde, dem ich zwei oder drei schöne Verneigungen machte um von ihm die Ehre seines Schuzes zu erbitten. Dieses that eine gute Wirkung, ich erkannte aus den sanften Blicken die er auf mich warf, daß er mich nicht von dem Posten iagen würde den ich besetzt hatte. Dieser Officier war nicht lung; es gab dieses ein starker Knebelbart zu erkennen, der einen Theil seines Gesichtes überschattete. Sein Haupt war mit einer grossen, teutschen, wol gepuderten Perus-

III. Theil,

M

que

que bedeckt, sein Kleid war von Scharlach. Er hatte einen damascirten Cürasß über ein kleines Wämngen an, zwischen welchen ein hauschendes Hemd heraus sahe, und ein weltes paar Hosent die über dem Knie gebunden waren. Er war mit einem langen Degen mit einem silbernen Gefäß bewafnet, einem großen Stock mit einem silbernen Knopf, einem Federhut und weissen Handschuhen.

Die Schweizergarde stunde in doppelten Reihen in der Kirche drinnen, von der Thüre an bis zum Altar, sie waren aber ziemlich weit voneinander entfernt, sonst hätten ihrer drei oder viermal so viel sein müssen.

Einige Officiere in langen violetten Röcken eröffneten den Zug des H. Vaters. Ich glaube, es waren solche, die man Bussolenti, das ist, Camerdiener nennt. Ein duzend Cameriere in violettem Prelaten-Habit gekleidet folgte ihnen. Sie trugen theils Mitren theils Thieren auf dem Haupte, die mit Diamanten kostbar besetzt waren, welche man in der Engelsburg verwahrt, und nur zu dergleichen Feyerlichkeiten herausgiebt, auch gleich wieder dahin bringt, wenn die Ceremonie geendiget ist. Sie setzten sie auf den Altar, und stellten sich auf die Epistelseite, wo der  
kleine

kleine Thron des Pabstes war. Man nennt diese Thieren gemeiniglich Regni oder Treregni, von wegen der drei Keise oder goldnen Kronen womit sie eingefast sind, in Ansehung der dreifachen Gewalt die der Pabst in seinen Händen hat.

Diese Mitren und Thieren hatten überflüssig Raum, denn aufer dem, daß der Altar sehr groß ist, so stunden nur sechs goldene Leuchter und ein Crucifix von eben dieser Materie drauf.

Der Kreuzträger des Pabstes folgte auf die Cameriere. Es war der unterste Auditor der Nota, der dieses Geschäfte verrichtete. Ich habe schon bemerkt, daß das päbstliche Kreuz von dem unsrigen nicht viel unterschieden ist, ja daß es ziemlich klein ist. Wenn es den Wappenverfertignern beliebt hat, ihm drei queer oder Kreuzbalken zu geben, so ist das eine Folge von der Macht, die sie mit den Poeten gemein haben, sich einzubilden was sie wollen.

Die Gestalt Christi so an dem Creuze hängt, sieht nicht rücklings wie in Frankreich, sondern gegen den Weg zu, den sie gehen soll. Dieses wird bei allen Umgängen in Welschland beobachtet, wie auch in Spanien, Portugall und denen

teuseits des Meers dieser Krone zuständigen Ländern.

Hierinn, wie in vielen andern Dingen hat sich der Verfasser von der Inquisition zu Goa geirret, wenn er sagt, das Crucifix, welches man vor den Verurtheilten herträgt, kehre ihnen den Rücken zu, um zu erkennen zu geben, es sey alle Barmherzigkeit aus für sie. Es ist hier nicht der Ort die schlechten Schriftsteller zu strigeln, ich werde es mit Göttlicher Hülfe in einem andern Werke thun.

Das Creuz wurde von sieben Canonicis zu St. Peter begleitet, die die Dienste der Acoluthen (\*) versehen, und Leuchter mit angezündeten Wachskerzen trugen. Diese Herren gehen violet gekleidet, tragen zween Überröcke übereinander, davon der Obere etwas kürzer ist als der untere. Überhaupt sind alle Überröcke in Italien sehr kurz und gehen nur bis auf den halben Steis. Sie sind ganz einförmig und nicht mit Spizen besetzt; man würde sich hier zu Lande über die Eitelkeit unserer Canonicorum aufhalten, die zum öftern ungemein viele und höchst kostbare Spizen haben. Ich weis die Ursach dieser zween Überröcke

(\*) Eine Art Kirchenbedienter, die die geringern und Altar-Dienste versehen.

röcke nicht; wenn sie daher rühren, weil sie die Canonici der ersten Kirche der Welt sind, so sollten sie ihrer so viele tragen als die Mahler dem Päßstlichen Kreuz Querbalken beilegen. Die Chorhemden und Ueberrock haben ausserordentlich viele Falten, welches ihre Länge sehr verringert; man nennt sie auf italienisch Cotta; ich habe deren einige gesehen, die nur bis auf den Gürtel reichen.

Die Jesuiten als Beichtväter zu St. Peter folgten den Acoluthen Paar und Paar mit vieler Ernsthaftigkeit und Anstand; sie hatten Chorhemden und Messgewänder an und ihre Mützen in der Hand.

Die Cardinäle folgten darauf. Die Diaconi waren in Chorhemden und in ihren gewöhnlichen Messgewändern. Die Priester in Messgewändern und die Bischöffe in ihrem Ornat. Sie hatten nur ihre rothen Mützen auf dem Kopf, und weis damastene Müttern in den Händen, die an der Schnuhr roth seidene Franzen hatten. Alle diese Herren setzten sich auf drei stufenhohe und mit rothem Tuch bedeckte Bäncke, die eine Art von einem Chor hinter dem grossen Altar ausmachen, so oft Capelle gehalten wird, denn man bedient sich des Chors der Canonicorum nicht,

der in einer großen Capelle linker Hand ist, gerade der Capelle des H. Sacraments gegen über.

Die Cardinäle, Bischöffe und Priester setzten sich auf die Epistelseite, und also dem Pabst zur rechten Hand, wenn er sich auf dem Altare oder seinem großen Thron, welcher mitten in dem Chor vor der Canzel des H. Peters aufgerichtet war, befand. Die Cardinal-Diaconi nahmen auf der Evangelienseite Platz, und folglich zur Linken des Pabstes; diese Bänke haben, wie ich schon bemerkt habe, drei Erhöhungen. Die Cardinäle sitzen auf der Obersten, ihre Füße stehen auf der mittlern, und ihre Schlepträger, das ist: die Geistlichen, welche den Schweif von ihren Köcken tragen, sitzen auf der untersten.

Es kam darauf ein Haufen Officialen und Prelaten, welche vor dem Pabst hergingen, der auf seinen Lehnesessel saß, welcher auf ein Gestell gesetzt war, so von acht oder zehn Männern in rothen Köcken getragen wurden. Er war im Nießgewand, die Thiare auf dem Haupte. Es ist gewiß, daß er Ehrerbietung einflößte; man fiel auf die Knie, wo er vorbei kam, um seinen Segen und den damit verknüpften Ablass zu erhalten.

Es

Es waren auf beiden Seiten zween Officia-  
len, welche große Fächer von Pfauenschweifen tru-  
gen, die an vergoldeten Stäben festgemacht wa-  
ren; und ein anderer hinten, der seinen rothdama-  
sternen Sonnenschirm trug. Auf Seiten der Trä-  
ger giengen zehen oder zwölf Schweizer, die auf  
Art der Einspänniger vom Fus bis auf den  
Kopf bewafnet waren, und große blanke Spiese auf  
den Schultern trugen.

Auf den Pabst folgten acht assistirende Bi-  
schöffe in Messgewanden, mit ihren weisleinenen  
Mützen in der Hand. Der Herr Maigrot, Bi-  
schof von Conon, und ein Franziscanermönch, der  
auch Bischof in China war, waren unter dieser  
Zahl, und hatten schöne lange Bärte, die ihnen  
vollkommen wol stunden.

Ich habe den Unterschied genau bemerkt, wel-  
cher unter den Mützen der Cardinäle, der Bischöffe  
und des Pabsts seiner ist. Nur allein der Pabst  
trägt eine goldene Mütze zu Rom, und an allen  
Orten wo er ist. Die Cardinäle haben an eben  
diesen Orten, auch wenn sie das Hochamt halten,  
nur eine kleine weisdamastene, ausdrücklich dazu  
gemachte Mütze, mit rothen seidenen Franzen.  
Die Bischöffe haben nur eine weisse leinene. Die  
Cardinalbischöffe und die Bischöffe in ihren Dioces-  
sen sind nicht verbunden, sich nach dieser Regel zu

richten. Wenn aber doch ein Cardinal gegenwärtig ist, darf sich der Bischof auch in seiner eigenen Kirche keiner andern, als einer leinenen Müze bedienen. Ehre dem Ehre gebühret.

Unter diesem Gefolge und in dieser Ordnung, gieng der Pabst in die St. Peterskirche. Man hielt vor der Capelle des H. Sacraments stille. Er stieg von seinem Stuhle herunter, warf sich auf die Knie, und hielt ein langes Gebet. Er setzte sich wieder hinauf und wurde bis vor den Altar getragen. Man hub ihn daselbst herunter. Er that ein kurzes Gebet, und besieg hernach seinen Kleinen Thron, welcher auf der Epistelseite zwischen den Bänken der Cardinalpriester und dem Altare war. Es war daselbst eine Emporkirche mit Sitzstühlen für die Königin von Pohlen.

Der Pabst sieng die Terz an, welche von der auf einer dem kleinen Thron gegen über errichteten Estrade befindlichen Musick abgesungen wurde. Se. Heiligkeit las sie mit dem Cardinal, der ihr als Diaconus diente, mit dem Subdiacono, welcher ein Auditor der Nota war, und mit den assistirenden Bischöffen. Er sang das Capitel nebst dem Gebet, worauf ein Ceremonienmeister einen Officialen in einem schwarzen Kleid und Mantel, mit einem rothatlassenen Tuche auf den Schultern hinführte, der, nachdem er dem Pabst die Füße geküßt

geküßt hatte, ihm die Pantoffel abzog, und ihm seine Päpstlichen Stiefel anlegte.

Die Cardinäle, die Bischöffe und die Pönitentiaril, kamen sogleich, dem Pabst ihre Verehrung zu bezeigen, indem sie die Füße, die Knie, oder die Hände küßten, nach dem Stand des Küßenden.

Nachdem die Ceremonie geendiget war, führten zween Ceremonienmeister einen von den Conservatoren der Stadt Rom herbei. Er hatte über seinen Ceremonienhabit ein prächtiges Ubertuch. Er hatte von dem Schenktisch, der auf der Evangelenseite zwischen dem Gestelle für die Music und dem Altar war, ein Becken genommen, und eine vergoldete Kanne, und lies den Pabst sich waschen. Dieser Schenck oder Credenzisch war mit fünf großen Becken, mit zween Kesseln, verschiedenen Krügen, Flaschen und andern vergoldeten Gefäßen besetzt.

Unterdessen stellten die übrigen Ceremonienmeister denen Canonicis von St. Peter, die nichts zu thun hatten, alle Stücke des Päpstlichen Ornaments zu, mit welchen der Pabst bei dieser Feyerlichkeit bekleidet werden sollte. Man legte ihm über sein ordentliches Kleid ein weisbaffentenes an, welches vorne und hinten viel zu lang war; man that über dieses Kleid ein schönes Chorhemd, welches lang genug gewesen wäre, wenn es weniger Falten

gehabt hätte; das verursachte aber, daß es nicht viel über die Knie gieng. Es war mit einer weissen Einfassung umgeben, die Entfernung aber verhinderte mich hinlänglich zu unterscheiden, ob es von Seiden oder von Leinwand war. Hierauf wurde dem Pabst über seine Stola ein langer und ein Dalmatischer Rock, von einem sehr leichten rothseidenen angelegt, der eine sehr feine goldene Einfassung hatte. Beide Röcke hatten zugemachte Ermel, und das ist in ganz Welschland gebräuchlich. Die Casel (\*) hatte vorn das Kreuz, statt daß man in Frankreich solches hinten trägt. So sehen in ganz Italien alle Caseln aus. Man that noch über die Casel ein breites Pallium nach griechischer Art, und von einem sehr feinen weiswollenen Zeug, mit schwarzen Kreuzen, die in den Zeug eingewirkt waren; und auf das Pallium das Brustkreuz. Man setzte ihm endlich eine goldene Mitre auf.

Er gieng mit diesem Puz zu den Fus des Altars, vor dem er sich neigte, worauf man einen Umgang um das Chor, innerhalb der Bänke, die solchen ausmachten, hielte. Das Kreuz des Pabstes, welches von dem untersten Auditor der Nota getragen wurde, gieng voraus, und wurde von sieben Acoluten begleitet. Darauf kamen einige Ceremonienmeister, auf welche der griechische Subdiaco

(\*) Ein Stück von dem Mesornat.

diaconus und Diaconus folgten, welche ganz simple rothdamastene Ornate anhatten. Andere Cerimonienmeister mit einigen Cämmerern, giengen vor dem Auditor der Rota her, welcher der lateinische Subdiaconus war. Der Cardinal, welcher das Amt eines Diaconi hatte, und ein anderer Cardinal im Messgewand als Assistent kam vor dem Pabst. Zween Cämmerer hielten den forderu Schlepp und zween Consistorialadvocaten den Hintern. Es folgten darauf acht assistirende Bischöffe Paar und Paar. Dieser Zug geschah mit vieler Ernsthaftigkeit, Anstand und Ordnung.

Drei Cardinäle giengen dem Pabst entgegen, die er umarmte und seegnete. Nachdem er bei dem Altar angelangt war, nahm man ihm seine Mitre ab, und er fieng die ordentlichen Gebete und die Beicht an. Alle Assistenten und Cardinäle thaten dieses auch, jedoch ohne ihre Stelle zu verlassen, aber mit einer tiefen Verbeugung, und unterdessen fieng die Musik an. Ich hörte die Musik von Kennern ungemeln heraus streichen, und um mir das Ansehen eines Kunstverständigen zu geben, machte ich so beifallsvolle Mienen und Geberden, als wenn ich das Feine davon wirklich eingesehen hätte.

Nach vollendeter Beicht stieg der Pabst auf den Altar, und machte das gewöhnliche Rauchwerk,  
worauf

worauf er sich mit der Mitre auf dem Haupte, zu seinem großen Thron, mitten im Chor erhob, und mit ihm das ganze Gefolg, so ihn auf den Umgang begleitet hatte.

Dieser sieben bis acht Stufen hohe Thron war nichts anders als eine Estrade, auf der ein Lehnstuhl stand, auf den sich der Pabst setzte. Der Cardinal blieb auf dem Altare mit den Acoluthen, einigen Ceremonienmelstern, dem griechischen Diacono und Subdiacono, die allezeit an den untersten Stufen stehen blieben, einer auf dieser, der andere auf jener Seite. Die acht assistirende Bischöffe setzten sich auf die unten am Thron befindlichen Sitze, und die andern Officialen auf die Stufen. Unter diesen letztern befand sich der Sacristanus Sr. Heiligkeit, welches allezeit ein Augustinermonch und Bischof in Partibus ist, und der Maestro del Sacro Palazzo, der allezeit ein Monch von unserm Orden ist. Damals war es der Pater Bernhardini.

Der Pabst stund auf, um das Gloria in Excelsis anzuführen, das Vater Unser zu beten, und das Evangelium zu verlesen. Die Epistel wurde von dem lateinischen Subdiacono gesungen, und darauf von dem Griechischen. Unter dem Evangelio glengen die zween Diaconi in Ceremonie zu dem Pabst, ihn um den Segen zu bitten.

Der

Der lateinische Diaconus sang die Epistel an der Spitze des Altars und hatte sein Buch auf den Altar legen, und der griechische unten an den Stufen, worauf sie ihre Bücher dem Pabst brachten, der sie küßte. Jedermann nahete sich darauf dem Altar um die Homille zu hören, die der Pabst hielt. Ein Ceremonienmeister hielt ein großes Buch, worein sie gedruckt war, auf seinen Knien, so daß der Pabst sie leicht lesen konnte, wenn er es für gut befand. Er declamirte sehr wol, und hatte eine gute Stimme, aber die Entfernung, in welcher ich war, denn ich wolte meinen Posten nicht verlassen, war Ursache, daß ich wenig davon verstunde. Sie währete gute anderthalbe Viertel Stund. Er hat mehrere gehalten, die man sehr hoch hält, und welche der Cardinal Albani nach seinem Tod hat drucken lassen, nebst den Breven, die er an große Herren hat ergehen lassen.

Er stimmte darauf das Credo an, welches von der Music gesungen wurde, worauf er zu dem Altar kam zu opfern, und gewöhnlicher Weise zu räuchern. Er selbst wurde von dem Cardinal Diacono geräuchert, welcher auch den assistirenden Cardinal räucherte, und darauf alle Cardinäle, einen nach dem andern. Diese Herren machten einander vor der Räucherung ein Compliment, und bedankten sich durch ein anders Compliment bei dem.

demjenigen, der sie geräucher hatte. Nachdem der Diaconus wieder zu dem Altar gekommen war, wurde er von dem Subdiacono geräuchert, welcher auch die assistirenden Bischöffe räucherte. Ich sah he nicht, daß die Griechen an der Räucherung Theil hatten; die Ursache davon weis ich nicht.

Die Messe hatte ihren ordentlichen Fortgang bis auf das Agnus Dei. Der Pabst gab seinem Diacono den Friedenskuß, welcher ihn dem assistirenden und dem Subdiacono gab, und lies solchen hernach bei den ältesten Cardinalbischöffen, Priestern und Diaconen herum gehen, die sich solchen einander mit vielem Anstand gaben. Der Subdiaconus gab ihn allen, die bei dem Altar assistirten und sogar den Griechen.

Darauf gieng der Pabst mit seinem gewöhnlichen Gefolge zu dem großen Thron, und warf sich daselbst auf die Knie, da unterdessen der Diaconus, welcher mit dem Subdiacono und einigen Officieren auf dem Altar geblieben war, die gesegnete Hostie auf eine Patene legte, und sie in die Höhe hielt, damit jedermann sie sehen konnte. Er drehte sich ganz langsam und wolanständig herum, und wies sie dem Volk. Darauf übergab er sie seinem Diacono, bedeckte sie mit einer andern Patene, um solche dem Pabst zu überbringen. Er machte die nemliche Ceremonie mit dem gesegneten Kelch,

und trug ihn den nemlichen Weg, nebst einem goldenen Rohr um das Blut unsers Heilandes, welches in dem Kelch war, nehmen zu können.

Nachdem der Pabst eine geraume Zeit still gebetet hatte, nahm er die heiligen Gestalten, und gab seinem Diacono und Subdiacono etwas von der H. Hostie, und betete fort, da unterdessen der Diaconus und Subdiaconus zu dem Altar zurückkehrten, und das gar zu sich nahmen, was in dem Kelch war, welchen sie völlig von aller Feuchtigkeit rein machten.

Der Sacristanus trug die heiligen Gefäße zurück, während dessen die Ceremonienmeister den Connetable Colonna hinführten, um dem Pabst das Waschwasser zu geben; der Senator von Rom hatte vor dem Opfer die nemliche Verrichtung gethan. Die Music sang die Communion; der Pabst betete das letzte Vater Unser, und gab den feierlichen Seegen.

Der Erzpriester von der St. Peterkirche gieng darauf zu dem Altar, und legte darauf einen Beutel mit fünf und zwanzig alten Goldstücken pro Missa bene cantata.

Der Pabst gieng darauf wieder zu seinem kleinen Thron, und wurde daselbst ausgekleidet, nachdem er sein Pontificalmesgewand und seine Ehrlare wieder genommen, gieng er zum Fus des  
Al

Altars, machte davor eine Beugung, und wurde darauf in den Puzsaal auf eben die Art zurück getragen, wie er gekommen war. Er speiste auf dem Vatican, und gieng alsobald nach dem Monte Cavallo zurück. Diese Ceremonie dauerte drei gute Stunden. Sie kam mir sehr schön, sehr erbaulich und sehr maiestätisch vor.

Auf den Abend war ich in dem Belvedere des Gasthauses des Generals, so wie ich Abends vorher das Feuerwerk auf der Engelsburg haben spielen sehen. Der St. Petersdom war mit vielen Reihen Laternen erleuchtet. Die Cardinäle, Prinzen, Gesandten und große Herren, hatten die Vorderseiten ihrer Palläste mit weissen Wachsfackeln illuminirt, und hatten den Abend vorher und den ganzen Peterstag Feuer vor ihren Thüren. Auf den großen Thurn der Engelsburg, der Moles Adriani genennt wird, waren gleichfalls viele Laternen angebracht. Nachdem man einige Hundert Pöller, und die ganze Artillerie auf der Burg losgebrannt, wurde eine Menge Racketten und andere Kunstfeuer angezündet, bis man endlich die Strandole losgehen sehen. Es ist dieses eine sehr große Garbe, die aus hundert Racketten bestund, die alle auf einmal Feuer fiengen, und nachdem sie in die Höhe gestiegen, im Herabfallen die ganze Burg bedeckten. Man kan sagen, daß  
nichts

nichts schöner sein, und besser von statten gehen kan! Man wolte vor einigen Jahren in Paris dergleichen nachmachen, allein die dortigen Feuerwerker dürfen wenigstens in Ansehung dieser Art, bei den Italienern noch in die Schule gehen.

Wieder auf den Connetable Colonne, von dem ich kurz vorher geredet habe, zukommen, so sagte man, der Pabst verlange oder habe verlangt, er solte als Thronprinz den Rang vor dem Venezianischen Abgesandten haben, in der Absicht, es solte sich diese Ehre auch auf andere Römische Fürsten von dieser Art erstrecken, und bis auf seine Nepoten, die mit ihnen gleichen Rang haben, gelangen: Und daß dieser Abgesandte sich aus dieser Ursache wegbegeben habe, so daß niemand mehr zu Rom war, als der Marquis von Prié, der jedoch mehr als bevollmächtigter Minister oder Commissarius des Kaisers, als wie dessen Gesandter da war, und der Gesandte von Portugall, der, ob er gleich nur ein Minister von zweitem Rang war, sich doch wie einer vom ersten Rang auführte, und nie ohne sechs prächtige Wagen und einer zahlreichen und glänzenden Bedienung ausfuhr. Dieses Betragen des Pabstes machte die Römer aufrührisch, weil sie ihre meisten Einkünfte von dem Aufwand der Fremden, besonders der Gesandten haben. Diese und noch andere Ursachen, und noch andere,

III. Theil.

N

liesen

hieses besagtes Vorhaben nicht zu Stande kommen, und wie ich nach Frankreich zurück kam, war die Sache noch auf den alten Fuß.

Ich darf nicht vergessen zu melden, daß die St. Peterskirche mit rothem Damast, der mit breiten goldenen Galonen, Franzen und Crepinen besetzt, behängt war. Man fügt diese Art Tappeteilen so zusammen, daß sie die ganze Baukunst in die Augen fallen machen, alle Theile derselben genau unterscheiden, und unter den Bögen der Seitenwände Blumenkränze ausmachen, so daß nichts netter, kostbarer und prächtiger sein kan. Ich getraue mir nicht die Menge Damast zu benahmsen, die dem Vorgeben nach erforderlich sein soll, diese weitläufige Kirche zu behängen.

Ich habe oft viele dergleichen geschmückte Kirchen gesehen, die einen unendlichen Vorzug von unsern Französischen mit den reichsten Tapeten behängten Kirchen hatten. Auch mus man gestehen, daß die welschen Festsrollen, so nennt man die Tapetenmacher, geschickter in dieser Arbeit sind als die, so ich anderwärts gesehen habe.

Sie bedienen sich so besonderer und so bequemer Lettern, daß sie hier angemerkt zu werden verdienen. Sie fügen solche dergestalt in einander, daß sie damit bis in die Mitte der höchsten Gewölber reichen; sie sind ordentlich nur zehn Schuhe lang,

lang, ihre Ribben haben drei und einen halben Zoll auf der einen, und zween und einen halben auf der andern. Die Sprossen oder Sprissel sind platt, und stehen einen Schuh weit von einander. Die obern Ende dieser Leitern sind ohngefähr drei Zoll tief eingeschnitten, oder eingekerbt, und mit einem breiten Eisen beschlagen, um zu verhindern, daß sie nicht börsen. Diese Kerbe dienet den letzten Sprossen einer andern Leiter zu halten, in welche er sich füget, so wie der letzte Sprosse von der nemlichen Leiter, der drei Zoll hervor stehet, das äußerste Ende der Leiter hält, die man auf die erstere sezet. Aus dieser Ursache sind die Ribben dieser Leitern nicht ganz gleichlaufend, sondern an einem Ende etwas enger als an dem andern, jedoch immer in einem gleichen Verhältnis.

Wenn sie eine in die andere fügen wollen, so steigen sie biß auf drei Viertel von der ersten, und haben die andere einzuhängende auf der Schulter, sezen den linken Fuß zwischen die Sprissel der Leiter, die sie bestiegen haben, und heben die, so sie auf den Schultern haben, vor sich auf, indem sie sie gegen die Wand glichsen lassen, gegen welche sie ihre Knie spreizen, um die Leiter, worauf sie gestiegen sind, davon zu entfernen, und in diesem Augenblick stosen sie die Spalte am untersten Theil der zweiten Leiter in die äußersten Sprossen der ersten,

stern, welches diese zwo Leitern so genau an einander befestiget, als wenn es nur eine wäre.

Sie steigen alsdenn herunter, um eine dritte zu holen, oder vielmehr, sie werfen ein Trummet von dem Seil, welches sie mit sich genommen haben, herunter, um damit eine dritte herauf zu ziehen, welche sie so aufrichten, wie sie es mit der zwoten gemacht haben. Hernach kommt die vierte, die fünfte, bis auf die zehnte oder zwölfte, und also machen sie sie so hoch als ihnen beliebt, ohne zu befürchten, daß diese Leitern weichen, und aus einander gehen möchten, wie die gemeinen Leitern zu thun pflegen, besonders, wenn sie von einer ziemlichen Länge sind.

Man ist nur besorgt, sie untenher immer mehr zu befestigen, je mehr man sie verlängert, aber man mus auch bei dieser Art Leitern sowol, als bei andern darauf Acht haben, daß man sie nicht fester macht als es nöthig ist, damit die Schwere des Körpers beslenigen, der darauf steht, sie nicht zurück druckt, und daß er arbeiten kan, ohne diesen Zufall zu befürchten. Wenn man eine Leiter unten her gar zu fest macht, so läuft man Gefahr sie zu zerbrechen, so stark auch die Sprissel seiln mögen. Diejenigen, deren man sich zu Rom und an dessen Gegenden bedient, sind von Appenninischen Fichten, die sehr breit sind. Sie sind auf der eis  
nen

nen Seite sechzehn Zoll lang, und auf der andern zwölf. Es dünkt mich, daß man sich dieser Art Leitern bei Bestürmung eines Platzes sehr wol bedienen könne, wenn man sie nur so macht, daß zween Mann neben einander darauf stehen können.

Wenn der Pabst nicht Messe hält, ob er gleich in der Capelle gegenwärtig ist, so sitzt er auf seinen Thron, einige Schritte von dem Altar auf der Evangellenseite. Der Cardinal oder Bischof, der das Amt hält, betet vor ihm das Confiteor, und auch alle Cardinäle, Bischöffe, Priester und Diaconi in rothen oder violetten Messkappen, nach Beschaffenheit der Zeit, machen einen großen Kreis, um den Pabst herum, beten das Confiteor mit, und erhalten die Absolution in gebeugter Stellung. Sie machen die nemliche Ceremonie bei dem Gloria in Excelsis, bei dem Sanctus und bei dem Agnus Dei. Wenn die Cardinaldiaconi communiciren sollen, legt man ihnen ein großes weißes Ubertuch auf ihre Kleidung, und ein Ceremonienmeister führt sie vor den Pabst, wo sie mit einer tiefen Verbeugung ihr Confiteor ganz leise beten, da unterdessen der Ceremonienmeister es ganz laut und gleichsam singend betet. Nach der Communication machen sie ein tiefes Reuerenz oder Verbeugung vor dem Altar, und wieder eine, wenn sie vor dem Pabst vorbei und an ihre Plätze gehen.

Die **Sixtus** Capelle, die mit dem Appartement des Pabstes auf einer Seite liegt, ist diejenige, wo man am gewöhnlichsten Messe liest, wenn man solche nicht in der St. Peterkirche hält. Sie ist gros, schön gewölbt und mit vorzüglichem Gemälden al Fresco von **Michael Angelo**, und einigen andern, die nach seinen Rissen gearbeitet haben, ausgeziert.

Das letzte Gericht, welches an die Mauer hinter dem Altar gemahlt ist, (denn es ist nur ein Altar in dieser Capelle, so wie in der **Paulus** Capelle, die man deswegen **Pauline** heist) das Gericht, sage ich, von **Michael Angelo** ist durch den Rauch von den Kerzen und Wachslichtern, welche man in dieser Kirche bei gewissen Solennitäten anzündet, sehr verdorben, so daß diese fürtreffliche Mahlerei vieles von ihrer ehemaligen Herrlichkeit verlohren hat. Dieser große Mahler war in der Körperzergliederung ungemein geschickt, und hatte ein besonderes Vergnügen, nackte Gestalten, in einer der Natur gemäßen Stellung zu mahlen, die aber doch die Schamhaftigkeit lezuweilen verletzten. Dieses machte, daß man einige Figuren mit Tüchern verhängen müßen,

müssen, die mit allzufreien Stellungen abgebildet waren.

Man sagt, er habe einen Cardinal, der ihm einen Verdruß gemacht hatte, in die Hölle gesetzt, und ihn so ähnlich getroffen, daß ihn jedermann kannte; dieses erboste diese Eminenz, der sich in dieser Hölle, ob sie wol nur gemahlt war, nicht wol befand; er beklagte sich bei dem Pabst, der deswegen mit Michael Angelo sprach und ihn barh, den Cardinal aus diesem schlimmen Orte zu ziehen.

Michael Angelo antwortete ihm, wie nichts in der Welt wäre, was er ihm nicht zu Gefallen thun wollte, wenn es nur immer möglich wäre. Wenn dieser gute Herr, fügte er hinzu, nur in dem Fegfeuer wäre, so hätten Eure Heiligkeit meiner Beihülfe nicht nöthig ihn herauszuziehen; dann wie Eure Heiligkeit wissen: In inferno nulla est redemptio. Er mus also Gedult haben. Dieser mahlerische Witz ergötzte den Pabst, und der Cardinal wurde gelassen wo er war; allein der Rauch, der andern Menschen zum öftern schädlich ist, war ihm nützlich, indem er sein Bildniß fast gänzlich ausgelöscht hat.

Ich könnte von dem Vatican eine umständliche Beschreibung machen, allein ich habe versprochen nichts zu sagen, was andere schon vor mir gesagt haben, und es giebt deren eine Menge, die gut und umständlich davon geredet haben. Einer der richtigsten und der neuesten ist der Herr Franz de Senie, ein französischer Buchhändler, der sich zu Rom niedergelassen hat; dieser hat uns eine sehr schöne Beschreibung von dem alten und neuen Rom gellefert, so zu Leiden im Jahr 1723. in zehn kleinen Duodez-Bänden herausgekommen, und sehr schön gedruckt, aber auch sehr theuer sind, wo ich meinen Leser das mehrere nachzusehen ersuche. Dieser Buchhändler war der Tochtermann eines andern Französischen Buchhändlers, Namens Clouster, der fast eben so theuer war als die zu Paris, und das heißt alles gesagt. Dieser hatte zum Beschützer, oder, wie man in Belschland spricht, zum Patron den Cardinal Ottoboni, der ihm die Ehre erwiesen, eines seiner Kinder aus der Laufe zu heben, welches aber doch nicht hinderte, daß er ihm seine Bücher nicht theuer genug verkaufte, wenn er sich genöthiget sahe, welche bei ihm zu nehmen. Als der Cardinal zur päpstlichen Würde unter dem Namen

nen Alexander VIII. erhoben worden, so unterlies der Buchführer nicht, ihm die Füße zu küßsen und seinen Parthen vorzustellen. Der Pabst empfieng ihn sehr gnädig und sagte, indem er ihn umarmte, diese Worte zum öftern zu ihm: Mein theurer, sehr theurer, mein allertheuerster Gevatter. Dielenigen, die die gegenwärtigen Personen nicht kannten, wußten nicht, was sie von einem solchen Empfang denken sollten, die aber, so sie kannten, sahen wol, daß es ein Vorwurf seiner allzugroßen Theuerung war. Er unterlies inzwischen nicht, seinem Parthen ein iährliches Gehalt von hundert Thalern, nebst einem Canonicate zu Nettuno zu geben, welches eben keine gar zu schlechte Stelle gewesen wäre, wenn er so lang gelebt hätte.

Ob ich gleich nur den Diameter des Knopfs des St. Peters Thurns gemessen habe, so glaube ich doch eben so viel Recht zu haben, das Maas von den übrigen Stücken der Kirche hier anzuführen als der Herr Niffon, der allem Ansehen nach nicht mehr als ich ausgemessen hat. Ich habe dieses Maas von dem Ritter Fontana genommen, und zwar aus seinem Buche, das den

Titel hat: Templum Vaticanum. Es ist solches nicht in aller Leute Händen, deswegen glaube ich dem Publico einen Gefallen zu thun, wenn ich diese Ausmessungen anführe.

Man mus vor allen Dingen merken, daß das Römische Maas, welches man hier gebraucht hat, acht Zoll und drei Linien von einem Pariser Schuh hält.

Man wird also hier diese Ausmessungen nach Römischem Maasstab oder Palmen, nach Pariser und nach englischen Schuhen antreffen.

Maß	Palmen.	Franzöf. Schuhe.	Englische Schuhe.
Außere Länge mit Imbegriff des Portals und der Mauerdicken			
Innere Länge von der Metallenen Pforte an bis zur St. Peters Canzel ohne die Mauerdicken	829 $\frac{1}{4}$	666 $\frac{1}{2}$	722
Breite des Creuzgangs von innen	615	410	438
Eben diese Breite mit der Mauerdicke	671	461 $\frac{2}{3}$	490

Breite

	Palmen.	Franzöf. Schuhe.	Englische Schuhe.
Breite des großen Schiffes " " "	123	84½	96
Breite von dem Altar der Canonicorum biß zu dem Altar des H. Sacraments mit der Mauer dicke " " "	414	284	
Breite des Kreuzgangs von innen	103	70⅔	
Höhe der Kirche vom Pflaster biß zum Gewölb " " "	200	137⅓	
Höhe der Laterne " " "	60	62	
Durchschnitt der Laterne von innen	32	23	
Durchschnitt des Knopfs " " "	12	8	
Höhe des Kreuzes auf dem Knopf " " "	19	13	
Ganze Höhe von dem Pflaster biß an die Spitze des Kreuzes	593	408	432

Eduard

Der Uebersetzer nimmt an der Richtigkeit dieser Rechnungen keinen Antheil weil er es für seine Schul-

Eduard Chamberlaine in seinem gegenwärtigen Staat von England giebt die berühmte St. Paulus Kirche zu London für sechshundert und neunzig Schuhe Englisches Maases lang an, welches ohngefähr sechshundert und sechs und vierzig Pariser Schuhe ausmacht.

Und der Pater Marsenne in seinen physikalisch-mathematischen Betrachtungen rechnet die Kirche zu U. L. Frauen zu Paris drei hundert sechs und vierzig Schuhe lang, und hundert und ein und vierzig Schuhe breit, woraus man sehen kan, daß die Kirche zu U. L. Frauen in Paris ein wenig mehr als das Viertel der St. Peters Kirche ist.

Um endlich die Neugierigen völlig zu befriedigen, habe ich für meine Schuldigkeit gehalten, die Vergleichung des Maases und der Ausmessung der Kirchen des H. Peters zu Rom, U. L. Frauen zu Paris und U. L. Frauen zu Strasburg hieher zu setzen. Ich habe sie aus den Werken des Herrn Tarade Ober Ingenier in Elsas genommen, die zu Paris gestochen, und dem König zugeschrieben sind, im Jahr 1713. Alles nach Ruthen Pariser Maases:

Verz  
 digkeit gehalten, den Herrn Verfasser so zu lassen, wie er ist, wenn gleich einige Unrichtigkeiten gar leicht bemerkt werden können.

Vergleichung und Maas der Kirchen zu  
Rom, zu Paris und zu Strasburg,  
nach Französischen Ruthen, Schu-  
hen und Zollen.

St. Peter zu Rom. U. L. Frau zu Pa-  
ris. U. L. Frau zu Strasburg

	zu Rom.			zu Paris.			zu Strasb.		
	R.	S.	Z.	R.	S.	Z.	R.	S.	Z.
Aeusere Länge	110	—	6	68	1	4	54	5	—
Innere Länge	94	—	—	63	—	—	51	2	—
Aeusere Breite des Kreuzgan- ges	77	—	—	28	—	—	35	—	—
Innere Breite	70	—	—	25	—	—	24	1	—
Innere Breite des Schiffes	13	4	—	6	4	—	7	1	—
Breite der er- sten Seiten- gänge	5	3	—	2	—	—	5	—	—
2. Seitengänge	4	3	—	2	3	—	3	4	—
3. Capellen	—	—	—	2	4	—	—	—	—
Höhe der Ge- wölber bis an ihren Schluß	24	—	—	16	5	—	16	2	—
Dicke der Ge- wölber	—	3	6	—	3	—	—	3	—

Höhe

	zu Rom.		zu Paris.		zu Strash.	
	R.	S.	R.	S.	R.	S.
Höhe bis an den Knopf unter dem Kreuz	63	5	33	—	69	1 8
Höhe des Kreuzes	2	1	—	—	2	— 8
Durchschnitt des Knopfs	1	2	—	—	—	—

Das sind die Ausmessungen des Herrn Tarade; ich will weder für das eine, noch für das andere Bürge stehen. Hier sind sie so, wie diese Schriftsteller sie angegeben haben.

Eben dieser Ingenier hat auch den geometrischen Grundriß von allen dreien, und den Aufriß von der Höhe der beiden letztern in Kupfer stechen lassen, meine Verleger dürfen solchen nur nachstechen lassen, damit das Publicum auch in diesem Stück befriediget werde.

Um nicht eckelhaft zu werden, wenn ich meinem Tagbuch nachgehe, so will ich sogleich hieher setzen, was ich in den verschiedenen Zeiten, da ich zu Rom war, bemerkt habe, wo ich fast nichts anders zu thun hatte, als nur dasienige zu besetzen, was in dieser Hauptstadt der Welt am merkwürdigsten war.

Wenn man den Römern glaubt, so ist dieses noch heut zu Tage die größte Stadt in der Welt,

Welt, aber wenn man unpartheilichen Leuten glaubt, so verdient Paris diese Ehre, und hat den Vorzug vor Rom und sogar vor London, was auch die Engländer sagen mögen, die unmäßige Verehrer von ihrer Hauptstadt sind. Sie haben darüber eine merkwürdige Streitigkeit mit dem Herrn de l'Isle, dem ersten Geographen des Königes; man mus die Entscheidung desselben abwarten.

Es ist gewiß, daß Rom eben so gros ist als Paris, wenn man es nach dem Bezirk seiner Mauern misset. Man giebt vor, daß dieienigen, welche man heut zu Tag daselbst sieht, eben dieienigen sind, welche zur Zeit des berühmten Bellisarius daselbst waren; aber in diesen Mauern liegt eine große Menge unbewohnter Dörter, weitläufiger Gärten, denen man den Nahmen der Weinberge beigelegt, Feld und unbebautes Land, dergestalt, daß mehr als die Helfte von dem in dem Bezirk der Mauern eingeschlossenen Land, weder Stadt noch Dorf, sondern nur Felder und Gärten sind. Man darf nur die Augen auf den Grundriß dieser Stadt werfen, um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen.

Man wird sehen, daß der ganze östliche Theil, das heißt alles, was an der linken der Tiber liegt,

von

von den Kulnen der Nathsbrücke an, wenn man über den Ochsenmarkt nach St. Johann von Lateran geht, völlig unbewohnt ist, so wie von St. Johann von Lateran an, bis nach Sancta Maria Major, und den Bädern des Diocletians, wo die Carthause ist, blos Gärten, Weinberge und Felder sind, wo man Gemüse und Kräuter bauet. Fast eben so siehet es aus von den Cartheusern an, wenn man hinter den Barbarinischen Platz auf die Dreyfaltigkeit auf dem Berge, und den Medicelschen Weinberg zugehet. Die Gärten des Vaticans und die Hintergebäude von St. Peter, nehmen wenigstens ein Drittel von dem Theile ein, welchen man die Burg nennet, und alles was westwärts von der Longara bis an die Liber liegt, sind abermals weiter nichts als Gärten, oder sehr wenig bewohnte Dörter, dergestalt, daß ich nicht unrecht zu thun glaube, wenn ich sage, daß der bewohnte Theil von Rom ohngefähr das Drittel von Paris ist.

Was es mit Paris gemein hat, ist, daß es nicht befestiget, noch auch befestiget werden kan. Denn ich glaube Belfall zu finden, wenn ich weder seine alten Mauern mit ihren Thürnen, noch die schlechten Bastelen, die von der Engelsburg an bis zu dem Thor del Porto über die Liber gehen, für keine Befestigung halte. Sie könnten ohngefähr

fähr eben so viel Widerstand thun als die, so man ehedessen zu Paris gesehen, von dem Zeughaufe an bis zu dem St. Honoriussthor, wovon noch etwas gegen das St. Antonsthor zu, übrig ist.

Die beiden Städte haben sich also blos auf ihre Macedonische Wälle zu verlassen, das ist; auf die Menge, den Muth und die Erfahrung ihrer Bürger. Und auch in diesem Punkt mus Rom Paris nachgeben. Denn mehr als die Hälfte seiner Einwohner ist dem Kirchendienste gewidmet, und folglich nicht sonderlich zu den Waffen geschickt; und sie ist nicht mehr die Stadt, deren Bürger man auf vierzehn Millionen schätzte. Ich werde mich in keine Untersuchung einlassen, ich halte es für eine bloße Fabel, und glaube, Augustus sei zu Frieden gewesen, wenn die Hauptstadt seines Reiches vierzehn hundert tausend Einwohner in sich gefast hat. Diejenigen, so nachgekommen, haben eine Mille zu dieser Zahl gesetzt, und den leichtgläubigen Leuten mit elf Millionen sechsmal hundert tausend Seelen aufgewartet. Dieses Geschenk ist prächtig, wie sollte aber ein so zahlreiches Volk ernährt werden.

Diejenigen, so gegenwärtig die Aufsicht über die Policel und Herbeischaffung der Lebensmittel haben, bedürfen keines so großen Vorraths, wie zu

III. Theil.

D

den

den Zeiten der Cäsaren. Hieran fehlt viel. Rom hat mehr nicht als hundert und funfzig tausend Seelen in sich, statt daß, nach der Berechnung des Herrn Marschalls von Vauban, man deren zu Paris mehr als neunmal hundert tausend gefunden hat, und dieses wird genug sein, den Unterschied dieser beiden Städte zu erkennen zu geben.

Es wäre was seltenes, wenn Rom und der übrige Theil des Kirchenstaats einer Hungersnoth unterworfen sein könnten; wenn dieses geschehen soll, so mus verschiedene Jahre hintereinander ein Mißwachs sein, denn man kehrt alle nur ersinnliche Sorgfalt vor, dieses Ubel oder wenigstens die betrübten Folgen schlechter Ernden zu verhindern. Zu diesem Ende sind öffentliche Schrammen, nicht nur in allen Städten, sondern auch sogar auf allen Dörfern errichtet, wo man so viel Getreid aufschüttet, als zu einem dreilährigen Unterhalt des Volkes erfordert ist. Diese Schrammen müssen voll sein, bevor jemand, der Getreid zu verkaufen hat, ein Körngen außer Landes geben darf. Die Gemeinden der Städte, Flecken und Dörfer, kaufen das Getreid um den Preis, als es von dem Proviantmeister ist geschäzet worden, und geben es um den nemlichen Preis an die Becken und andere Einwohner ab, die es nöthig haben, so daß man nichts als dreilähriges Getreid zu essen bekommt,

wel

welches man für weit besser halten will, als das neue.

Vielentgen, so die Aufsicht über diese öffentliche Kornböden haben, gentesen keine Besoldung, sie sind mit der Vermehrung und dem Zuwachs des Getreides auf den Böden zufrieden. Man giebt ihnen dieses nach dem Maas, und so viel sie erhalten haben, müssen sie wieder heraus geben, das übrige ist für sie.

Viele Leute werden sich über das, was ich hier von der Vermehrung des Getreides auf den Böden spreche, verwundern, und dieses um so viel mehr, da man in Frankreich und anderer Orten bemerkt hat, daß es ie länger ie mehr schwindet. Die Ursache von dieser Vermehrung des Getreides in Welschland, und denen Morgenländischen Gegenden ist diese. Man legt das Getreid nicht in Garben weis in die Scheure. Man drischt es auf der Stelle. Zu diesem Ende ist ein besonderer Platz bestimmt, da das Erdreich wol zusammen gestampft und abgegleicht ist. Hier werden die Garben in einer Rundung aufgestellt, und viele Pferde, Ochsen oder Büffel an den Schwänzen zusammen gebunden, die, indem sie auf den Garben herum traben, die Körner absondern. Da man hiezu ein trockenes Wetter und heißen Sonnenschein erwählt, die Hitze aber macht, daß sie zu-

D 2

sam

sammen schrumpfen, so werden sie viel kleiner, dünner und härter, als wenn sie feucht wären, und gehen folglich weit mehr Körner auf ein Maas, da hingegen, wenn sie auf den Kornböden Feuchtigkelt an sich gezogen haben, so schwellen sie auf, und nothwendiger Weise braucht man ihrer nicht so viel, das Maas voll zu machen. Daher entsteht der Vortheil derer, die die Aufsicht über die Schranken haben. Ein Vortheil, der darum wichtig sein mus, weil diese Leute alle Unkosten davon bestreiten können, die sie machen müssen, um das Getreid aufzuführen und wenden, oder nach befindendem Nothfall von einer Schranne auf die andere bringen zu lassen, und weil sie so gar davon reich werden.

Ich habe es niemal richtig genug ausrechnen können, wie weit sich diese Vermehrung des Getreides erstreckt, um daraus eine allgemeine Regel zu ziehen, weil dieses von vielerlei Umständen abhänget, die sich nach Beschaffenheit der Zeit und des Orts ereignen, die aber immer desto größern Vortheil bringen, je trockener das Wetter, und je heftiger die Sonnenhize war, da die Garben ausgetretten, oder wie sie sprechen, ausgedroschet worden sind.

Diese Art zu dreschen ist nicht blos in Welschland gebräuchlich, sondern sie ist schon seit undenklichen Zeiten in Morgenland und allen andern war-  
men

men Ländern eingeführt. Die heilige Schrift lehret uns dieses, wenn sie verbietet, dem Ochsen, der da dreischt, das Maul zu verbinden: Non alligabis os boui trituranti. Der Apostel hat sich dieser Worte als eines metaphorischen Gesetzes bedient, zu bewelsen, daß das Volk verbunden sei, seinen Seelenhirten Unterhalt zu verschaffen.

Fast alle Ländereien des Kirchenstaats, sind ausnehmend fruchtbar, und tragen fürtreffliches Getreide. Ordentlicher Weise ist das Korn klein, hart, und schwehr, und wenn das Volk arbeitssamer wäre, so könnte man aus diesen Staaten sicher so viel ziehen, daß das ganze übrige Welschland damit versorgt werden könnte. Allein dieses Volk ist weichlich, fleht Mühe und Arbeit, und erträgt lieber die Beschwehrlichkeiten der Armuth, als daß es arbeiten sollte, um sich davon zu befreien. Außerdem haben sie keine Aufmunterung zur Arbeit, sie haben ihrem Fürsten nichts zu entrichten. Die Abgaben liegen fast alle auf den niesbaren Waaren. Man kennt die Steuern, Zölle, Vermögensteuern, freiwilligen Geschenke, Kopfsteuern und andere Gelderpressungen nicht einmal dem Namen nach. Die Einfuhr der Kaufmannswaaren, besonders aber der Nahrungsmittel ist leicht, und da niemand davon ausgenommen ist, so ist diese

D 3

ber

dergestalten ausgetheilte Last sehr wenig beschwerlich.

Wenn der Pabst einer außerordentlichen Geldhülfe zu Bedürfnissen, die er nicht anders bestreiten kan, benöthiget ist, so legt er einen **Quatrino**, (nach unserm Gelde etwan neun Pfennige) welches der fünfte Theil eines **Bicocke** ist, auf jedes Pfund Fleisch. Man weiß ohngefähr, wie viel Pfunde jede Stadt, Flecken oder Dorf verbrauchen kan, und es finden sich Leute genug, die diese Auflage in Pacht nehmen, und sich anheischig machen, sie vorzuschleusen, oder an die Päbstliche Cammer auszuzahlen. Gewöhnlicherweis thun das die Fleischer selbst. Da das Fleisch geschätzt wird, so legt man der Schätzung nur den aufgelegten **Quatrino** zu, und hat auf diese Art nichts von der gewöhnlichen Habsucht der Feilhabere zu befürchten, die allenthalben die nemlichen sind, aber nicht allenthalben in den nemlichen Schranken der Billigkeit gehalten werden.

Was ich hier von dem Fleische sage, erstreckt sich auch auf andere Feilschaften, auf Eisen, Papier, Tücher, Stoffe, und andere Waaren, nach Maassgabe ihres Werths.

Dietenigen, die dem Landesherrn keine Abgaben zu entrichten belieben, dürfen sich nur solcher Dinge entschlagen, die damit belegt sind.

Die

Die Vorsicht, die man anwendet zu verhindern, daß sich kein Mangel am Getreide äußere, eröffnet dem Geiz und der Grausamkeit derer, die die Verwaltung darüber haben, niemals die Thüre. Der Preis ist gesetzt. Diejenigen, welche es nicht in den öffentlichen Schranken nehmen wollen, können es thun, und bei andern einkaufen, die welches zu verkaufen haben. Diesen ist erlaubt, es um einen geringern Preis als die Schätzung ist, zu geben, aber sie würden sich große Straffen über den Hals ziehen, wenn sie es theurer verkaufen wollten.

Das Fleisch so man zu Rom verkauft, ist sehr schön, sehr gut, und sehr reinlich zugerichtet. Das Hammelfleisch ist süßreslich; man wird es ohnschwehr glauben können, wenn man bedenkt, daß die Dörter, wo diese Thiere geweidet werden, voll guter und wolriechender Kräuter sind. Sie sind beständig ausen, insbesondere gegen den Strand des Meeres zu, da ihnen weder Eis noch Schnee jemals beschwehrlich sein kan. Die Hirten sind beständig mit Schaafspelz bekleidet, davon sie die Wolle heraus kehren. Sie gehen vor ihren Heerden her, und überlassen ihren Hunden den Posten der Arriergarde. Die Schaafte folgen ihren Hirten, und dieses scheint mir weit vernünftiger zu sein, als wenn man sie vor sich her treibt. Die

fer Gebrauch ist sehr alt. **JESUS CHRISTUS** hat sich dieses Beispiels bedient, um den Hirten seiner Schaaf, welches die Glaubigen sind, zu zeigen, daß sie vor ihren Heerden hergehen müssen, um sie auf den Weg der Tugend zu führen; daß sie sie durch ihr Beispiel ermuntern, ihren Bedürfnissen durch ihre Wachsamkeit abhelfen, und sie durch ihr überreiches Erbarmen, ihren Eifer und Lehre vertheidigen, keineswegs aber hinter ihnen drein gehen, und sie der Wuth ihrer Feinde ausgesetzt lassen sollen.

Die Ochsen, welche man zu Rom schlachtet, sind fett und sehr milde. Nichts ist reinlicher als die Fleischhäufer und die Fleischer. Sie haben Kleider von weißem Tuche an, die ihnen bis an die halben Beine gehen, einen großen weißen Schurz darüber, und eine röhrene Mütze auf dem Kopf. Das Fleisch ist auf sehr reinen Tüchern ausgelegt. Diejenigen, so welches holen, rühren es niemals an; sie zeigen nur dem Fleischer was sie wollen, dieser nimmt das Stück oder die Stücke, die man verlangt, wiegt sie und befestet sie mittelst einer Nadel und einer Schnur von Binzen zusammen, damit man das Paket an der Hand tragen kan. Jede Sorte vom Fleisch hat ihren gesetzten Preis.

Das schwächste Fleisch ist das sogenannte Mongano Raibfleisch. Es ist dieses eine Art von

von Flußälbern, als wie die zu Rouen. Nichts ist zarter, fetter und schmackhafter. Das Schwelnenfleisch ist allda fürtrefflich, so wie das Fleisch von jungen Ziegen, die währendem Säugen verschnitten worden. Man zehrt deren viele in der Gegend von Civita Vecchia. Die Tauben sind nicht völlig so gros als die in der Lombardie, aber an Güte geben sie diesen nichts nach; überhaupt ist daselbst alles Flügelwerk zart und fett, und warum sollten sie es nicht sein, da sie Getreid im Ueberfluß zu ihrer Nahrung haben? Die Kaninchen und Haasen sind gut, nach Beschaffenheit der Jahreszeit und des Orts, wo sie sich fürtern. Die Hirschen sind sehr rar, die wilden Schweine aber weniger, allein es giebt zu viel Jäger, und was die Eigenthumsherren auch immer thun mögen, ihre Jagden zu erhalten, so lassen sich die Bauern doch bei weitem nicht so sehr in Schranken halten wie in Frankreich. Und da es überdiß in allen Ländereien, die den Gemeinden der Städte, Flecken oder Dörfer zuständig, erlaubt ist zu jagen, diese aber in großer Menge anzutreffen sind, so legt sich jedermann auf die Jagd.

Es giebt viele Strichvögel; die wilden Tauben, Grammetvögel, wilden Enten, Schnepfen, Lerchen und Turkeltauben haben ihre Zeit, und die Märkte zu Rom sind sowol mit allen diesen Din-

gen versehen, als mit Früchten von aller Art, die ganz fürtrefflich sind, ob man gleich lange nicht so viel Fleis auf ihre Pflanzung wendet, wie in Frankreich, sie erhalten aber ihre Güte von dem Boden der sie hervor bringt, und von der Hitze der Sonne, die sie zur nöthigen Zeitigung bringet. Ich habe Wassermelonen gegessen, die man ehemals Pastocken nannte, die den Amerikanischen nichts nach gegeben haben.

Die frühzeitigen Früchte, die man zu Rom siehet, kommen aus Neapel und den dasigen Gegenden. Das Klima dieses Landes ist so gelinde, daß es viel eher Früchte trägt als die Gegenden um Rom, und die Neapolitaner, die sehr arbeitssam sind, lassen ihr Land nie müßig stehen; sie ziehen so viel daraus, als es nur immer tragen kan, und um desto theurer zu verkaufen, so trachten sie frühzeitige Früchte zu bekommen, die sie nach Rom bringen, wo sie sie gewiß, bald und gut anzubringen wissen, insbesondere, wenn viele Fremde in der Stadt sind.

Die gewöhnlichen rothen und grünen Melonen gerathen zu Rom und in der Gegend sehr wol, aber die Gärtner müssen die Saamkörner dazu aus Verusa kommen lassen, wenn sie sie recht vollkommen gut haben wollen. Dieser Saame schlägt zu Rom unvergleichlich gut an, aber die Fruchtkörner,

förner, welche nach Rom gebracht werden, schlagen aus der Art, und bringen ihres gleichen nicht hervor. Daher sieht sich die Gesellschaft der Römischen Gärtner gezwungen, alle Jahre in der Melonenzeit, zweien ihrer Mitbrüder nach Perusa abzuordnen. Diese nehmen die schönsten, lassen die Körner sorgfältig trocken werden, bringen sie nach Rom, und vertheilen sie unter sich nach dem Bedürfnis eines jeden, als wornach auch die Kosten der Abgesandten von denen, die zu Hause geblieben sind, zusammen geschossen werden.

Diese Abgeordneten führen eine sehr wol ausgesetzene Wirthschaft, um nichts zu verzehren, so lange sie zu Perusa sind. Sie machen sich in ein Kloster, und wählen hiezü gemeiniglich das Dominikanerkloster. Hier werden sie ernährt, und logirt, ohne daß es ihnen das geringste kostet, und zur Erkänntlichkeit geben sie der Communität alle Melonen, welche sie kaufen, um Saamen davon zu haben. Man weiß, daß die Italiener außerordentliche Liebhaber von Früchten sind, und daß sie sich gerne genug daran essen, ohne in die Sücke zu greifen. Beide Partheien finden bei diesem Haushalten ihren Vortheil.

Die Melonen, wie alle andere Früchte, werden mit Eis oder Schnee geessen, von allen denen, welche diesen Aufwand machen können. Man thut die

die Früchte in hinlänglich tiefe Gefäße, und bedeckt sie mit Schnee. Es ist gewiß, daß die Frische, so sie dadurch an sich nehmen, ihre Güte nach dem Urtheil der Kenner vermehret. Auch ist etwas rares, daß die Früchte Krankheiten verursachen, wie sie solches in kalten Ländern sehr oft zu thun pflegen, man mag sie in einer noch so großen Menge essen, wenn man sie nur recht zeitig, und zu ihrer gehörigen Zeit isset, aber die frühzeitigen Früchte sind behutsamer zu genießen.

Der grüne Donnerstag mag in ein Monat fallen, in welches er will, so unterläßt man nicht, für die Cardinäle, die bei dem Pabst zu Mittag speisen, frische Kirschen aufzutragen. Sie kommen aus dem Königreich Neapel, und man sagt, daß man deswegen alle Jahre einen oder zwey Kirschbäume aufopfert, weil man diese Bäume mit vielem Mist und warmem Wasser treiben mus, um ihre Früchte vor der Zeit zu haben, welche bei allen dem niemals weder vielen Saft noch Geschmack haben.

Man trinkt gern kalt. Die Hitze des Klima reizt dazu, und man giebt vor, daß eine lange und gewisse Erfahrung gelehrt habe, daß das kalte Getränk viele Krankheiten verhindere, denen man zuvor unterworfen war, ehe die Gewohnheit mit dem Schnee eingeführt war.

Man

Man bedient sich gewöhnlicher des Schnees als des Eises; dieses ist seltener. Es verursache Unkosten, um es zu brechen, und in die Eisgruben zu legen, an statt daß der Schnee öfter fällt, sich sammet, und mit weniger Mühe und Unkosten eingelegt werden kan, sich auch eben sowol erhält. Man sagt auch, daß er bequemer ist, das Getränke zu erfrischen, und daß er seine Wirkung geschwinder thue.

Er ist in alle Städte des Kirchenstaats ausgeheilt, unterdessen ist jedermann erlaubt, Eisgruben zu haben, und sich derselben für sich zu bedienen, wenn sie aber davon andern Leuten verkaufen oder geben, so verfallen sie bei dem Pächter oder Assentisten in eine Straffe. Dieser ist verbunden, so viel zu verschaffen, als man verlangt, und er mus solches schaffen, wenn es auch keines geben sollte. Denn wenn es daran fehlte, so würden die Gouverneurs oder Policetrichter auf seine Unkosten welches kommen lassen, es möchte kosten was es wolte. Die Zeit, in welcher sie ihre Vorrathskammern eröffnen müssen, ist bestimmt, und der Preis ist festgesetzt.

Ogleich das Pfund gemeiniglich sechzehn Unzen hält, welche bei uns nach Pariser Gewichte vierzehn ausmachen, so rechnet man doch auf den beständigen Abgang, dem diese Waare unterworfen

fen

fen ist, und das Pfund hat von Morgen bis Mittag nur vierzehn, von Mittag bis Abends aber nur zehn Unzen.

Ob es gleich nicht theuer ist, so ist es doch immer eine Vermehrung der Ausgabe, für der sich ein ieder guter Haushalter hüten mus. Aus der Ursache haben die Aufseher des Römischen Collegii, und nach ihrem Exempel alle Aufseher der Collegien und der Seminarien, deren zu Rom und in ganz Italien eine große Menge ist, die Einrichtung getroffen, daß man nur das Wasser auffrischen läßt, den Wein aber in dem Grad der Frische läßt, welchen er haben kan, wenn er einige Stunden von dem Keller gekommen ist. Die erhitzte Jugend entbehrt lieber den Wein, als daß sie ihn so warm trinken sollte. Und auf diese Art trinkt sie nichts als Wasser, und der Wein, den man dadurch erspahrt, bezahlt den Aufwand auf den Schnee überflüssig.

Der Wein der einmal in das Eis, oder in den Schnee gesetzt worden, wird schlechter, wenn er die Kälte verliert, die er an sich genommen, und das ist noch eine Ursache, diejenigen zu rechtfertigen, welche nichts als das Wasser erfrischen lassen; in einigen geistlichen Ordenshäusern macht man es anders; man taucht den Wein, das ist: man vermische ihn mit einer ziemlichen Menge Wasser,

Wasser, ehe man solchen auffrischen läßt, durch dieses Mittel darf man sich des Weins nicht ganz und gar entschlagen, und nichts als bloßes Wasser trinken, und läuft dabei nicht Gefahr, den Wein zu verderben, wenn man nicht alles verbraucht, was man hat auffrischen lassen.

Ich mus nicht vergessen, etwas von den Päpstlichen Münzen zu sagen. Man hat deren vom Gold, Silber und Kupfer. Die vom Kupfer sind halbe Balocken, sie haben auf der einen Seite die Worte Mezzo Bajoco, und auf der andern des Pabsts Wappen. Ihrer zwanzig machen einen Julius (Giulio) aus, welches der zehnte Theil von einem Römischen Thaler ist. Die Bajocke gilt fünf Quatrinen, welches auch eine kleine kupferne Münze ist, von der Größe unserer Französischen Deniers, und fast von gleicher Dicke.

Der wirkliche Silberthaler gilt zehn und einen halben Julius, ein Julius, oder Paolo ist eine Silbermünze, welche von den Päbsten Julius und Paulus den Namen bekommen, die sie allem Ansehen nach zuerst haben schlagen lassen, oder wenigstens die größte Anzahl derselben. Ob gleich ihre Nachfolger solche unter ihren eigenem Namen und Wappen haben schlagen lassen, so hat man ihnen doch immer den nemlichen Namen gelassen, ob man sie gleich Gregorius, Pius, Innocentius, und wie

und wie sonst die Päbste gehelßen haben, hätte nennen sollen und können. Aber der Gebrauch hat es etnmal so eingeführt, und es wird wol allezeit da bei bleiben.

Man mus zehn Julius zu einem Thaler haben, aber ein ganzer Thaler im Stuck gilt zehn und einen halben, weil dielenigen, die die Stempel dazu geschnitten haben, die Eintheilung nicht wol getroffen, und sie so gemacht haben, daß der Gehalt mehr ausmacht als zehn Julius, dergestalt, daß der Thaler von zehn Julius heut zu Tag nur eine eingebildete Münze ist, wie unsere Turneserpfunde in Frankreich, und daß der wirkliche Thaler zehn und einen halben Julius gilt.

Alle Rechnungen geschehen in Thalern, Julius, Bajocken und Quatrinen, aber man versteht allemal einen Thaler, der nur zehn Julius gilt, und keinen wirklichen Thaler von zehn und einem halben Julius, als welchen der gemeine Mann, gemeinlich aber sehr ungeschicklich, Plaster nennt.

Die Thaler und die Julius haben bißweilen auf der einen Seite das Brustbild desienigen Pabstes, welcher sie hat schlagen lassen, und auf der andern einen während seiner Regierung sich ereigneten merkwürdigen Vorgang, als: Die Eröfnung der heiligen Pforte im Jubeltahr, oder etwas anders. Desters stehen auf einem Julius die Bildnisse

nisse des H. Peters und Pauls auf der einen Seite, und auf der andern das Wappen des Papstes.

Die Silbermünzen, welche die Cardinalsämmerlinge der H. Kirche, während erledigten Stuhls zu schlagen, das Recht haben, haben auf der einen Seite zween Schlüssel in einem Andreascreuz mit einem Sonnenschein darüber.

Alle diese Stücke sind von sehr feinem Silber, und es ist nicht leicht ein Staat der sich rühmen könnte, solche von so gutem Schrot zu haben.

Man hat der goldenen Münze, welche die Päbste schlagen lassen, den Namen der Pistolen oder Doppien gegeben. Es galt eine im Jahr 1716. zwei und dreißig und einen halben Julius, ein Louis d'Or galt drei und dreißig und einen halben. Ich habe keine Stücke von vier Pistolen gesehen, die von zweien sind eben so rar als die halben Pistolen. Der Gehalt davon ist sehr rein, der Zusatz ist von Kupfer, so wie die Spanischen, daher kommt es, daß man sie in dünne Blärlein schlagen kan. Dahingegen unsere Louis d'Or, deren Zusatz von Silber ist, spröde werden, und sich nicht schlagen lassen, ohne zu brechen, welches für den Künstler ein Verlust ist.

Ich glaube dem Publico einen Gefallen zu thun, wenn ich die Französischen Münzen gegen die

III. Theil.

P

Römis

Römischen ausrechne, wobei der innerliche Werth eines Französischen Thalers für drei Turneser Pfund oder sechzig Sous angenommen wird. (\*)

Es ist zu Rom was sehr seltenes, daß man mehr Geld, als man zu kleinen Ausgaben nöthig hat, bei sich behält; man legt es in die *H. Geist Banco*, wo man gesichert ist es wieder zu finden, und ganz oder stückweis, so bald man dessen be nöthigt ist, herausnehmen zu können, und ohne länger zu warten, als es Zeit braucht zu zählen, und die Ausgabe der *Banco* in das Register einzutragen. Es ist wahr, daß dieses Geld dem Eigenthümer tod da lieget und ihm keinen Nutzen bringt, aber dabei ist man gegen die Schelme reien der Dienstboten, gegen Diebe und andere Zufälle gesichert; es liegt eben so sicher und so gut baar da, als wenn man es in dem Koffre hätte. Diese *Banco* gehört dem *H. Geist Spital*, welches alle seine Güter zur Sicherheit des Geldes, wels

(\*) Der Übersetzer glaubt dem teutschen Publico einen Gefallen zu thun, indem er die in dem Französischen Original befindliche Ausrechnung wegläßt, weil weder die Sache selbst, wegen der seit den Zeiten des Herrn Verfassers erfolgten Veränderung in dem Werth der Münzen, noch die Art wie sie derselbe ausgeführt, die Geleser zu vergnügen vermögend sein würde.

welches man daselbst niederlegt, verpfändet hat, und welches allen nöthigen Aufwand zum Unterhalt des Hauses und der Bedienten, welche mit den daselbst niedergelegten Geldern zu thun haben, bestreitet. Wenn aber auch gleich die Eigenthümer von ihrem Geld keinen Nutzen ziehen, so dürfen sie auch nichts für die Sicherheit desselben geben. Was für einen Nutzen kan also wol das Spital davon haben, und wie kan es sich wegen der Unkosten, die es zu bestreiten hat, schadlos halten? Da allezeit verschiedene Millionen in der Banco sind, und alle Augenblicke eine Summe heraus und wieder eine andere hinein gebracht wird, so läßt das Spital auf seine Befahr das übrige umlaufen, und der Nutzen davon ist so ansehnlich, daß er hinlänglich ist, nicht nur die Unkosten zu bestreiten, von denen ich geredet habe, sondern auch zu dem unermesslichen Aufwand etwas beiträgt, welchen dieses Spital für Kranke, für ausgesetzte Kinder und eine Menge anderer guten Werke zu machen hat.

Dieses Spital ist sehr reich, aber bei weitem nicht so sehr, als es der unwissende Pöbel gerne machen wollte. Man mus wegen solcher Erzählungen zu Rom so wie an einem andern Orte der Welt auf guter Hut sein. Ich habe Leute gese-

P 2

hen,

hen, welche mir in ganzem Ernst gesagt haben, daß ein gewisser Pabst sich von den Einkünften dieses Spitals Rechnung thun lassen, und gefunden habe, daß es alle Stunden tausend Thaler Einkünften habe, da hingegen er als Pabst und Landes Herr, des Tags nicht mehr als drei und zwanzig tausend habe, er glaubte, daß dieses seiner Würde nachtheilig wäre, er nahm deswegen dem Closter täglich die Einkünften von einer Stunde und zog sie zu seiner Cammer, so daß er jetzt täglich vier und zwanzig tausend und das Spital drei und zwanzig tausend Thaler hat. Der Pabst sowol als das Closter wären nicht zu beklagen, wenn sie diese Einkünfte hätten, aber daran fehlt viel, und demohingeacht sind sie reich genug.

In die Banco zum H. Geist legt man Geld, es giebt aber einen andern Ort, wo man Hausgeräthe hinlegt, das ist der Mons pietatis (Pfandhaus) welches deswegen so genennet wird, weil es in der Absicht errichtet worden, dem Elend armer Leute abzuhelpen, welche bei einer dringenden Geldnoth gezwungen sein würden, ihre Geräthschaften um einen schlechten Preis zu verkaufen, oder Geld gegen einen Zins aufzunehmen, der den Werth der Sachen, die sie für die entleh-

te Summe verpfändet haben, gar bald verschlingen würde. Die Päbste haben zu dieser gottseligen Stiftung grose Summen und grose Privilegien gegeben, und nach ihrem Exempel haben eine Menge Cardinäle und Prelaten, wie auch Laien, ebenfals ansehnliche Summen darzu hergeschossen, andern war es genug ihr Geld auf eine bestimmte Zeit dahin nieder zu legen, in welcher man den Armen mit einer ausnehmenden Ordnung und mit mögligster Treue damit aushilft.

Man nimmt zu Pfändern für das Geld so man entlehnt, allerlei Hausrath, Waare, Silberwerk und Geschmuck an; es sind Schätzer da, welche den Werth der Sache die man bringt bestimmen, wornach man bis auf zwei Drittel des geschätzten Werthes herleihet.

Man leihet bis auf dreißig Thaler anderthalb Jahr lang ohne Zinsen; wenn man eine gröfere Summe will, zahlt man iährlich zwei vom hundert, welches man zu thun gezwungen war, um dem schändlichen Geiz der Kaufleute Einhalt zu thun, welche Waaren hinein gaben, von denen sie wusten, daß sie ihrer nicht so geschwind los werden würden, und auf diese Art ansehnliche Summen herauszogen, womit sie sich guten Nutzen schaffen konnten, da unterdessen das

ausgesaugte Pfandhaus nicht mehr im Stande war den Armen zu helfen. Wenn man seine Sachen länger als anderthalb Jahr da läßt, ohne sie auszulösen, so werden sie an den Meistbietenden veräußert, das Pfandhaus nimmt die vorgeschossene Summe weg, und hebt den Uberschuß auf, um ihn dem Eigenthümer zuzustellen, wenn er kommt und sich darum meldet. Allein wenn man sich nach Verlauf dieses Termins außer Stande sieher sein Pfand einzulösen, und doch nicht gerne wolte, daß es verkauft würde, so darf man nur um eine Verneuerung des Zettels ansuchen, den die Banco bei Erhaltung des Pfandes ausgestellt hat; man erhält solches gar leicht, wenn die Summe nicht über dreißig Thaler steigt, macht sie aber mehr, so läßt man einen andern Zettel ausfertigen, wo die verfallene Zinsen nebst der Hauptsumme angesetzt sind.

Der h. Geist Spital sorgt für die ausgesetzten Kinder, und ob ihrer gleich sehr viele sind, so thut sie zu ihrer Erziehung doch alles, was man verlangen kan. Es giebt zum östern Leute, die, wenn sie keine Kinder haben, sich unter diesen welche heraus nehmen. Man läßt ihnen die Wahl, und wenn man gewiß ist, daß sie

sie sie in der Furcht des HErrn anferziehen, und sie in Stande setzen werden, ihr Brod zu verdienen, indem sie solche zu einer ehrlichen Handthierung anhalten, so überläßt man sie ihnen, nachdem man die nöthigen Maasregeln zur Sicherheit dieser Kinder genommen hat. Gewöhnlicher Weise nehmen solche Leute diese Kinder an Kindesstatt an, lassen sie ihren Namen führen und erklären sie für ihre Erben.

Dieses war schon vor vielen hundert Jahren bei den alten Römern gebräuchlich. Es ist dieses ein Artikel des römischen Rechts, der noch heutiges Tages zu Rom, und wie ich glaube in ganz Welschland seine Kraft hat. Ohne dieses würden viele Familien erloschen sein. Man bemerkt, daß diese Kinder gemeiniglich alle schön sind und Verstand haben. Und das ist genug, um einer guten Erziehung fähig zu sein, und denen zu gefallen, die sie angenommen haben.

Ob gleich Rom der Sammelplatz gelehrter Leute ist, so sind doch bei weitem nicht so viele Buchhändler und Buchdrucker daselbst, wie zu Paris, London, Amsterdam und in vielen andern Städten, die weit weniger als diese drei angezogenen zu bedeuten haben. Man druckt aber doch

sehr schön daselbst, wenn man die erforderlichen Kosten aufwenden will. Es giebt in verschiedenen Städten Papier Manufakturen, die vortreflich hübsche Arbeit machen. Die Buchdrucker lassen die Schrift aus fremden Ländern kommen, und es ist blos ihre Schuld, daß sie keine bessere haben. Aber die oftmaligen und sehr strengen Untersuchungen, und die eckelhaften Ceremonien, die man auszuhalten hat, ehe man ein Buch zum Verkauf bringen kan, wie nicht weniger der schlechte Verkehr, den man in dem Lande zu hoffen hat, machen, daß die Buchdruckerel daselbst nicht sonderlich blühet. Die Buchhändler und Buchdrucker sind der Gerichtsbarkeit des *Maestro del sacro Palazzo* unterworfen, welche ansehnliche Bedienung seit ihrer Errichtung dem Dominikanerorden zustehet; dieses ist vielleicht die Ursache, warum die Buchhändler und Buchdrucker zu Rom den *S. Thomas Aquinas* zu ihren Hauptpatron angenommen, dem sie seit einigen Jahren den *S. Johann de Deo*, den Stifter der Bruderschaft der Liebe, zugeordnet haben. Der erste verfertigte, der andere aber verkaufte Bücher.

Die Römer sind nicht gar von einer so rauhen Ernsthaftigkeit wie die Spanier, aber  
 sie

ſie haben doch etwas davon, und das ſtehet ihnen recht gut. Sie ſind klug, zurückhaltend, fürſichtig, und ergeben ſich dem Vergnügen nicht ſo blindlings wie viele andere Nationen. Alles iſt bei ihnen abgemessen, und jedes Ding hat ſeine Zeit. Ob ſie gleich die Ergötzlichkeiten lieben, und dieſelben auch genießen, ſo wiſſen ſie doch alles Geräusch davon zu verbannen, ſo gar oft zum Anſtoß gereicht. Nur die Faſchingszeit kan ſie aus dieſen vernünftigen Schranken bringen, und denn ſind ſie auch ganz Zügellos.

So bald die Eröffnung des Carnavals mit den gewöhnlichen Ceremonien bekannt gemacht worden, iſt die ganze Stadt in voller Freude. Es ſcheint, es ſei dieſes eine Loſung, die Ernſthaftigkeit, die Zurückhaltung und die Geſchäfte abzulegen. Man iſt nur bedacht ſich zu vergnügen. Der Tag wird mit Verkleidungen zugebracht, die Nacht mit Bällen und Schmauſereien. Nichts iſt prächtiger, witziger und ergötzender als die verſchiedenen Auftritte, die immer aufeinander folgen. Das Publicum nimmt Theil daran, ohne daß es ihm etwas koſte. Der Corso iſt der ordentliche Sammelpſatz der Maſquen. Aber es iſt nicht jedermann erlaubt ſich dabei einzufinden.

Dieses ist den verdächtigen Weibsleuten, den Mönchen und dem geringen Pöbel durch öffentlichen Anschlag untersagt.

Man sieht wol, daß die Weibsleute von besagter Art deswegen davon ausgeschlossen sind, weil sie nur Aergernis verursachen, und ehrbare Frauenspersonen, unter die sie sich zu mischen die Frechheit hätten, entehren würden. Keine Mönche sollen sich darum nicht sehen lassen, weil dergleichen Ergötzlichkeiten nicht für diejenigen gehören, die das Stillschweigen, eine eingezogene Lebensart und die Busfertigkeit zu ihrem Theil erwählet haben. Sie sind inzwischen doch Menschen, und könnten sich in diesem Punkte leicht vergessen, aber die Bekanntmachung des Carnavaledicts erinnert sie an ihre Schuldigkeit. Wenn inzwischen blos die Neugierde die Religiösen antreibt, solcherlei Ergötzlichkeiten anzusehen, so können sie solche befriedigen, indem sie sich in die Gassen stellen die auf dem Corso zu gehen, denn das Verbot erstreckt sich nicht über diese Gassen; sie können sich auch nach einem Fenster mit Sommerläden umsehen, und alsdenn haben sie nichts zu befürchten. Was den geringen Pöbel anbetriift, so hat man, weil er allenthalben von allerlei Art ist, auch allenthalben das Recht ihn von

von solchen Dertern zu entfernen, wo er nur Unordnung und Verwirrung anrichten würde.

In der Strasse des Corso versammelten sich also alle Masquen. Einige sitzen auf Triumphwägen, die von vier nebeneinander gespannten Pferden gezogen werden, und stellen die triumphirenden Einzüge der alten Römer nach ihren erhalteneu Siegen für.

Anderer, die wie die Götter der alten Zeiten verkleidet sind, treten stolz einher, wie Hercules mit der Streitkolbe auf der Schulter, oder stellen den Vulcan mit seinen Cyclophen für, mit dem Hammer und der Zange in der Hand. Jupiter, Mars, Mercurius, Saturnus, und mit einem Worte, alle Götter der Fabel, stehen bei dieser Zeit auf, gehen spazieren und ergötzen das Publicum.

Man sieht ganze Wägen voll Spielleute einem Berge nachziehen, wo sich Apollo und die neun Musen miteinander unterreden. Man sieht tragbare Schauplätze, die auf den Plätzen oder vor den Pallästen, wo sie es für gut befinden, stille stehen und die lustigsten Stücke aufführen.

Nach meinem Geschmack sind die Sterndeuter und Quacksalber die anmuthigsten. Das will nicht so viel sagen, als wenn die so dergleichen

chen Rollen spielen, diesem Handwerke wirklich zugethan wären. Nichtsweniger als dieses. Es sind muntere Köpfe, die sich und andern ein Vergnügen machen wollen. Sie sitzen gemeiniglich auf einem altmodischen Lehnstuhl, auf einem Gerüste, so von acht oder zehn wunderbarlich gekleideten Kerln getragen wird. Die Sterndeuter haben Welt und Himmelskugeln vor ihnen, insbesondere aber ein langes Rohr von weisem Blech; sie halten von Zeit zu Zeiten still, sprechen das lustigste Zeug von der Welt, und prophezeien denen, die es verlangen; weil sie den Leuten wis machen wollen, als besäßen sie viel Bescheidenheit, welche sie verhindere, die Sachen anders als ins Geheim zu sagen, so setzen sie ihr Rohr an das Ohr dessen, der etwas von ihnen zu wissen verlangt, und reden auf eine so geheimnisvolle Weise mit ihm, daß jedermann die lustigsten und für alle Anwesende höchst lächerlichen Währgen hören kan. Wenn sie nun aufgehört, so unterlassen sie nicht, ihm mit einer ernsthaften Art zu sagen: halten sie das, was ich ihnen jetzt gesagt habe, geheim, folgen sie meinem Rath, sie werden dabei wol fahren.

Es geschieht zum östern, daß zween Sterndeuter einander begegnen, und alsdenn bestürmen sie

sie

sie einander mit Scherzreden auf die lächerlichste Art von der Welt. Erstlich streiten sie miteinander um den Rang, und wenn dieser Punkt entschieden ist, so wissen sie gleich wieder einen andern auf das Tapet zu bringen, und sich mit der Zunge eben so witzig als lebhaft herum zu balgen.

Manchmal kommt ein Marktschreier dazu, der sie vereinigen will und sie nöthiget ihm ihren Handel vorzutragen. Sie thun es, der Marktschreier macht den Spruch, und da weder der eine noch der andere mit seinem Urtheil zufrieden ist, so erhebt sich unter diesen dreien ein neuer und ungemein ergötzlicher Auftritt.

Ein römischer Prinz kam einmal auf den Einfall, alle Schuhflicker von Rom und der Gegend zusammen zu bringen. Er machte daraus ein Corpo von fünf bis sechshundert Mann, denen er Maschen auf die Hüte und einerlei Kleider gab, wie es sich für ihre Handthierung schickte. Er unterrichtete sie von seinem Vorhaben, und lies sie die bei ihrem Gewerbe üblichen Bewegungen zum öftern wiederholen, damit sie solche nach dem Trommelschlag machen lerneten.

Vor allen Dingen ist nöthig zu wissen, daß das Corps der Schuhflicker zu Rom nicht in vier  
Class

Classen eingetheilt ist wie zu Paris. Sie arbeiten nicht in den Buden, welches die Classe der **Verjus** thut, so die vornehmste und edelste ist. Sie haben auch keine solche kleine bewegliche Werkstuben, an den Ecken der Strassen oder der Klosterpforten, welche die **Verlandiers** tanen haben. Sie arbeiten nicht im Zimmer, wie die **Chamberlans**; sondern sie sind alle von der letzten Classe, die man **Porte Munniffes** (Mantelträger) nennt, weil sie all ihr Handwerkszeug auf den Rücken und unter den Armen tragen, um in den Häusern oder vor den Thüren derer zu arbeiten, die ihrer Handreichung benöthiget sind. Auf einer Seite haben sie einen großen Schnapp-sack voll alten und neuen Leders, kleine Trümmer Faden, Schweinborsten, einen Hammer, Zangen, Pech, Leiste, Schmeer, Schwärze, Röchel, Ahlen, hölzerne Nägel, eine kleine Wanne; auf der Schulter tragen sie einen dreifüßigen Stuhl, den sie den **Dreifus** des Apollo nennen, und in der Hand haben sie das Handleder und den Knerriemen.

Dieses solchergestalt ausgestaffirte Batallion hielt unter Vorherziehung der Trommeln und Hoboisten seinen Einzug durch das Völckerthor.

Ihrer

Ihrer viere glengen neben einander. Man hatte sie mit Fahnen und Officieren aus Ihrem Mittel versehen, um ihren Marsch anzuordnen, und sie auf den Plätzen in Schlachtordnung zu stellen; und einen Obristwachtmeister, der das Exercitium commandirte, so sie nach dem Trommelschlag, auf den angewiesenen Orten und vor den Pallästen machen mußten. Ein Schlag befahl ihnen zu halten; auf einen andern legten sie die Hand an den Stuhl, und auf einen andern hoben sie den Stuhl hoch in die Höhe, stellten ihn auf die Erde, setzten sich darauf, nahmen den Schnapsack herunter, zogen den alten Schuh heraus, legten ihn über den Leist, bereiteten den Schuhdrath zu, schnitten Leder, thaten einlge Stiche, und brachten endlich alle diese Stücke wieder an ihren Ort, und setzten ihren Marsch weiter fort.

Man erzählt, daß gegen das Ende des sechzehenden Jahrhunderts zu Paris eine Masquerade gehalten worden sei, worauf der ganze Hof im Apothekerhabit erschienen sei.

Der Müller von Civita Vecchia lies sich einmal, und zwar noch während meines Aufenthalts in dieser Stadt, einfallen, auf der Post zu kommen, und die Ankunft des Carnavals zu verkündigen. Seine Postkutsche war mit zwanzig Paar Eseln  
be,

befpannt, vor welchen sieben oder acht Postknechte auf eben dergleichen Geschöpfen herritten.

Was die Masquen in Welschland thun, so in Frankreich nicht geschieht, ist, daß sie eine Menge überzuckerter Leckerelen unter die Zuschauer, insbesondere aber ganze Schachteln voll in die Fenster solcher Leute werfen, vor die sie eine besondere Achtung haben, und darinnen einen beträchtlichen Aufwand machen.

Man sagt, zwei Personen vom Stande hätten den Supertor eines gewissen Ordenshauses zu überreden gewußt, daß er sich verkappet, und mit ihnen einen Spaziergang auf den Corso gemacht habe. Das Alter, der Stand, und das Amt dieses guten Alten, untersagten ihm dergleichen Arten von Vergnügungen durchaus; aber diese Herren wußten es sowol zu machen, daß er sich endlich gefallen lies, sich wie sie, in eine Armenianerin zu verkleiden. Sie stiegen zu Pferde, nahmen ihn zwischen sich in die Mitte, als die Ehrenstelle; kaum aber hatten sie einige Schritte gemacht, als die Zuschauer anfiengen zu sagen, das wäre der und der Pater, und ihn bei seinem Namen nannten, der in der ganzen Stadt bekannt war. Die zweien Begleiter stellten sich an, als wären sie erschrocken, und sprachen zu ihm: Halten Sie Sich doch gerade: Ihre Gestalt verräth sie: geben sie sich nicht selbst

selbst zu erkennen, sie verrathen uns auch nicht lassen sie sich nur nichts merken. Der gute Pater verstellte sich so gut er konnte, aber alles war vergebens, je weiter er kam, je mehr schrieb man, das ist der Pater: . . . Und warum sollte man ihn nicht gekennet haben, da er seinen Namen auf dem Rücken mit großen Buchstaben auf einem Papier geschrieben trug, welches die Bedienten ihm auf Befehl ihrer Herren angeheftet hatten. Endlich wurde er es gewahr, weil es ihm einige mitleidige Leute sagten, und an statt, daß er sich ganz gleichgültig dazu hätte stellen sollen, begleng er die Thorheit, sich zu demasquieren und zu sagen: Es ist wahr, meine Herren, ich bin es, aber meine Begleiter sind die und die, welches wolbekannte Leute und von ganz anderer Gattung waren als er. Ein ieder vernünftiger Mann würde die Schrift entweder herab genommen, oder auch wol stehen gelassen haben, und seines Weges fortgegangen sein, ohne sich etwas merken zu lassen, und so würde die Sache räthselhaft geblieben sein; man würde geglaubt haben, es wäre blos ein Stückgen, so man diesem ernsthaften Pater habe spielen wollen; aber der Alte war hitzig, er glaubte sich rein zu brennen, indem er die andern beschmuzte, diese aber verfolgten ihren Weg ohne Schrecken, wendeten in der nächsten Gasse um, gaben ihren Pferden beide Sporen,

III. Theil.

D

und

und überlesen dem guten Mann, sich aus dem Handels heraus zu wickeln.

Zum östern werden Opern gespielt, noch öfter aber Comödien. Ein jeder giebt sich damit ab, und auch jedem gelingt es, weil jedermann Verstand hat, und die Italiener schon von Mutterleib aus Comödianten sind. Man klagt, daß ihre Stücke nicht genug gereiniget, sondern meist widersinnig und possenhast sind; aber diese Possen und unerwartete Einfälle sind voll Geistes, und von feinem und schmackhaften Salz, und die angebliche Unordnung, so man daran ausgezet, ist ordentlicher Weise Kunst, und stellt die Sachen weit natürlicher dar. Ubrigens aber ist dieser Mangel der Ordnung nicht überall anzutreffen. Man sieht sehr ordentliche, wol ausgedachte Stücke, das von alle Auftritte wol ausgeführt, und die Leidenschaften auf eine edle und überzeugende Art ausgedrückt sind. Nichts giebt die Fähigkeiten der Italiener in Ansehung der Schauspiele mehr zu erkennen, als die so von Kindern aufgeführt werden; davon das älteste oft noch nicht zehn Jahre alt ist. Alles ist beredt an diesen Kindern. Sie scheinen von den Leidenschaften, die sie vorstellen, bewegt zu werden, ob sie solche gleich noch nicht kennen.

Die Oratorien werden noch häufiger besucht als die Comödien. Man hält sie zu allem  
Zeit

Zeiten und an allen Orten, weil sie nichts schlimmes, und nichts als was zur Tugend reizet, haben. Es sind dieses musicallische Erzählungen der Leben und großen Thaten der Heiligen; man könnte sie geistliche Opern nennen. Man spielt Symphonien dazwischen, und wenn sie nicht in einer Kirche gehalten werden, wie dieses ordentlich geschieht, so wird den Anwesenden zwischen den Hauptabtheilungen, mit gefrohrnem Wasser und andern Erfrischungen aufgewartet.

Papst Innocentius XI. war, ob er sich gleich fast immer unpäpstlich und zu Bette befand; ungemeyn besorgt, daß sich in diese gottselige Ergötzlichkeiten kein Mißbrauch einschleichen möchte. Er bediente sich, solches zu erfahren, einer gewissen Art Leute, die fast so gekleidet waren wie die Leinigen, so man zu Rouen und seit kurzem zu Paris unter dem Namen der St. Yonsbrüder kennet. Diese schleichen sich unter dem Vorwande, die Kinder und Bedienten in den Anfangsgründen des Christenthums zu unterrichten, in alle Häuser ein, und entdecken also alles, was in der Stadt vorgehenge, und erstatteten als getreue Spionen dem Papst zu gewissen Stunden in der Nacht, Bericht davon. Man wunderte sich eine Zeitlang darüber, daß der Papst die geheimsten Dinge wußte, ohne daß man entdecken konnte, durch welchen Canal sie

ihm zu Ohren möchten gekommen seyn. Denn ob man ihn gleich für einen sehr heiligen Pabst hielte, so glaubte man doch noch lange nicht, daß ihm dieser Dienst von den heiligen Engeln geleistet würde. Weil aber Rom voll geschelder und listiger Leute ist, so entdeckten endlich die dazu aufgestellten Spionen, daß es die Graubärte waren, die dem Pabst von allem was vorgleng, Nachricht gaben. Man hatte ihnen diesen Namen deswegen beigelegt, weil, da sie immer Paar und Paar glengen, ein lunger allezeit von einem alten begleitet wurde, der mit einer ernsthaften Mine, ungepuztem Barte, grossem flachen Hut, grosen und sehr kotzigen Schuhen, grober und ungefalteter Leinwand, langem Ritel, und mit einem Worte, in einem solchen Aufzug einher trat, der vermögend war, ausgelassenen Kindern und übelgesitteten Dienstbotten Furch einzulösen. Diese Kleidung aber hieng ihnen nicht so vest an dem Leibe, daß sie sie nicht hätten abzulegen, und eine andere anlegen können, wenn es ihre Geschäfte verlangten, und sie nicht erkennen seyn wolten.

Der Pabst hatte sich beschwehrt, daß in den Dratorien und anderen Gesellschaften fürnehmer Leute, gewisse Dinge vorglengen, die ihm nicht gefallen könnten.

Man

Man zweifelte, nach der gemachten und von mir eben erwähnten Entdeckung nicht mehr, daß dieses nicht von den Graubärten herkäme. Man hätte sich diese beschwehrlichen Leute, mittelst einer guten Tracht Schläge oder Saccheti wol vom Halse schaffen können; allein der Pabst hatte sie dergestalt in seinen besondern Schutz genommen, daß man alles würde gewagt haben, wenn man sich so gewaltsamer Wege bedient hätte.

Ein Römischer Fürst fieng es auf eine höflichere Art an, welche alle erwünschte Wirkung hatte. Er gab in seinem Pallaste ein Oratorium, wozu alle Standespersonen beiderlei Geschlechts, die in Rom waren, eingeladen worden. Das war genug, bei den Graubärten eine Begierde zu erwecken, zu erforschen, was dabel vorgehen würde. Der geschickteste verkleidete sich, und fand sich dabel ein. Die Spionen, die ihn verfolgten, erkannten ihn, und gaben dem Prinzen Nachricht davon. Man lies ihn hinsetzen wo er es für gut hielt, um seine Absicht nicht an den Tag zu geben. Man darf nicht zweifeln, daß er nicht einen Platz werde genommen haben, wo er alles bequem hören und sehen konnte. Das Stück nahm seinen Anfang, die erste Handlung war zu Ende, und während, daß die Symphonie sich hören liese, theilte man der ganzen Gesellschaft Erfrischungen aus. Der

Graubart wurde dabei ganz und gar nicht vergessen, er genos allein mehr Ehre als die ganze Gesellschaft miteinander. Vier Fackeln mit Handfackeln stellten sich vor ihn hin, ein Officiant, welchen vier andere Bediente begleiteten, die Schalen mit trockenem Confecte, gefrorenen Früchten und verschiedenem Getränke trugen, hat ihn eine Erfrischung zu sich zu nehmen. Nach einigen Ceremonien über die Ehre, die man ihm anthäte, es und trank er, und bedankte sich bei dem Officianten. Man kan glauben, daß die ganze Versammlung die Augen auf ihn richtete, und weil man ihn nicht kannte, so fällt man hundert Urtheile auf seine Rechnung. Er mußte die nemlichen Ceremonien zu Ende der zwoten und dritten Handlung ausstehen, und da er sich wegbegeben wolte, giengen die vier Fackeln vor ihm her, und ein Officiant kam, ihn zu bitten, daß er in eine Kutsche steigen möchte, welche der Fürst hätte bereit halten lassen, ihn nach Haus zu führen. Was er auch für Entschuldigungen vorbrachte, so konnte er sich doch nicht entschlagen, diese Ehre anzunehmen. Er mußte in den Wagen steigen, welcher von vier Fackeln begleitet wurde. Da er alleine war, hatte er Zeit genug, Betrachtungen anzustellen. Das Amt eines Spions verdiente, daß man ihm so begegnete, wie man mit dergleichen Leuten umzugehen

hen

hen pfeget. Er befürchtete, daß man ihn nach so vielen Ehrenbezeugungen in die Tiber werfen, oder ermorden möchte. Es ist glaublich, daß er sich darauf gefast machte. Man that ihm unterdessen nichts zu leide. Man brachte ihn unbeschädigt nach Hause, und dielenigen, welche ihn begleitet hatten, begaben sich weg, ohne ihm etwas zu sagen. Er begrieff aber vollkommen wol, daß man ihm verblümt zu verstehen geben wolle, daß, wenn er und seines gleichen ihres Lebens noch nicht völlig satt wären, sie nothwendig und geschwind ihr Handwerk aufgeben müßten, welches sie auch thaten; von der Zeit an hörte man nichts mehr von Graubärten.

Ob gleich die Spionen zu Rom in großer Menge sind, so machen sie doch keine besondere Kunst aus, wie die andern Handwerker, unterdessen hat man ihnen doch einen Patron gegeben, wie den andern; es ist solches der S. Alexis, von vornehmer Geburt und ein Römer. Niemand konnte mir eine hinlängliche Ursache angeben, warum man diesen großen Heiligen zum Patron dieser Rotte von bösen Leuten gemacht, die man mit Abscheu ansieht, die man aber auch nicht entbehren kan, so begierig ist man in diesem Lande, Nachrichten von anderer Leute Geschäfte zu wissen. Denn wenn man sagt, daß der S. Alexis, der auf et-

ner Treppe gelegen, von welcher er alles, was in dem Hause vorgieng, wissen konnte, das Muster derjenigen gewesen sei, die bei diesem Handwerke ihren Unterhalt suchen; so heist das, wie mich dünkt, die Sache übertreiben.

Das ist wahr, daß es der größte Schimpf ist, den man jemand anthun kan, wenn man ihn für einen Spion hält, und das Kennzeichen, welches man ihm giebt, daß man ihn dafür ansieht, ist dieses, daß man ihm an dem Tage des S. Alexis, eine Düte mit Pfeffer zuschickt.

Man unterläst auch nicht, in den Communitäten dieses unanständige Geschenk denjenigen zu geben, die man für fähig hält, den Vorgesetzten zu hinterbringen, was in dem Hause vorgehet, aber man mus solches auf eine verschmizte Art thun, denn wenn man entdeckt würde, so würden die Vorgesetzten diese Beschimpfung nicht ungestraft hingehen lassen, und der, dem man es gethan hätte, würde vielleicht nicht vergessen, sich deswegen zu rächen.

Der Heilige Vater, der sich der Graubärte bedienet, schmähete ein wenig, da er die vorerzählte Begebenheit erfuhr; aber er war sehr klug, er trug Gedult, und suchte andere Mittel, um von dem, was in der Stadt vorgieng, Nachricht zu bekommen.

Jeders

Jedermann wels, daß er vormals den Namen Benedictus Descalchi geführt habe. Er war aus Lomho in der Lombardie, von einer sehr reichen Familie; er kam sehr jung nach Rom, und ward einem alten Cardinal, der ein Freund seines Hauses war, anempfohlen, welcher eine von seinen Carossen ihm einige Stationen weit entgegen schickte, und ihn in seinen Pallast aufnahm, woselbst er einige Zimmer für ihn hatte zurecht machen lassen. Der lunge Abt ermangelte nicht, dem Cardinal seine Empfehlungsschreiben zu übergeben, worinn diese Eminenz gebetten wurde, den lungen Menschen anzuführen, und sein Beschützer und Vater zu sein. Der Cardinal versprach ihm alle Achtung und Freundschaft, und fragte ihn, ob er keine andern Brieße an den Hof hätte. Der Abt trug kein Bedenken, ihm alle dleientgen zu zeigen, die er hatte, aber da ihn dem ohngeacht der Cardinal immer fort fragte, ob er keine andern Brieße hätte, und er seine Säcke und Briefstaschen schon ausgeleert hatte, so sah er sich endlich gezwungen, ihm zu sagen, daß er weiter nichts, als zwei Papiere hätte, davon eines ein osner Wechsel auf hundert tausend Thaler wäre, welchen ihm sein Vater gegeben hätte, um sich desselben bei Gelegenheit bedienen zu können, und das andere Papier wäre ein Wechselbrief auf sechzig tausend

Thaler, welchen ihm seine Mutter in eben der Absicht geschenkt habe. Herr Abt, sagte der Cardinal, weiter braucht es nichts, das sind gute Briefe, und die einzigen die sie nöthig haben, mit diesen werden sie bald eine Prälatur haben, sie werden Cammer, Clericus, Cardinal und Pabst werden. Alles dieses hat eingetroffen. Er kaufte eine Bedienung, die ihn zu einem Prälaten erhob, sein Patron lies ihn nicht länger in den Canzelleien sitzen, als so lang er glaubte, daß es sein müste, sich zu Geschäften geschickt zu machen, darauf lies er ihm die Bedienung eines Cammerclericus kaufen.

Diese Bedienungen sind jetzt nicht mehr zu verkaufen. Sie kosteten achtzig tausend Römische Thaler, und waren verlohren, wenn der Besitzer starb, oder zum Cardinal erhoben wurde, dergestalt, daß diejenigen, die diese Stelle bekleideten, physicalisch gewiß waren, zu dieser hohen Würde erhoben zu werden, und öfters noch eher, als sie es wünschten, indem, da dieses allezeit ein sicheres Mittel war, den Päbsten Geld zu schaffen, wenn ihnen eine außerordentliche Noth aufsties, sie nur ihre Cammerclericos zu Cardinalen zu machen hatten, und es fanden sich sogleich Leute, die sich beeiferten, Geld zu bringen, um die Stellen der neuen Eminenzten zu bekommen.

Einer

Einer von unsern letzten Pábsten, es war Innocentius XII. Pignatelli, hat diesen Mißbrauch abgeschafft, und geglaubt, daß die Kirche diese Hülfe nicht gebrauchen solte, als welche von Folgen wäre, und der Habsucht der Anverwandten des Pabstes die Thüre öffnete. Er bezahlte denen, welche diese Stelle hatten, ihr Geld wieder, und machte aus einem wirklichen Amte eine Commission. Diese Cammerclerici sind die Richter von allen Sachen, die die Finanzen und Domainen des Pabstes betreffen. Der Cardinal Cammerling ist das Haupt von diesem Tribunal, wozu noch gehört der Gouverneur von Rom, der Schatzmeister, der Auditor der Cammer, der Präsident der Cammer, der Armenadvocat, der Advocatfiscal, der Generalfiscal, der Commissarius der Cammer, zwölf Clerici und fünf Notarien.

Der Abt Descalchi war nicht lange Cammerclericus, er bekam den Purpur, und wurde endlich Pabst, durch einen weit richtigern Weg, als man sich an vielen Orten einbildet, wo man wieder alle Wahrscheinlichkeit glaubt, daß es mit der Pábstlichen Würde wie mit der Pohlenischen Krone zugehe, wo das vorzüglichste Verdienst

der

dennoch Geld nöthig hat, um auf den Thron zu gelangen. Mit der Päpstlichen Würde aber gehet es nicht so zu, ob man gleich nicht ganz und gar läugnen kan, daß es dabei Partheien gebe, indem Gott es also zuläßt, um seine heiligen Schlüsse und die Wahl, die er von Ewigkeit her in Ansehung derer getroffen hat, die er zum Haupt seiner Kirche setzen will, desto mehr zu verherrlichen. Es ist gar zu gewiß, daß die Simonie, man mag eine Art derselben gedenken welche man will, das von gänzlich verbannt ist; man findet nicht einmal einen Schatten davon.

Ob ich gleich von einer Nation bin, die mehr als eine andere im Verdacht ist, daß sie von dem Verfahren des römischen Hofes nicht sonderlich vorthellhaft urtheile, hauptsächlich, was diesen Punkt anbetrifft, so hat mir doch mein Gewissen dieses Vergehen nicht vorgeworfen, aber meine Mitbrüder waren davon nicht überzeugt, und was ich ihnen auch sagen mochte, so glaubten sie doch, daß ich die Erbsünde meines Vaterlandes an mir hätte. Die Liebe verband sie, sich zu bemühen, mich von einer Krankheit zu heilen, die ich in der That nicht hatte, sie ließen zu dem Ende keine Gelegenheit vorbei, wenn sich nur ein wenig eine zeigte. Folgendes mag zum Beispiel dienen: Man sprach

sprach eines Tages von dem Conclave und dem was darinnen vorgelenge; einer von ihnen erzählte mir eine Geschichte, die er für ganz geschickt hielte mich zu überzeugen, daß die Partheilichkeiten so darinnen wahrgenommen werden, durchaus nichts zu bedeuten hätten, und daß wirklich der H. Geist einzig und alleine darinn präsidire, und das Loos auf denienigen fallen lasse, den Gott zum Nachfolger St. Petri bestimmt hat.

Eines der letzten Conclaven, sagte er zu mir, hatte schon lange gedauert, und die Cardinäle fiengen an verdrüsslich zu werden, daß sie so lange Zeit eingesperrt sein mußten, als einer von den Ältesten und angesehensten, der das Haupt einer wichtigen Parthei war, alles so wol angestellt zu haben glaubte, daß die Wahl bei der ersten Sammlung der Stimmen vor sich gehen würde. Er glaubte seiner Sache gewiß zu sein, und freuete sich, daß er nun bald wieder in Freiheit sein würde; als ein Facchino des Conclaves in die Celle trat, um etwas zu verrichten, was die Conclavisten ihren Herren nicht zu thun pflegen.

Diese Facchini, so nennt man in Welschland dieienigen, so bestimmt sind, Lasten zu tragen, und grobe Arbeit zu verrichten, gehen mit den Cardinälen zu funfzehn bis zwanzig in das Conclave: sie haben rothe Röcke, die ihnen an die halben Bei-

ne gehen, und sind da, die grobe Arbeit zu thun; ohne daß sie einem gewissen Cardinal ins besondere zugehörten.

Der alte Cardinal erblickte einen dieser Leute in der Zelle und sagte zu ihm; freue dich, morgen wirst du mit den Deinigen zu Mittag essen. Der Facchino antwortete ihm, daß er sich keine Rechnung machte, so geschwind nach Hause zu kommen; diese Antwort verdros den Cardinal, welcher, wie ich schon gesagt habe, glaubte, daß die Wahl bei dem allerersten Scrutinio vor sich gehen würde. Er wolte von dem Facchino wissen, woraus er schloße, daß er nicht so geschwind aus dem Conclave gehen würde, und um ihn dahin zu bringen, sich näher zu entdecken, sagte er zu ihm: Wann du Geld hättest, so wolte ich mit dir wetten, daß wir es morgen vormittag verlassen werden. Und ich, sagte dieser, wenn ich mich unterstehen dürfte, wolte mit Euer Eminenz hundert Thaler, welche ich zu Hause habe, wetten, daß wir morgen noch nicht wegkommen. Diese Dreustigkeit setzte den Cardinal in Verwunderung; er glaubte, der Facchino möchte in den Zellen etwas gehört haben, welches machte, daß er so redete.

Indessen hielt er sich seiner Sache so gewiß, daß er sich aus der Verwirrung ein Vergnügen machen wolte, worinn der Facchino sein würde, wenn er seine hundert Thaler verlohren hätte. Es sei drum, sagte der Cardinal, du hast hundert Thaler, du willst sie verwetten, ich nehme die Wette an, du wirst sie verlieren, da siehe du zu. Der Facchino gieng weg und setzte seine Arbeit fort. Die Stunde des Scrutinii kam herbei, es wurde aber kein Pabst erwählt. Gott weis, wie viele Betrachtungen dieser Zufall dem Cardinal zu machen veranlasste. Er fieng von neuem an seinen Plan zu betreiben, aber vergeblich. Es giengen fünf oder sechs Tage vorbei, ohne daß er etwas ausrichten konnte. Er glaubte nun selbst, daß die Erwählung noch weit entfernt sein würde, da eben dieser Facchino an einem Morgen in seine Zelle kam und zu ihm sagte: freuen sie sich gnädigster Herr, sie werden diese Nacht in ihrem Pallast schlafen, oder wenigstens werden sie morgen zu Mittag daselbst speisen. Diese Nachricht kam dem Cardinal sehr fremd vor. Er glaubte, daß die Wahl noch weit hinausgesetzt sein würde, und daß der Facchino dieses nun in der Absicht sagte, um ihm

ihm etwas angenehmes vorzuschwätzen. Hast du Lust, sagte er zu ihm, die zweihundert Thaler zu wetten, daß es nicht so gehen wird wie du sagst: vom Herzen gern gnädigster Herr, versetzte der Facchino. Das Geld, welches ich mit dieser Wette von Euer Eminenz gewinnen werde, soll ein Heurathsgut für meine älteste Tochter werden: wenn du sonst kein Geld hast, sagte der Cardinal, so wird deine Tochter noch lange Zeit eine Jungfer bleiben. Wir wollen sehen, was geschieht.

Es waren kaum zwei Stunden nach geschehener Wette vorbei, als man in dem Conclave ausrief: der Pabst ist erwählt. Der alte Cardinal, der solches ganz und gar nicht vermuthete, wäre über dieser Nachricht fast in Ohnmacht gefallen. Er folgte indessen den andern in die Kapelle nach, und sahe zu seinem Verdruß, daß der Pabst ohne ihm sei gemacht worden. Das Conclave wurde geöffnet, man gieng noch den nemlichen Tag heraus; er schief zu Hause und es machte ihm viele Unruhe zu wissen, auf was für Art der Facchino diese zwei Geheimnisse entdeckt hätte. Er lies ihm zwei oder drei Tag darauf aussuchen, und sagte zu ihm: ich bin die dreihundert Thaler schuldig; hier sind sie, und ich

Ich gebe dir noch hundert mit der Bedingung, daß du mir sagest, wie du bei unsern zwo Wetten es so genau hast treffen können. Gnädigster Herr, antwortete der Facchino, ich verwundere mich, daß Euer Eminenz mich eine Sache fragen, welche sie besser wissen sollten als ich. Ich will ihnen indessen sagen, auf was für eine Art ich bei den zwo Wetten so genau habe rathen können, da sie mir es befehlen. Ich habe die Ehre gehabt, bei verschiedenen Conclaven Dienste zu leisten, und habe mich niemal betrogen. Das erste mal, als ich die Ehre hatte mit Euer Eminenz zu wetten, war ich gewiß, daß der Pabst nicht würde gemacht werden, weil ich bemerkt hatte, daß die Cardinäle noch wie ordentlicher Weise bei ihrem guten Verstand waren. Es war noch nichts außerordentliches weder in ihren Gesichtern noch in ihren Reden: woraus ich geschlossen habe, daß der H. Geist noch nicht auf sie gefallen wäre, weil er noch keinen äußerlichen Eindruck bei ihnen gemacht hatte, und daß folglich die Wahl eines Pabstes nicht so nahe wäre, als es Euer Eminenz glaubte. Als ich aber die Ehre hatte die zwote Wette vorzuschlagen, war ich ebenfals sicher, daß ich gewinnen würde, weil mir, da ich des Abends zuvor durch einen bedeckten Gang glenge, ein Cardinal, der darinn spazieren gieng, ein tiefes Compliment

gemacht hatte, und zu mir gesagt: Untertänigter Diener Ihro Eminenz. Und da es mir eben einen Augenblick, bevor ich in Euer Eminenz Zelle trat, begegnet war, so zweifelte ich nicht, daß der H. Geist nicht auf die Cardinäle sollte gekommen sein, weil sie so sehr außer sich waren, und hieraus schloß ich, daß die Wahl ganz nahe sein müßte, welches mich anreizte, die Wette vorzuschlagen und sie für gewonnen zu halten.

Man kan von dieser Geschichte glauben so viel man will. Ich gebe sie, wie ich sie bekommen habe.

Man mus entweder keine Andacht oder keine Neugierde besitzen, wenn man die Stationen in die sieben Kirchen von Rom nicht machet. Vier davon haben den Titel der Basilicarum: St. Peter, St. Johann vom Lateran, St. Paul außer den Mauern, und St. Maria Maior. Die dreel andern sind: St. Sebastian, das H. Kreuz von Jerusalem und St. Lorenz außer den Mauern. Man kan diese gottselige Reise in einem Tage machen, ohne daß man seine Zeit unnütz zuzu bringen besürchten darf, sowol des großen Ablasses halber den man erhält, wenn man sie mit einem wahrhaftigen und zerknirschten Herzen thut, als auch, wenn blos die Neugierde die Triebfeder ist, wegen

gen der schönen Alterthümer so man daselbst siehet. Es giebt Leute die so geschickt sind, daß sie aus einem Steine zween Würfe machen, und ihre Andacht und Neugierde zu gleicher Zeit befriedigen können.

Der Heilige Peter lasse sich nur nicht verdrüßen, daß die Kirche zu St. Johann von Lateran die erste Patriarchalkirche der ganzen Welt ist. Man darf daran ganz und gar nicht zweifeln, weil man es mit großen Buchstaben auf dem Hauptbalken seines Vorsaals in folgenden Worten geschrieben siehet:

Per Decreto Papale ed Imperiale Dogui Chiesa m'e dato, chio sia capo.

d. i. Auf Befehl des Pabstes und des Kaisers ist diese Kirche mit geweiht, daß ich sei das Haupt anderer Kirchen.

Ich sehe nicht ein, warum man hier die Kaiserliche Gewalt mit der Päpstlichen verknüpft habe. Mir kommt es ganz ungeschicklich für, und als wenn es bios darum geschehen wäre, damit der Keim voll geworden ist.

In dieser Kirche nimmt der neuerwählte Pabst sein Patriarchat im Besitz. Die Pabste wohnten ehedessen in dem nächstgelegenen Pallast, und haben erst seit ihrer Zurückkunft von Avignon den

Vatican, und im Sommer den Monte Cavallo zu ihrer Wohnung ausersehen. Sixtus V. hatte den Lateranensischen Pallast repariren lassen, um seine Nachfolger zu verbinden, solchen bisweilen zu bewohnen, und ihn folglich zu unterhalten. Er hatte eine Bulle gemacht, in welcher er ihnen auferlegt, des Jahres über drei Monate darinnen zu wohnen, und er selbst, ob er gleich der Gesetzgeber war, hatte sich seinem gemachten Gesetz selbst unterworfen, aber seine Nachfolger haben an sich selbst appellirt, und haben das Vatican oder den Monte Cavallo zu ihren beständigen Wohnungen gemacht.

Obgleich diese Kirche schlechtweg den Titel St. Johannis hat, so ist sie doch eigentlich dem Heiland der Welt und den zweien S. S. Johannis gewidmet, nemlich dem Vorläufer und dem Apostel. Sie wurde von Constan- tin dem Großen von der Stiftung eines Nach- herrn, der Plautius Lateranus hies, und von welchem sie den Namen bekommen hat, erbauet. Sie wurde von dem Pabst St. Silvester im Jahre 324. eingeweiht. Das ist eine sehr alte Nachricht und wieder welche nichts einzuwenden ist. Der Pabst Gelasius I. lies sie durch Canoniz- cos regulares versehen, welche dieselbe vom Jahr 400. bis 1300. im Besiz hatten, da sie als-  
denn

denn denen *Canonicis secularibus* gegeben wurde. Die *Canonici regulares* wollten im Jahr 1475. solche wieder haben, und wollten mit den *Secularibus* einen Proceß anfangen, aber sie wurden endlich gezwungen sich zum Ziel zu legen, die *Seculares* in Ruhe zu lassen, und sich zu begnügen, daß sie den Titel der *Canonicorum regularium* von St. Johann von Lateran, nebst der Friedens-Kirche und dem dazu gehörigen Kloster, welches man ihnen überlies, zu behalten.

Diese Kirche steht unter dem Schutz des Kaisers und des Königs von Frankreich, welcher ihr die Abtei Clerac einverleibt hat, die sie noch heut zu Tage besitzt. Man sieht auf der Seite des Vorsaals eine metallene Statue von Heinrich IV. welche die *Canonici* als ein ewiges Zeugnis ihrer Erkennlichkeit gegen diesen großen Prinzen haben machen lassen. Sie steht am Ende des Vorsaals und ist mit einem eisernen Gitter umgeben, um sie für die Beschimpfungen sicher zu stellen, welche der von den Feinden angereizte Pöbel bei gewissen Gelegenheiten an solcher ausübte.

Die Lateranische Kirche ist weitläufig. Sie ist nicht gewölbt; ihr Plafond ist mit vielerlei großen und prächtigen vergoldeten Figuren ausgeziert. Sie hat fünf Schiffe, die von großen Pfeilern getragen

tragen werden, und dadurch von einander abgesondert sind. Zwischen den Säulen des mittelsten Schiffes sind Nischen angebracht, aus welchen man sehr viel macht, die ich aber zu bewundern nicht Lust hatte, weil sie nicht die schönen Verhältnisse hatten, die man bei denenjenigen antrifft, so in der St. Peterskirche befindlich. Man behauptet aber gleichwol, daß sie nach den Rissen des Michael Angelo gemacht worden. Wenn ich gewiß wüßte, daß es dem so wäre, so würde ich sie für vollkommen halten, denn die Bauverständigen und die Kenner haben sich ein Gesetz daraus gemacht, wie die Schüler jenes alten Philosophen, nicht zu vernünfteln, wenn ihr Lehrmeister geredet hat. In diesen Nischen sind Statuen befindlich, wovon viere, die am höchsten gehalten werden, von Französischen Bildhauern verfertigt worden.

Es ist daselbst ein Altar, in welchem der hölzerne Altar verwahrt sein soll, auf welchen der H. Peter Meß gelesen; man heist ihn den Pabstaltar. Niemand als der Pabst allein darf daselbst das Hochamt halten, ausser wenn er einer vorzüglichen Person die schriftliche Erlaubnis dazu giebt, und das darf nur einmal geschehen. Dieser Altar ist mit vier hervorragenden Säulen versehen, welche eine Emporkirche tragen, die mit einem Geländer umgeben ist. Hier ruhet eine Menge kostbarer Relie-

Relie

Reliquien, unter welchen die Häupter der S. S. Peters und Pauls, die fürnehmsten sind. Sie sind in goldenen oder vergoldeten Kästen, die mit einer Menge kostbarer Steine versetzt sind, unter welchen einige Geschenke von unsern Königen, die ihrer Frömmigkeit und Hoheit würdig sind. Ich habe das Glück gehabt, diese kostbaren Heiligthümer ganz nahe zu besehen, da ich mich einmahl von ungefähr in dieser Kirche zu der Zeit befand, in welcher ein Prälat auf die Emporkirche stieg, um nach ihnen zu sehen.

Neben der Kirche ist ein Kloster von einer beträchtlichen Größe, welches ganz mit griechischen und lateinischen Alterthümern angefüllt ist. Und hier sieht man einen berühmten Stuhl, der von dem Herrn Mission Sella exploratoria, siue ad explorandum Sexum genennt wird, und welchen geschicktere und in den Alterthümern mehr bewanderte Leute, als er, Sella stercatoria nennen. Es giebt deren zween; der eine ist noch ganz, der andere aber zerbrochen. Der Herr Mission hat den ersten in Kupfer stechen lassen, und will ihn für einen Beweis von der Wirklichkeit einer angeblichen Pabstin Johanna gehalten wissen. Wenn er seine Reise durch Italien nicht so eifertig gemacht hätte, so würde er erfahren haben, daß diese Stühle nichts anders als gewisse Commodstühle gewesen sind, die

man ordentlich in die Badzimmer gestellt, wo man die forn elageschnittene Kerbe zu gewissen Operationen nöthig hatte, die man hier deutlicher zu beschreiben, nicht für nöthwendig erachtet; er hätte noch überdis die Hebammen zurathe ziehen können, und diese würden ihm dergleichen tragbare Stühle, die zerlegt werden können, gezeigt haben, welche sie mit zu den schwangern Weibern bringen, und die dem seinigen beinahe ähnlich sind. Diejenigen, so noch in dem Lateranensischen Kloster befindlich, sind dem Raub der Zelten entwischt; und wenn wir, ihm ein Vergnügen zu machen, zu geben, daß einer von diesen Stühlen unter dem Vorsaal St. Johannis gewesen ist, und daß man den Pabst darauf habe sitzen lassen, um ihn seines elenden Standes zu erinnern, von welchem er nunmehr zu den höchsten Gipfel menschlicher Hoheit erhoben worden; so gestehen wir damit keineswegs eine solche Unwahrheit zu, die er für die Ursache dieser Ceremonie ausgiebt.

Außerdem, wenn man zweifeln wolte, ob der, den man stets für einen Mann gehalten hat, auch wirklich einer sei, wäre es wol Zeit, dieses zu untersuchen, nachdem er noch vor Aufhebung des Conclave zum Bischof geweiht worden, wenn er es nemlich nicht schon vorher gewesen ist? Solte diese unflätige Untersuchung nicht in dem Conclave, in  
 Gegens

Gegenwart der Cardinäle, oder derer, die sie dazu abgeordnet hätten, geschehen sein? Warum sollte man warten, bis der Gewählte dafür erkannt, aller Welt als ein solcher bekannt gemacht, und feyerlich gekrönet worden, bis er dem Volke den Segen erteilt, und die Rechte seiner Würde ausgeübt hat, um alsdenn erst zu untersuchen, ob er von einem Geschlechte ist, welches zu Vollziehung des hohen Amtes fähig, wozu man ihn erwählt hat? Was für einer Schande und Beschimpfung würden sich die Cardinäle nicht bloß stellen, wenn es sich zutrüge, daß der, den sie als eine Mannsperson gewählt haben, von einem andern Geschlecht wäre? Würde es alsdenn Zeit genug sein zu sagen, daß sie sich betrogen hätten.

Hat wol der Herr Mission daran gedacht, daß er abscheulich ins lächerliche verfällt, wenn er vorgiebt, daß der Pabst mit seinem ganzen Ornat bekleidet, in Gegenwart einer unendlichen Menge Volks, und mitten unter der prächtigsten Ceremonie beschaut wird? Von wem soll die Untersuchung geschehen? Zieht man ihm wol seinen Ornat aus? Läßt man ihn wol die Hosen abziehen, und deckt man also im Angesicht der Kinder die Blöße ihres Vaters auf? Ist es nicht eine Schande für einen Schriftsteller, sein Papier und die Einbildungskraft seiner Leser so zu besudeln.

Es ist falsch, ich wiederhole es noch einmal, es ist falsch, daß man jemals auf den Einfall gerathen, diese unanständige Untersuchung anzustellen. Sie hat niemals statt gefunden, als nur in der Einbildung der Käzer und Feinde des H. Stuhls. Selbst unter den Käzern sind es nur übelgesittete Leute, die weder Ehre noch Verstand haben, die sich gestellt, als wenn sie solche glaubten, und die die Unverschämtheit gehabt, sie unter die Leute zu bringen.

Wenn man aber auch zugiebt, daß man sich dieses Stuhls bedient habe, so ist doch solcher nur in der Absicht gebraucht worden, um den Pabst zu erinnern, daß er gleichwol ein Mensch bleibe, ob ihn gleich seine hohe Stelle über alle Menschen erhebe, eben so wie der Flachs, der bei der Ceremonie seiner Erönung vor seinen Augen zu dem Ende verbrennt wird, um ihm die kurze Dauer der menschlichen Hohelt zu zeigen. Ich verwundere mich, daß der Herr Missou nicht auf die Gedanken gekommen, zu sagen, daß man den Flachs verbrenne, um zu sehen, ob der Rauch davon nicht erwan bei dem Pabst Dünste erwecken möchte, die sonst dem weiblichen Geschlechte eigen waren, welche aber unsere heutigen Mannspersonen mit ihnen zu theilen, für gut befunden haben; außerdem würde der Herr Missou nicht ermangelt haben,  
auch

auch diese Probe seiner obigen von dem Sella exploratoria beizufügen. Es ist Schade, daß eine so schöne Feder als die feinnige sich hat gebrauchen lassen, Unwahrheiten zu schreiben.

Einige Personen, welche sich von den Antiquarien haben herum führen lassen, geben vor, diese Ansührer hätten eben diese Meinung. Ich habe mich dieser Leute, wie andere mehr bedient, um nicht nöthig zu haben, die Bedeutung der Sachen, die ich sahe, zu errathen, aber ich habe allezeit bemerkt, daß, wenn sie diesen Stuhl sehen ließen, sie ihn Sella stercatoria nannten, oder auch wol hinzusetzen: oder wie die Römer sagen, Sella exploratoria. Diejenigen, welche anders reden, haben gewiß das beste Stück von der Lektion, die man ihnen gelesen, vergessen.

Ich bin nicht willens, hier ein Verzeichnis von allen den Alterthümern zu machen, welche in diesem Kloster sind. Andere haben es schon vor mir gethan. Ich will nur sagen, daß, da der Cardinal Cassanata, ein besonderer Wohlthäter von unserm Orden, und von welchem ich im Anfang dieses Buches geredet habe, sein Begräbniß in dieser Kirche gewählt, unser General, der Ehrwürdige Pater Cloche, ihm ein prächtiges Grabmahl von Marmor, durch den Herrn Le Gros, einen Französischen Bildhauer, habe machen lassen.

Das

Das Brustbild dieses großen Cardinals, und die andern Figuren, die daran befindlich, sind von einer vollkommenen Schönheit.

Von St. Johann von Lateran gehet man nach Sancta Maria Major, auf einem schnurgleichen Wege, der ein Werk Pabst Sixti V. ist. Der Weg, der von einer Basilica zur andern gieng, war sehr beschwerlich, hoch und niedrig, ausgefühet, ungleich und voller Mauern, die vor einander hervor stunden, weil es Weinberge und Gärten fürnehmer Leute waren, die von dem Wege so viel weggenommen hatten, als nöthig war, ihr Land hübsch zuzurichten. Der Pabst eröffnete seinem Baumeister Fontana seine Absicht, eine gerade und gleiche Strasse zu machen, damit man bequem von einer Kirche in die andere gehen könnte; er fragte ihn, wie viel Zeit nöthig wäre, dieses Geschäfte zu vollenden, und wie viel Leute er dazu brauchte. Der Baumeister machte seinen Überschlag, und zeigte ihn dem Pabst; aber, antwortete der Pabst, wenn man die Zahl der Arbeitsleute verdoppelte, könnte man nicht in halb so viel Zeit fertig werden, als ihr verlanget? Der Baumeister gab dieses zu. Ihr könnt also binnen acht Tagen die Sache mit zwei hundert Mann zu Stande bringen? Was hindert, daß ihr nicht vier hundert nehmet, und in vier Tagen fertig seid? Der Bau

Baumeister gab auch dieses zu. Ei nun, sagte der Pabst, werden es acht hundert Mann nicht in zweien Tagen machen können? Ja, sagte der Baumeister. Nehmt sechzehn hundert, oder auch wol zwei tausend dazu, und macht es in vier und zwanzig Stunden. Fanget morgen mit dem Untergang der Sonne an, und erinnert euch, daß ich übermorgen um die nemliche Stunde diesen Weg passieren will; aber schweiget. Man wels, daß die Befehle dieses Pabstes ohne Widerspruch waren. Der Baumeister machte seine Anstalten, fieng um die bestimmte Zeit an, und brachte zwo Stunden eher als ihm befohlen war, daß das Werk vollendet sein sollte, dem Pabst die Nachricht, daß es geschehen wäre. Der Pabst gieng hin, war zufrieden, und belohnte den Baumeister auf das herrlichste.

Man wird sich vielleicht darüber wundern, daß der Pabst diesen Weg mit so großer Eilfertigkeit hat machen lassen, da es doch eben nicht nöthig gewesen wäre, so viele Leute und so vielen Fleis auf ein Werk von dieser Art zu wenden. Allein man mus wissen, daß eine Menge schöner Gärten und Häuser auf dem Boden lagen, den der Weg einnehmen sollte, deren Eigenthümer nicht würden unterlassen haben, Vorstellungen zu thun, und viele Schwierigkeiten zu machen, die die Ausführung der Absicht des Pabstes zu verzögern, oder

gar

gar zu vernichten vermögend gewesen wären; statt, daß, da niemand wußte was vorgleng, man sich wunderte, wie man das ganze Quartier mit Schubkarren und Arbeitsleuten überdeckt sahe, die, von den Truppen Sr. Heiligkeit und allen in der Stadt befindlichen Sbirren unterstützt, ohne jemand um Erlaubnis zu fragen, alles niederriesen, was ihnen vermög des von dem Baumeister vorgezeichneten Risses im Wege stunde, und dieses große Werk noch vor der anbefohlenen Zeit zu Ende brachten, alsdenn aber den Eigenthümern es anheim stellten, die Gerechtigkeit des Landesherrn um ihre Schadenshaltung anzusehen.

Die Kirche zu Sancta Maria Maior ist eine von den vier Basilicis der Stadt, wie auch von den fünf Patriarchalkirchen. Die andern sind St. Peter, St. Johann von Lateran, St. Paul außer den Mauern und St. Lorenz. Man nennt die Hauptkirchen Basilicas, von dem Namen, den man ehedessen den Pallästen gegeben hat, wo die Gerechtigkeit verwaltet wurde. Das hinterste Theil derselben war kleiner und enger als das übrige, und endigte sich in Form eines Lampenschnaupe, welches man Tribuna nannte. Der Prätor hatte seinen elfenbeinern Stuhl darauf, den man das Tribunal hieß, und wenn er darauf saß, so lehrte er das Gesicht gegen

gegen die Hauptthüre zu, die am Ende des mittelsten Schiffes, so allezeit zwischen zween andern Flügeln oder Schiffen gebauet, befindlich war. Alles dieses zusammen hiesse Curia und nachmals Basilica. Bei Ausrottung des Heidenthums hat man viel solcher Basilicarum gereiniget und geweiht, und ohne etwas daran zu ändern, Kirchen daraus gemacht.

Die neuen Kirchen, die man in den folgenden Zeiten, besonders aber in den Jahrhunderten gebauet, da die Gothische Bauart noch nicht herrschte, haben die Form dieser alten Basilicarum, und die ansehnlichsten darunter auch sogar den Namen beibehalten. Dergleichen sind: St. Johann von Lateran, St. Peter, St. Paul außer den Mauern und Sancta Maria Maior. Die Eitelkeit einiger andern veranlaßte sie zu wünschen, gleiche Ehre mit ihnen zu haben, da sie gleichen Titel nicht haben konnten: und sie haben solches mit so grossem Ungestümm von den Päbsten verlangt, daß sie es endlich erhalten haben.

Die Kirche von St. Maria Maior ist auf dem Aventinischen Berge von dem Patricius Johann und seiner Frau, zur Zeit des Pabsts Liberius, um das Jahr Christi 360. erbauet worden. Sie liegt am Ende der vier Bronnenstrasse:

strasse; man kommt durch einen Spaziergang hin, welchen vier Reihen Bäume, die aber schlecht unterhalten werden, formiren. Von diesem Orte aus mus man um die Kirche herum gehen, um das grose Portal zu finden. Sie hat drei Schiffe, welche zwo Reihen marmorne Säulen von einander unterscheiden. Das Pflaster ist von eben solchen figurirten Steinen. Die drei Schiffe sind nicht gewölbt; sie haben prächtige und vergoldete Plafonds. Man giebt vor, daß man dazu das erste Gold, welches aus Indien gekommen, gebraucht habe, es wäre gut, wenn man wüste, ob es von Ost- oder Westindien ist, welches letztere man besser America nennt. Ich habe diesen Punct nicht ausmachen können.

Die Portkirche ist eben sowol als die zwo prächtigen Capellen, die ihr statt eines Kreuzganges dienen, gewölbt.

Die zur Rechten ist von Sixtus V. gebauet worden. Sie ist ganz mit dem raresten Marmor bekleidet, und von den besten Meistern verfertigt worden. Sie ist mit einem eisernen Gitter mit Zierrathen, von vergoldetem Kupfer verschlossen. Die rechte Seite nimmt das Grabmahl Sixtus V. ein, welche aus zwo Reihen Säulen, nach Corinthischer Ordnung, die von dem schönsten Marmor, und wol gearbeitet sind, bestehen. Seine

Sta

Statue, die auch von Marmor, ist in der großen Nische, die das Mittel von diesem großen Haupttheil des Gebäudes ausmacht, befindlich. Oben auf der Seite sind Basreliefs (\*) von Marmor, welche die Liebe, die Gerechtigkeit und die Erönung dieses Papstes vorstellen, nebst den Statuen des H. Franciscus und Antonius von Padua. Sixtus V. war ein Barfüßer Monch, er hatte also Ursach, sich zwischen dem Scifter und einem der größten Heiligen desienigen Ordens zu stellen, in welchen er, ehe er Papst geworden, Profesi gethan hatte.

Seine Erkennlichkeit hatte ihn bewogen, ein dem seinigen ähnliches Grabmahl in eben dieser Capelle für den H. Papst Pius den V. dieses Namens machen zu lassen, welcher von dem Predigerorden war, der ihn aus dem Kloster gezogen, ihn zum Bischof und Cardinal gemacht, und ihn also den Weg gezeiget hat, durch welchen er zur höchsten Stufe der Ehren auf dieser Welt gelangt ist.

Dieses prächtige Grabmahl ist zur linken Hand, wenn man in die Capelle hinein gehet, und eben so schön, eben sowol ausgearbeitet, von eben dem

III. Theil. S Mar

(\*) Basrelief wird in der Baukunst eine etwas erhabene Schnitzarbeit genannt.

Marmor, und eben so kostbar als des Sixtus V. seines. Er hat die Statuen des H. Dominicus und des H. Petrus Martyr, neben des H. Pius seiner stellen lassen, unter welcher der Leichnam dieses Heiligen in einem Sarg von Eypressenholz, der in einem andern bleiernen Sarg stehet, ruhet; er wurde im Jahr 1708. auf Befehl des Pabstes, Clemens XI. zu der Zeit, da man mit dessen Canonisation umgieng, von da heraus genommen. Das Fleisch und einige Stücke der Kleidung, die er an hatte, waren verweset; der Pabst wolte das diamantene Kreuz haben, welches man ihm bei seiner Begräbnus auf die Brust gelegt hatte, und überlies den Ring dem Ehrwürdigen Pater Gloche, unserm General, welcher die Besorgung auf sich genommen hatte, mit einem ihm gewöhnlichen Pracht alles zu veranstalten, was zur Ceremonie dieser Wegbringung nöthig war. Die geheiligten Gebeine wurden mit dem gewöhnlichen Päßstlichen Ornat bedeckt, mit einem diamantenen Kreuz und kostbarem Ring geschmückt, und in einen prächtigen Kasten gelegt, der mit Gläsern versehen war, damit man diesen heiligen Leichnam sehen könne, wenn man eine große metallene und mit klarem Gold vergoldete Tafel aufmacht und wegthut, auf welcher das Bildnis dieses Heiligen in erhabener Arbeit vorgestellt ist.

Dies

Dieses fürtreffliche Werk ist unter der Aufsicht und dem gemachten Modell des Herrn LE GROS, eines Französischen Bildhauers verfertigt worden, wobei ihm der Frater Baptista Monnoyer, ebenfalls ein Franzose, ein berühmter Mahler und Secretair, des Ehrwürdigen Pater Cloche, mit gutem Rath und Wissen an die Hand gegangen ist. Man hat dieses Stück in Kupfer stechen lassen, und giebt hier einen Abdruck davon, damit das Publicum von der Vortreflichkeit dieses Werkes, und dem dabei gemachten Aufwand urtheilen könne.

Diese Capelle hätte größer werden können, wenn man sie größer hätte machen dürfen, aber es ist durch eine Bulle SIXTUS V. des Stiflers derselben, so scharf verbotten worden, die geringste Veränderung daran zu machen, daß man gezwungen war, sich in den Gränzen zu halten, welche der Riß dieser Capelle vorschrieb. Die Erben dieses Pabstes würden sonst ihr Patronatsrecht verlieren, wenn sie solches litten.

Diese zween Pabste waren die vertrautesten Freunde, als sie noch im Kloster beisammen waren. Man sagt, daß, als sie einmal mit einander gereist, und in einem Gasthof waren, ein Jud sie genau betrachtet, und versichert habe, daß sie alle zween Pabste werden würden, und zwar der Do-

mnicaner am ersten. Sixtus V. welcher damals der Pater Felix von Montalto hies, sagte zu dem Pater Michael von Ghifferi, so hies Pius V.: Ich hoffe, daß sie mich zum Cardinal machen werden, wenn sie Pabst sind; la, antwortete der Pater Michael, Ich verspreche es ihnen, aber ich rathe ihnen, daß sie nicht mehr als ich auf dergleichen Arten von Prophezelungen bauen. Die Prophezelung des Juden traf indessen ein. Der Pater Michael wurde Cardinal, und endlich auf eine so außerordentliche Weise zum Pabst erwählt, daß man gar wol sahe, wie allein der H. Geist bei seiner Wahl die Stimmen gelenkt habe. Der Pater Felix, der nur noch ein Barsüßer war, unterlies nicht, an ihn zu schreiben, um ihm seine Belsfreude zu bezeigen, und endigte seinen Brief mit dem Vers aus den 118. Psalm:

Memor esto verbi tui seruo tuo, in quo  
mihi spem dedisti,

Gedenke deinem Knecht an dein Wort, auf  
welches du mich lässest hoffen.

Der Pabst, der ihn sehr hochachtete und liebte, antwortete ihm sehr verbindlich, und endigte den seinigen mit den Worten aus dem 136. Psalm:

Ad-

Adhaereat lingua mea faucibus meis, si  
non meminero tui.

Meine Zunge müse an meinen Gaumen kle-  
ben, wo ich dein nicht gedenke. (\*)

Er hielt ihm kurz darauf sein Wort, er mach-  
te ihn zum General seines Ordens, hernach zum  
Bischof, und endlich zum Cardinal, worauf er den  
Stuhl des H. Peters bestieg, wo er durch viele  
grose Thaten gezeigt hat, daß die Kirche allemal  
einen unendlichen Nutzen von der Regierung der  
Päbste, die aus dem Kloster gezogen worden, ge-  
habt hat. Man darf nur die Geschichtsbücher lesen,  
und die Denkzeichen ihrer Gottesfurcht und ihrer  
Herrlichkeit, von denen Rom und ganz Italien  
voll sind, ansehen, um von dieser Wahrheit über-  
zeugt zu werden.

Ich werde mich indessen nicht unterstehen zu  
sagen, daß eben die Päbste, die Mönche waren, die  
Kirche bereichert haben, ob es gleich an dem ist,  
daß ihre kluge Haushaltung die Güter derselben er-  
halten und vermehrt hat. Diese Gerechtigkeit mus  
man ihnen wiederfahren lassen, und das ist genug.

S 3

Ich

(\*) Der Pater Labat beziehet sich hier und bei den  
vorberührtem Verse auf die Vulgata. Nach dem  
Hebräischen Text aber, so wie nach der Ueberset-  
zung Lutheri, findet sich ersterer Vers in dem  
119. der andere in dem 137. Psalm. Uebers.

Ich will auch nicht glauben, was man den Benedictinern nachsagt, und was mit großen Buchstaben in ihrer Kirche von St. Paul, ausser den Mauern eingehauen seyn soll: Daß, wenn der H. Benedictus nicht in die Welt gekommen wäre, der H. Peter würde haben betteln müssen: Si Benedictus non fuisset, Petrus mendicasset. Es dünkt mich, daß vielmehr das Gegentheil wahr sei, und daß man sagen sollte, der Benedictinerorden habe es dem heiligen Stuhl, und der Gutherzigkeit frommer Leute, in der That und Wahrheit sehr zu verdanken, daß seine Kinder von ganzen Jahrhunderten her, die ansehnlichen Güter, die ihnen zugehören, im Besitz haben. Diese klugen und so verständigen Mönche wissen gar wol, daß die Kirche nur der Freigebigkeit und Frömmigkeit unserer Christlichen Könige und Kaiser die Länder zu verdanken habe, die ihr weltliches Reich ausmachen, und daß, wenn sie nicht genöthiget ist, ihren Unterhalt von frommen Leuten zu erwarten, oder sich solchen mit ihrer Hände Arbeit zu verschaffen, solches von der Freigebigkeit dieser großen Prinzen herkommt, welche sie in den heutigen Stande gesetzt haben.

Der Pabst Paulus V. hat die andere Caspelle, die den Kreuzgang ausmacht, bauen lassen. Sie ist eben so gros, bel nahe nach eben dem Geschmack  
und

und von gleicher Pracht als des Sixtus V. seine. In diese Capelle hat man die Krippe gestellt, worinn der Heiland der Welt in dem Stalle zu Bethlehem gelegen. Ich würde eine weilkäufigere Beschreibung von dieser Capelle geben, wenn nicht schon der Herr Franz de Ceinte, ein Französischer Buchhändler, es auf eine so ausführliche Weise gethan hätte, daß die Leser damit zufrieden sein können.

Nabe bei der St. Marien Kirche liegt ein sehr schönes Haus, worinn die Dominikaner Mönche als Beichtväter von dieser Kirche wohnen. Sie wurden von dem H. Pabst Pius dem V. dahin gesetzt, welcher auch die Jesuiten nach St. Peter und die Barfüßer nach St. Johann von Lateran zu eben den Berichtigungen gesetzt, nemlich dleienigen, die sich zur Beicht einstellen, von allen Fällen los zu sprechen. Sie haben lange weiße Stäbe in der Hand als Zeichen ihrer Gerichtsbarkeit. Sie berühren dleienigen ganz gelinde damit, die sich ihrem Richterstuhl nähern. Es sind deren für alle Nationen, und damit man solches leicht wissen möge, so ist es über jeden Beichtstuhl mit großen Buchstaben angezeiget. Ein Mönch der zu Rom bleiben will, ohne daß es ihm sein Geld koste, kan seine Absicht erreichen, wenn er eine solche Stelle erhält.

Die Kirche Rotunda hat unter den alten Gebäuden am meisten ihre alte Gestalt; sie hieß ehemals das Pantheon. Alle Götter, oder besser zu reden, ein guter Theil derteligen, die man zu Rom anbetete, hatten daselbst ihre Nischen. Dieses Gebäude ist ganz rund, weswegen es den Namen Rotunda bekommen hat. Es liegt bei nahe in dem Mittelpunkt des bewohnten Roms und fast gar zu nahe an dem Closter der Minerva. Ihr Dach ist eine Kuppel von Travestiner Steinen, welche man an die Stelle der metallenen Platten gelegt hat, womit sie ihr Stifter Agrippa hatte bedecken lassen. Die Balcken ihres Vorsaals waren ebenfalls von Metall. Urban VIII. welcher aus dem Hause Barberini war, lies sie wegnehmen und davon die Säulen und den Baldachin zu St. Peter wie auch einige Canonen die auf der Engelsburg sind, machen. Die Römer waren unzufrieden, daß der Pabst sich an diesem alten Denkmale vergreife, sie rächten sich deswegen durch eine Spottschrift, da sie sonst nichts thun konnten, und hefteten solche an das Thor der Rotunda. Sie bestund in diesen Worten: *Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini*, das heißt: Was die Barbarini an diesem berühmten Tempel gethan haben, das haben die Barbaren, die Rom geplündert, sich nicht zu thun unterstanden.

Ura

Urban VIII. aber ersetzte den Schaden reichlich, welchen er dieser Kirche angethan haben sollte. Er lies die zween Kirchtürne, die auf der Seite des Portals sind, und andere Ausbesserungen machen. Ihr Eingang wird von sechzehn Säulen und von vier Pfeilern getragen, welche von Egyptischen Steine und von einer bewundernswürdigen Größe und Höhe sind. Die Päbste, die auf Urban VIII. gefolgt sind, haben ebenfals diese Kirche um ein merkliches ausgebessert und verschönert. Sie hat keine Fenster, eine runde Oefnung, welche in der Mitte ihres Gewölbes ist, vertritt diese Stelle, und giebt dem ganzen Raum dieses heiligen Ortes Licht genug. Es sind daselbst verschiedene Altäre mit sehr guten Mahlereien und vortreflicher Bildhauerarbeit; und wie kan es anders sein, da die Brüderschaft der Mahler, Bildhauer und Bauverständigen daselbst ihren Sitz hat. Es sind auch die Geschicktesten in diesen Künsten daselbst begraben und haben prächtige Grabmähler.

Es ist der Pabst Innocentius XII. der den prächtigen Pallast, den man Curia Innocentiana nennt, auf dem Berge Eitorio, an dem Platz der Columnen, hat bauen lassen. Er hat in dieses weitschichtige Gebäude alle Gerichte versetzt, die sonst in der ganzen Stadt zerstreut waren, welches den armen Parthelen große Mühe machte.

machte. Alle Anwalde und andere Leute, die das menschliche Geschlecht unter dem Namen der Dieber der Gerechtigkeit ausfaugen, und eben sowol als die Aerzte eine betrübte Folge der Erbsünde sind, haben ihre Schreibelsche oder Tavernen in diesem Orte; sie werden mit einer in dem Portal aufgehängten Glocke dahin geruffen, und sind, bei Vermeldung einer Geldbuse, sich alda einzufinden verbunden. Hier geschehen alle Vorladungen und alle Handlungen, so daß man, ohne aus dem Pabst zu gehen, alles thun kan was erforderlich ist, sich und seinen Nächsten zu Grunde zu richten.

Pabst Clemens XI. hatte im Anfang seiner Regierung einen Egyptischen Obeliscum, der in einem Flusse gefunden worden herbei schaffen lassen, in der Absicht ihn mitten auf dem Plaze, der vor dem Pallaste liegt aufrichten zu lassen; Allein, es sei nun, daß ihn seine Angelegenheiten nicht erlaubt haben, diesen Aufwand zu machen, oder daß er natürlicherweise zur Sparsamkeit geneigt gewesen, so wurde doch dieses Vorhaben auf eine andere Zeit verschoben, inzwischen lies er doch eine Hütte von Brettern machen, ihn zu bedecken, und gegen die Beschädigungen des Wetters und der Augenlichts zu verwahren. Die Römer die da glaubten, der Obeliscus würde lange Zeit so begraben

graben liegen, schrieben über die Thüre mit großen Buchstaben:

Requiescat in pace.

Man sagt aber doch, er habe ihn noch auf ihren Platz gebracht, ehe er den seinigen geräumt hat.

Auf dem Plaze der Rotunda wird einer der beiden fürnehmsten Märkte von Rom gehalten. Man findet darauf alle Bedürfnisse des menschlichen Lebens im Überflusse. Der Preis davon ist gesetzt, und alles wird nach dem Gewichte verkauft. Das Pfund hat sechzehn Unzen, die auf vierzehn unsers Pariser Gewichts heraus kommen. Man misset die Stoffe, Tücher, Bänder und andere Waaren von dieser Art nach der Ele. Diese hält acht Palmen, und die Palme zwölf Finger, welches bei acht Zoll drei Linien Pariser Maasses macht. Die Ele, deren man sich bei dem Holze, den Steinen und andern Mauerwerk bedient, hält zehn Palmen, so daß sie sechs Schuhe sechzehn Linien nach Pariser Ele ausmacht.

Ob gleich zu Rom viele Collegia sind, so hat doch keines als das Collegium der Weisheit das Recht Doctores in der Theologie, der Rechtsgelahrtheit und der Arzeneiwissenschaft von gutem Schrot zu machen; denn es giebt viele Leute die  
sich

sich diese Macht anmassen. Dieses ist das älteste Collegium der Stadt, es fehlt ihm an nichts als an Schülern, deren Anzahl in keinem Verhältniß steht mit denen Lehrern, die zum unterrichten da sind und besoldet werden. Es sind deren mehr als dreisig. Die Humantora treibt man daselbst nicht mehr, aber die Rhetorick, die Philosophie, das Bürgerliche und das Canonische Recht, die Kräuterkenntniß, die Baukunst, die Mathematischen Wissenschaften, die Griechische, Hebräische, Arabische, Syrische und Chaldeische Sprache u. c. Kein Professor fordert etwas von seinem Zuhörer, indessen kan man doch nicht sagen, daß sie gratis lesen, weil sie alle starke Besoldungen, viele Freiheiten und Ehre genießen. Unter denen Professoren sind viele Ordensleute. Alle aber werden von dem Pabst ernannt.

Das Gebäude dieses Collegii ist prächtig; es ist ein langes Viereck, so von gedoppelten bedeckten Gängen formirt wird. Die Classen sind schön. Es hat eine zahlreiche und wol eingerichtete Bibliothek, mit unwandelbaren Einkünften zur Vermehrung derselben, und zum Unterhalte ihrer Aufseher und dieser ihrer Bedienten. Die Bildsäule Pabst Alexander des VII. hat süglich eine Stelle in dieser Bibliothek erhalten, weil ihr dieser Pabst viele Wohlthaten erwiesen

sen

sen, und zum Gebrauch der Professoren und Studenten der Arzneikunst einen wolunterhaltenen Garten angelegt hat, nebst einem Professor der Botanick, der zur geschickten Zeit öffentliche Vorlesungen hält. Dieser Garten liegt auf dem *Tazniculo*, und hat eine so vortheilhafte Lage, daß, da das Clima den Pflanzen fürtrefflich wol zuschlägt, man deren fast zu aller Zeit und sehr seltene antrifft.

Zu diesem Collegio gehört eine kleine Kirche, oder vielmehr eine sehr niedliche Capelle. Sie ist mit einer Kuppel bedeckt und hat einen schneckenförmigen Thurn, welches ungemein gut aussieht. Das Wappen Papst Alexanders VII. ist an verschiedenen Orten, nicht allein in diesem Collegio, sondern auch in der Stadt und der Gegend. Der Pabst bauete gar zu gern, und unterlies nie, sein Wapen in Marmor zu hauen und nebst einer Aufschrift in alle Oerter setzen zu lassen, wo er seine Milde und Freigebigkeit am Tage gelegt hatte. Die Römer hielten sich darüber auf, und sagten, das Wappen und die Überschrift koste zum östern mehr als das Gebäude oder die gemachte Ausbesserung. Zum Sport welseten sie einmahls zur Nachtzeit den Hindersten der Bildsäule des *Pasquins*,

quins, und hiengen eine prächtige Papprolle daran, mit der Überschrift:

Alexander VII. Pontifex Maximus, restauravit anno 3. Pontificatus sui.

Die Brüderschaft der Consistorial, Advocaten und anderer, hat in dieser Capelle ihren Sitz. Sie haben zween Patronen, denen sie nicht nachahmen, den H. VES, der blos aus Gutherzigkeit Proceß führte, und den H. LUCA, der seine Scripturen nie vors Geld gegeben hat.

Auser dem Collegio der Weisheit giebt es noch andere, wo man die Humaniora und die höhern Wissenschaften treibt. Man kan die Philosophie und Theologie in den Clöstern durch hören.

Nichts kan besser ausgedenkt und besser eingerichtet sein, als ihre Art zu disputiren. Man erwählt drel Personen zum opponiren; man macht die Einwürfe und Antworten unter sich freundschaftlich aus; man tritt, nachdem ieder seine Rolle wol gelernt hat, öffentlich auf, und ist des allgemeinen Beifals versichert.

Dienenigen, die ein rechtes Aufsehen bei der Sache machen wollen, geben beim Ende einer jeden Handlung ein Concert, das ist: zu Ende eines jeden Sazes; und während der Symphonie werden Erfrischungen unter die Anwesenden ausgetheilt

rheit und unter die Disputanten, die solcher besonders nöthig zu haben scheinen, so viel Feuer und Hitze zeigen sie unterm Disputiren. Diejenigen, so nicht um diese Geheimnisse wissen, bewundern die Stärke und Zierlichkeit der Antworten. Allein die, so da wissen worauf es ankommt, begnügen sich, das Gedächtnis der Acteurs und die Schönheit der Musik zu bewundern, und da jedermann diese Rolle gespielt hat, so ist es auch niemand anstößig, sie von andern vorstellen zu sehen.

Wir Franzosen machen uns eine Ehre daraus, daß wir viele von unsern Gewohnheiten nach Rom und fast nach ganz Italien gebracht und daselbst eingeführt haben. Das Verzeichnis, welches ich davon machen könnte, würde vielleicht den meisten unangenehm sein, und ich möchte nicht gerne jemand beleidigen. Man mag es errathen wenn man kan. Aber ich mus zum Lob der Italiener sagen, daß sie aus schuldiger Erkenntlichkeit auch viele von ihren Sitten zu uns gebracht haben, und unter andern auch ihre leichteste Art zu disputiren, und zu antworten, ohne zu besorgen, daß die streitenden Theile den Kürzern ziehen werden. Man sagt, daß man dieses in den meisten Collegien bemerke, und daß dabei

bei alles so wie in Rom hergehe, nur die Musik und die Erfrischungen ausgenommen; es wäre nur zu wünschen, daß man das Händeklatschen abschaffe, oder, wenn man es um des Andenkens willen, beibehelte, daß solches nur bei den Barfüßern geschähe, die solches oft nöthig haben.

Der Navonnesische Platz liegt nahe an der Sapienza, (dem Collegio der Weisheit) er hies ehemals Platea Agonalis, das heißt: der Ort des Kampfes, weil solcher ein Circus war, (\*) der vom Alexander Severus gebauet worden. Es ist dieser Platz fünf oder sechsmahl länger als breit, und das eine Ende desselben ist ein Zirkelsbogen; er ist, wie ich schon gesagt habe, ein Marktplatz, der mit allem vollkommen wol versehen und am meisten besucht wird. Die Juden legen daselbst ein oder zweimal in der Woche alte Kleider und Gerümpel zum Verkauf aus.

Wenn alle Häuser, die auf demselben stehen, dem Hause des Fürsten Pamphili gleich wären, welches allein fast eine von dessen langen Seiten einnimmt, so würde solches einer der schönsten Plätze in der Welt sein: allein man sieht daselbst viele

(\*) Ein großer mit Gängen und Eisen umgebener Platz zu den Schauspielen der Römer. Ub.

le mittelmäßige Häuser, welche solchen ein wenig verunstalten.

Der Pallast des Prinzen Pamphili ist groß und prächtig und so wie er sich für einen Neponen Innocentius X. schicket. Es ist eine kleine Kirche daran gebauet, welche dieser Prinz zu Ehren der heiligen Märtyrin Agnes an dem Orte wo man glaubt, daß sie vor ihrer Hinrichtung im Gefängnis gefessen wäre, hat aufrichten lassen. Diese Kirche ist ein Oval von außerordentlichem Pracht. Das Pflaster, die Mauern und bis an die Gemälde der Altäre ist alles von dem auserlesensten Marmor, welcher von den geschicktesten Meistern bearbeitet worden. Sie ist mit einer Kuppel bedachet, welche von innen mit vergoldeter Stuckadurarbeit nach einem bewundernswürdigen Geschmack ausgeziert. Das Portal das auf den Platz heraus gehet, ist von einer sehr schönen Ordnung. Es stehet zwischen zween Thürnen, in deren einem eine Uhr befindlich ist, aus welcher man sehr viel machet.

Es ist hinter dieser Kirche ein Seminarium, welches von eben diesem Fürsten gestiftet worden, um eine gewisse Anzahl iunger Leute von seinen Gütern zu unterhalten, welche sich der Kirche

gewidmet haben. Diese verrichten nebst einigen Capellänen den Dienst in der Kirche. Der Fürst giebt ihnen Pfarren und andere Pfründen, von welchen er Patronus ist. Zu der Zeit, da ich in Rom war, war der Superior dieses Seminarit ein Pater von der Christlichen Lehre in Frankreich mit Namen Imberti. Er versah dieses Amt auf eine Art, die wol verdiente, daß der Fürst die Sorge für diese Kirche den Vätern dieser Congregation anvertrauen möchte, so wie er die Aufsicht über das Seminarium dem Pater Imberti übergeben hat; sie würden Wunder thun. Ihre Frömmigkeit, die Reinigkeit ihrer Lehre, ihr Eifer, ihre Geschicklichkeit in Unterrichtung der Jugend und in Führung der Seelen hat ihnen an allen Orten, wo sie sich gesetzt haben, Ehrerbietung und wahre Hochachtung zuwege gebracht.

Die Mitte des Navonnesischen Platzes ist nicht so erhaben als der Rand, dergestalt, daß man einen See daraus machen könnte, wenn man es für gut hielte; man dürfte zu dem Ende nur die Ableitungen zustoßen, durch welche das Wasser von drei großen Springbrunnen, die in der Mitte sind, abfließt und sich verliert. Man wird mir die Beschreibung dieser Springbrunnen

nen nicht zumuthen. Der mittlere ist außerordentlich prächtig; man hat unten an dem Fesse, auf welchem die Piramide ruhet, vier Colossen gestellet, welche die vier größten Flüsse in den vier Theilen der Welt vorstellen; den Ganges in Asien, den Nil in Egypten, die Donau in Europa und den Rio de la Plata in America. Wenn die Flüsse sich etwas verdriesen zu lassen fähig wären, so bin ich gewiß, daß der Amazonenfluß mit denjenigen einen Proceß anfangen würde, welche ihm den Rio de la Plata vorgezogen haben, der ihm in der That lange nicht gleich kommt.

Da diese drei Springbrunnen ganze Ströme von Wasser von sich werfen, so ist es etwas leichtes, den Platz unter Wasser zu setzen, und ihm in der Mitte bis auf drei Schuhe Wasser zu geben. Man thut solches ordentlich bei großer Hitze, gegen 23. Uhr, das heißt eine Stunde vor Sonnen Untergang, und alsdenn fährt der Adel spazieren, um der Kühle zu genießen, und den Zeitvertreib anzusehen, den der Pöbel macht, indem er sich ins Wasser wirft.

Das Parlament zu Rom heißt die *Nota*. Es bestehet aus zwölf Rärhen, welche *Auditors* heißen, davon wenigstens dreie Römer, ein Deutscher, ein Franzos, zween Spanier, ein Bologneser, ein Ferrarer, ein Venetianer, ein Nepländ

der und ein Toscaner sein müssen. Sie sprechen in letzter Instanz in allen Appellationen und verschiedenen andern Streitsachen. Man mus aber, wenn man seinen Handel gewinnen will, darüber drei auf einander folgende und gleichlautende Urtheile haben, in deren letzterem die Richter verbunden sind, die Gründe anzuführen, nach welchen sie gesprochen haben. Findet man keine Bulle oder andere Ehicane, diesem Spruche entgegen zu setzen, so ist der Handel aus, findet man aber dergleichen, so mus man wieder von vornen, und mit neuen Unkosten anfangen zu streiten, ohne sich darauf zu besinnen, daß hler zu Lande eben sowol als in Frankreich das Gewürz der Prozesse eingeführt ist, ich meine die Requete civile, (\*) die man bei dem Pabst einreicht.

Die Bildsäule des Pasquins, ist nahe an dem Navonnesischen Platz. Sie hat diesen Namen von einem Schneider geerbet, der ganz nahe bei ihr wohnte, und seines Handwerks ein Schneider und Witzling war. Die Liebhaber von Neuigkeiten versammelten sich in seiner Werkstatt, und man trug daselbst alles gute und böse, was in Rom geschah,

aus;

(\*) So wird in Frankreich ein Libell oder Supplic genannt, worinn man den König bittet, daß ausgesprochene Urtheil eines Gerichtshofes für ungültig erklärt werden.

aus; zuweilen machte man über die Erzählungen des Meister Schneiders seine Anmerkungen. Er mußte Neuigkeiten erzählen, und schalkhafte Beschreibungen machen, ohne sich vorher zu bedenken, und diese nannte man Pasquille, von dem falschen oder wahren Namen ihres Urhebers. Die Kinder, die er hinterlies, hatten nicht Lust das Handwerk ihres Vaters fortzutreiben, welches ihm gar oft schlimme Handel und unzählige Schläge zugezogen hatte, deshalb verliefen sie ihr Quartier, und liefen der benachbarten Bildsäule den Namen ihres Vaters, und die Sorge, dasienige auszubreiten, was die witzigen Köpfe in der Stadt gerne bekannt machen wolten, ohne jedoch erkennen zu werden.

Man könnte ziemlich große Bücher von Satyren und lustigen Einfällen voll füllen, die unter dem Namen des Pasquini herum gegangen sind; das ist der Ursprung der Pasquinaden. Diese Mode ist von da nach Frankreich gekommen, und unsere Landsleute schicken sich nicht übel dazu.

Ich war mit Minoriten und Barfüßer, Trinitariern nach Welschland gekommen. Ich hatte allzu viele Höflichkeit von ihnen empfangen, als daß ich nicht zu ihnen hätte gehen sollen, mich zu bedanken. Die letztern wohnen bei den vier Springbrunnen. Ihr Kloster ist niedlich und sehr

Klein, und ihre Kirche ist klein und sehr niedlich. Sie ist dem H. DIONIS gewidmet. Sie haben ein großes Stück Land oder Gartenfeld, auf welches gewisse Nachbarn ihre begierige Augen geworfen hatten, weil sie dafür hielten, daß solches für eine Bruderschaft, die nicht gar zu zahlreich ist, viel zu groß wäre. Sie glaubten bei dem Pabst Ursachen genug zu haben, um einen Theil davon bekommen zu können, und hielten bei dem Pabst darum an. Dieser gute Pabst, es war INNOCENTIUS XII. hielt nicht für gut, ihnen ihres Nächsten Gut zu geben, ohne zu untersuchen, worauf es ankäme. Er sagte zu ihnen, daß er des andern Tages nach St. Johann von Lateran gehen würde, daß sie sich zu St. DIONIS einfänden sollten, und daß er alsdenn ihr Gesuch an dem Orte selbst untersuchen wolte. Die Trinitarier bekamen davon Nachricht, und nachdem sie mit ihren guten Freunden zu Rathe gegangen, was bei diesen Umständen zu thun wäre, liesen sie geschwind das Wappen von Frankreich über das Thor ihrer Kirche und ihres Closters aufhängen.

Als der Pabst des andern Tages vorbei fuhr, lies er seine Carosse stille halten, da er aber dieses Wappen sahe, setzte er seinen Weg fort, und sagte, er wolle sich nicht mit dem Könige abwerfen, den er für den Stifter oder Beschützer dieses Hauses hielt.

te, weil er sein Wappen daran sahe. Es ist solches noch daselbst, und es hat nicht das Ansehen, daß man es wegthun wird, nachdem es diesen guten Vätern einen solchen Dienst geleistet.

Diejenigen, welche keine barfüßigen Trinitarier gesehen, denn es giebt deren in Frankreich sehr wenige, dürfen nur die barfüßigen Carmeliter betrachten, ausgenommen die Farbe haben sie einerlei Kleidung. Ihr rothes und blaues Kreuz sieht auch nicht so prächtig aus, als der andern großen und reformirten Trinitarier ihres, welche ein achteckiges tragen, wie die Maltheser Ritter. Der Barfüßer ihres besteht nur aus zweien ganz glatten Streifen, von roth und blauem Tuche, welche die andern zum Sport zweien Windmühlflügel heissen. Ich habe sie darüber sehr hüzig mit einander zanken sehen.

Auf der Seite von St. Dionis liegt ein Kloster der Spanischen Barfüßer-Trinitarier; ihre Kirche ist schön, und würde es noch mehr sein, wenn sie einen geschicktern Baumeister dazu gehabt hätten, als den Boromini, der sich durch seinen Eigensinn beständig vor andern hat hervor thun wollen, welcher öfters sehr ausschweifend war. Das sieht man an dem Portal dieser Kirche. Ich glaube, wenn er länger gelebt hätte, so würde er

die Plebestale an die Stelle der Capitälcr gesetzt haben.

Das Minoritencloster, welches man die Dreifaltigkeit auf dem Berge nennet, weil es auf dem Berge Pincio liegt, und ihre Kirche der H. Dreifaltigkeit gewidmet ist, ist eine Stiftung unserer Könige, und steht unter ihrem Schutz. Es dürfen nur Französische Mönche darinnen sein. Der General ihres Ordens selbst, wenn er kein Franzose ist, darf nicht länger als drei Tage daselbst bleiben. Dieses Closter liegt auf einer Höhe, von der man die ganze Stadt übersieht, es ist gros, prächtig gebauet, und mit sehr guten Mahlereien ausgeziert; besonders finden sich in dem Refectorio Gemälde, welche man sehr hoch hält. Es sind in den Schlafzellen perspectivische Stücke und Sonnenuhren. Ihre Kirche ist nach einem guten Geschmack, reich und weislich ausgeziert, und ihr Chor ist so schön, als übel sie darinnen singen. Sie haben sehr schöne und sehr weitläufige Gärten, und ob sie gleich Nachbarn von einem großen Prinzen sind, so haben doch ihre Gärten deswegen nichts zu befürchten.

Ich glaube, daß ich schon angemerkt habe, daß man in Italien die Stunden auf eine ganz andere Art, als bei allen andern Menschen zählet. Man fängt mit der Sonnen Niedergang an, und zähle

zählt vier und zwanzig Stunden nach einander. Die meisten Uhren schlagen indessen nur sechs Schläge, andere schlagen zwölf, wie die unserigen, nur allein der Minoriten ihre Uhr zeigt und schlägt die Stunden nach Französischer Art.

Die verschiedene Art der Andachten, die man in Rom hat, ist fast unglaublich, eben so wie die guten Werke, so man daselbst täglich ausübt. Viele Leute glauben nicht, daß eine wahre Gottesfurcht alle diese Handlungen befehle, und sie scheuen sich nicht zu sagen, daß die Italiener nur die Schaafe und das äußere der Andacht haben, daß aber ihr inneres ganz etwas anders sei. Man könnte dieser Art Leute antworten, daß sie von der Gottesfurcht, wie die gebohrnen Blinden von der Farbe urtheilen. Kaum kennen sie den Namen davon. Sie haben nicht einmal das äußere von der Tugend, und sie tadeln an andern, was zu wünschen wäre, daß man es bei ihnen anträfe. Allein, wenn sie diese Stadt genau hätten kennen lernen, so würden sie sehen, daß das Gute, so daselbst geschieht, bei weitem das Böse übertreffe, welches man daselbst ausüben mag, und daß sie mit Recht den Namen der Heiligen führe, nicht allein wegen der heiligen Sachen, die sich darinn befinden, sondern vielmehr wegen der Gottesfurcht und Keilgion der meisten ihrer Bürger. Sie haben in

Z 5

der

der That von den unserigen unterschiedene Sitten; aber die eben so gut, eben so heilig und eben so schätzbar sind.

Große Mahlzeiten sind nicht nach dem Geschmack der Römer. Sie essen um zu leben. Sie lieben die Keulichkeit und das Schmachhafte, man könnte fast sagen, sie wären zu sinnlich; aber man bemerkt keine Neigung zur Böllerei an ihnen. Des Abends essen sie sehr wenig, gehen spät schlafen, stehen früh auf, um der kühlen Luft zu genießen, und schlaffen einige Stunden nach dem Mittagessen. Der Bürger, der Kaufmann und der Künstler, thun das nemliche. Die Kramläden sind während Mittagszeit mit Tüchern verhängt, und alsdenn läßt sich niemand auf den Strassen sehen, als Narren, Hunde, oder Franzosen. Sie leben alle sehr eingezogen; besuchen einander, aber doch wenn es nöthig ist, und der Wohlstand es erfordert, mit großer Höflichkeit. Sie laden auch wol einander auf Mahlzeiten zu gewissen Tagen ein, aber man beobachtet unter ihnen niemals eine solche Gemeinnachung, die man bei andern Nationen so hoch schätzt, mit allem Rechte aber bei einem so artigen und vorsichtigen Volke, wie sie sind, verwirft.

An den Festtagen sieht man ganze Familien in die Kirchen wandern, wo Ablass zu holen ist; dies

fes

ses sind ihre ordentlichen Spaziergänge. Wenn viele Kinder darunter sind, so marschiren die kleinsten paar und paarweis voraus, jedes Geschlecht allein; hernach kommt die Mutter, und der Vater schließt endlich den Zug. Die Fremden bilden sich ein, daß die Eifersucht den Mann veranlasse, diese Stelle einzunehmen, damit ihn seine Familie nicht hintergehen könne, und er von dieser Seite gesichert, und im Stande wäre, davon Rede und Antwort zu geben. Ich war nicht neugierig genug mich zu erkundigen, warum sie es so machen. Vielleicht möchten sie nicht beliebt haben, es mir zu sagen; allein ich kan eine eingeführte Gewohnheit nicht tadeln, die nicht anders als löblich zu sein schelnet; denn das schöne Geschlecht ist eben doch allenthalben das nemliche, und die ihm eigene Schwachheit braucht eine Unterstützung, um keinen Fehltritt zu thun.

Wiewohl siehet man aus eben diesem Grunde keine Frauenspersonen in den Kramläden. Sie kommen zwar hin um einzukaufen, niemalen aber sind sie da um zu verkaufen, noch weniger den Tag dieben Gesellschaft zu leisten, die einen Kreis um sie herum machen, wie man es zu Paris nur zu viel, zum Aergernis derer, die es sehen, und zum größten Verdruß der Männer gewahr wird, für die

die dergleichen Aufwartungen und ein solcher Hofstaat nichts gutes bedeuten.

Die meisten Töchter von Leuten von grossem Stande oder Vermögen, werden in den Klöstern erzogen. Man steckt sie frühzeitig hinein, und sie kommen nicht eher wieder heraus, als wenn sie heurathen. Viele bleiben für beständig darinnen, indem sie den Schleier nehmen. Die Gottesfurcht, die sie darinn eingefogen haben, bewegt sie hiezü. Oft wirkt die Vernunft das, was die Frömmigkeit nicht hat ausrichten können; das ist: daß sie, wenn sich ihre Familie außer Stande befindet, sie gehörig zu versorgen, sich GOTT ergeben, da sie sich niemand anders ergeben können. Denn man weis in diesem Lande nichts von der in andern so bekanneten Mittelstrasse, ledig zu bleiben, und in der Welt zu leben, und zu erwarten, ob etwan irgend ein Zufall eine Standesveränderung veranlassen möchte. Dieses ist ein wenig zu klizlich, und solche Vögel zu hüten, ist für eine Familie eine gar zu beschwehrliche Last.

Die Nonnen machen sich ein Geschäfte, ja so gar ein Vergnügen daraus, für die Religiösen ihres und wol auch anderer Orden Sorge zu tragen. Sie waschen ihre Kleider und Wäsche, richten sie her, und schicken sie ihnen alle Sonnabend in netten Körben, die mit seidenen Tüchern, so mit  
allers

allerhand Blumen nach der Jahreszeit bestreut, bedeckt sind. Die Chorschwestern überlassen ihren Laienschwestern die gröbste Arbeit, und thun das übrige selbst. Diesen letztern glebt man die Seife, die alle Monate von dem Kloster ausgetheilt wird, und lächelich ein Geschenk von zween Römischen Thalern, wogegen man versichert ist, allezeit reine Wäsche zu haben. Was die Chorschwestern anbetriift, so erweist man ihnen ein und andere Gefälligkeiten, und läßt sich angelegen sein, ihnen so oft als es möglich ist, seine Dankbarkeit mündlich zu bezeigen.

Es ist aber doch nicht allezeit und nicht allen Keltglosen erlaubt, die Sprachsäle der Nonnen zu besuchen. Der Gouverneur von Rom oder dessen Statthalter, gebrauchen die größte Vorsicht von der Welt, dem Mißbrauch vorzubauen, der daraus erwachsen könnte: und wenn man nicht eine schriftliche Erlaubnis von ihnen hat, so setzt man sich in Gefahr, von den Sbirren in Arrest geführt, und zu einer Geldbuse von zwölf Römischen Thalern verurtheilt zu werden, der Beschimpfung nicht zu gedenken, die noch weit unerträglicher ist.

Der Barigel (Hauptmann von der Schaarwacht) und seine Sbirren lauern immer darauf, die Priester und Mönche zu erwischen, denen der Zutritt zu den Klöstern versagt ist, oder die ihrer  
Pflicht

Pflicht so weit vergessen, daß sie an solche Orter gehen, wo sie nichts zu schaffen haben sollen. Allein es giebt gewisse Klöster, die voll von Prinzessinen und Damen von hohem Stande sind, denen sich der Barigel nicht nähern darf; er würde sich schlimme Händel zuziehen, wenn er sich unterstünde, einem Religiosen, der da hinein gegangen wäre, zu nahe zu kommen.

Das Amt eines Barigel oder Grandprozessen war ehedessen wichtig, und wurde von Leuten vom Stande verwaltet, wie zum Exempel die andern sind, so in Frankreich die Stelle eines Grand Prevôt de l'Hotel oder einer besondern Provinz bekleiden. Nach und nach ist es zu Rom auf geringere Leute gefallen, und endlich gar auf den schlechtesten Pöbel. Der zu Rom trägt eine goldene Kette um den Hals, woran man ihn kennt, jedoch, ohne daß ihm dieses, die mit diesem Posten verknüpfte Ehrlosigkeit benehme. Er legt sie ab, oder versteckt sie, wenn er nicht erkannt sein will. Er hat dreihundert Sbirren oder Häscher unter seinem Befehl, die von der schlechtesten Sorte des Pöbels sind, und mit einer so großen Verachtung angesehen werden, daß ein iunger Mensch, wenn er seiner Familie einen Schrecken einlagen will, um etwas zu erhalten, nur ein Sbirre zu werden drohen darf.

Der

Der Pabst Clemens XI. setzte sich in dem Kopfe dieses Amt wieder in ein Ansehen zu bringen, und seinen alten Glanz wieder herzustellen, indem er es durch eine Person vom Stande verwalten lassen wolte. Er redete davon mit verschiedenen Römischen Baronen, die ihm alle zur Antwort gaben, das einzige Mittel, solches aus der schimpflichen Verachtung, worin es gefallen, heraus zu ziehen, wäre, wenn er einen seiner Nepoten damit bekleidete, da sie denn kein Bedenken tragen würden, es zu verwalten; und hlebei hatte es sein Verbleiben.

Die heutigen Römer haben von ihren Voreltern die Neigung zu den Schauspielen geerbet; sie lieben sie über alles. Und wenn welche gehalten werden, sie mögen auch beschaffen sein, wie sie wollen, so lauft jedermann darauf zu. Die Einzüge der Legaten, der Cardinäle, der Gesandten, die Lehensempfängnis von dem Königreich Neapel, die Canonisationen, die Gerichtstage der Inquisition, die Feuerwerke, das Carnaval, selbst die Processionen, das Pferderennen, das Ringen und andere noch frostigere Schauspiele, ziehen eine Menge Menschen herbei; daher mus ich gestehen, daß es fast eben so viel Maulaffen zu Rom, als zu Paris giebt, das ist: eben so viel Leute, die sich zu dringen, das zu sehen, was sie schon zehnenmal gesehen

hen haben, ohne es überdrüssig zu werden, weil sie nichts nütze sind, und wenig arbeiten. Alle diese Schauspiele werden öffentlich und also für jedermann gehalten. In deren Ermangelung giebt es besondere, an welchen nur gewisse Familien und gute Freunde Theil nehmen. Dergleichen sind die Oratorien, die Comödien, welche man in den Häusern spielt, und gewisse Vorstellungen unserer Geheimnisse, welche man zu der Zeit macht, da die Kirche solche feiert, und welche ihnen statt der Schauspiele und anderer Vergnügungen dienen müssen.

Es geschlehet insbesondere zu Weihnachten, daß man solche Vorstellungen macht; man nennt sie Praeceptez oder Krippen. Man stellt sich vor, daß die Stadt Bethlehem, wo unser Heiland sollte geboren werden, zu der Zeit einen ansehnlichen Jahrmarkt hielte, daß daselbst Krämläden und allerhand Kaufmannsgüter waren, allerhand Künstler, Marktschreier, Schauspiele und andere Dinge, so man gemeiniglich bei unsern heutigen Jahrmärkten siehet, und vermög dieses Vorurtheils, macht man ein großes Theater, auf welches man Häuser von Papp setzet, Kaufmannsläden, Künstler mit allen ihrem Kramwerk, Gasthöfe, Caravanen von ausländischen Kaufleuten, allerhand Thiere, die man zu Markte führt, Liebhaber von Neuigkeiten,  
die



rien, eine ganze Reihe von großen und kleinsten Sälen, Vorgemächen und Zimmern waren kaum hinlänglich, dasjenige zu fassen, was die Einbildung dieser frommen Person erfunden hatte, Bethlehem und seine Gegenden, den Stall, die Krippe und die dazu gehörigen Dinge vorzustellen. Die Figuren hatten wolgemachte Wachsgeichter, prächtige und dem Stande der Personen gemäße Kleider; die Erleuchtung von allen diesen Orten konnte nicht glänzender sein. Nach Verschiedenheit der Orter und der Personen hatte man verschiedene Concerte; man hörte Baucrumusicken, es waren Schäfer und Hirten da, man hörte Sackpfeifen und Dudelsäcke, Eltern und Lauten, Violinen für Leute von höherm Rang. Man stellte Tänze und entzückende Musickhöre vor, wo die Engel denen Hirten die Ankunft des Messias verkündigten. Man mus sich indessen nicht einbilden, daß diese Concerte und Gesänge immer fort gewähret hätten; alle Musicanten von Rom würden dazu nicht hinlänglich gewesen sein; man hörte sie nur zu gewissen Stunden, oder wenn die Cardinäle und andere Leute von hohem Stande hinkamen, diesen andächtigen Ort zu besuchen. Man behauptet, diese Zuzührung habe dem Prälaten acht bis neun tausend Thaler gekostet, der zur Vergeltung eine Pasquinade bekam, welche ich vergessen habe, weil ich sie nicht in mein Tagbuch geschrieben habe.

Es ist eine heilige Gewohnheit bei unserm Orden, daß wir die Geburt des Messias durch feierliche Absingung des Evangelii St. Mathäi, welches nach der neunten Lection der Frühmessen des Neuen Jahrs folget, verkündigen. Unter dem Singen werden Kerzen unter die Religiosen ausgetheilt, und wenn es vorbei ist, nimmt der Diaconus eine wächserne Figur von dem Altar, die das kleine Jesulein vorstellet, und hält sie in einem reichen Tuche, welches ihm über den Schultern hängt, in den Armen. Man fängt alsdenn eine Proceßion an, wobei man das **HERR GOTT** dich loben wir singet, und gehet in eine Capelle, wo man eine Krippe für das wächserne Bild zubereitet. Der Diaconus geht zu letzt. Die Proceßion hält stille, wenn das Kreuz, so fornen an gehet, bei der Capelle ist, und der Diaconus gehet nebst den Officialen die ihn begleiten durch die zwei Reihen Religiosen, die zu beiden Seiten stehen, und hält vor der Thür der Capelle. Alsdenn nähern sich die Religiosen und unter denselben zu erst die Superioren und Aeltesten ehrerbietig dem Bilde, küssen es, und übergeben ihre Kerzen dem Sacristan als eine Art von Opfer. Es war unter uns ein Religios von Neapel, der keine vier Fus hoch und hinten

U 2

aus

ausgewachsen war, dessen hohe Geburt und persönliche Verdienste Ursache waren, daß man ihn eines ungestalteten Wuchses ohngeachtet aufgenommen hatte. Als die Reihe das Bild zu Füßen an ihn gekommen war, lies er es nicht dabei bewenden, daß er wie andere eine Reverenz vor dem Bilde machte, bevor er es küste und sein Opfer brachte; er wolte sein Opfer auf den Knien verrichten und lies sich auch wirklich auf solche nieder. Der Diaconus, der sehr gros war, sagte ihm vergeblich, er solte aufstehen, er hatte nicht Lust dazu, so daß der Diaconus sich genöthiget sahe ebenfalls nieder zu knien, und das Bild fast bis zur Erde zu neigen, um die Andacht dieses Kleinen Ordensmannes zu befriedigen. Durch diesen Zufall gieng viel Zeit und ein gutes Theil der Ernsthaftigkeit verlohren, womit bis dahin diese Gottselige Handlung war begleitet gewesen.

Das Praecept in unserer Kirche war viel zu schlecht, um die neugierigen Frommen herbei zu locken; und wer hätte sich auch ausserdem unterstehen wollen, es dem obberührten Prälaten gleich zu thun?

Unser Orden hat nur fünf Männer-Clöster zu Rom, und auch diese mus man nur für viere zählen, weil das St. SIXTUS und das St. Clez

Clemens Kloster nur eines ausmachen, indem die Englischen und Irländischen Kelligiosen, die sie bewohnen, zu St. Clemens nur den Winter über sind, den Sommer aber und die Hundstage in dem St. Sixtus Kloster zu bringen, welches gesunder als das andere ist. St. Clemens ist eine der ältesten Kirchen von Rom, und die einzige, die bis auf den heutigen Tag alle Einrichtungen des ehrwürdigen Alterthums, als den Altar, den Chor der Priester, das Pult wo man predigte und die heiligen Bücher, Ablass, die Plätze der Cathecumenorum, die Stellen der Büßenden und ihre verschiedene Stufen, die Plätze der Weiber, erhalten hat. Von ihr führt ein Cardinal den Titel, wie ihn denn Clemens XI. geführt, ehe er den päpstlichen Stuhl bestiegen hat. Seine Vorfahren haben sich die Ausbesserung dieser Kirche so wenig angelegen sein lassen, und die Armuth der Mönche die davon dienen, ist so gros, daß sie in einem sehr schlechten Zustande war, wie ich nach Rom kam. Man hatte dem Pabst ihre Noth zum öftern vorgestellt, und seine Neigung zur Spahrsamkeit hatte ihn jedesmahl verhindert so ernstlich und wirksam darauf zu denken, daß ihr wäre geholfen worden. Endlich redete ein Prälat indem er viel Zutrauen

setzte, mit ihm davon und traf einen so glücklich-  
 en Augenblick, daß ihn der Pabst bevollmäch-  
 tigte alles zu thun, was er zu Wiederherstellung  
 dieser Kirche für nöthig erachten würde. Der  
 Prälat, so ein Freund von unsern Ordensbrü-  
 dern war, hätte gern gesehen, daß sich sein Auf-  
 trag bis auf das Kloster, so wenigstens eben so  
 sehr eingegangen war als die Kirche, erstreckt hät-  
 te; allein da er nur auf die Kirche eingeschränkt  
 war, so bewerkstelligte er ihn, ohne den Beutel  
 des H. Vaters dabei zu schonen; man arbeitete  
 noch daran als ich von Rom weggien, und was  
 schon daran gemacht war, gab Anlaß zu vermu-  
 then, daß diese Kirche sehr reichlich ausgezieret  
 werden würde, und daß man ihr, mit Beibe-  
 haltung der kostbaren Denkmahle des Alterthums,  
 alle Schönheiten neuerer Zeiten beilegen werde.  
 Ich habe vernommen, daß sie noch vor dem Hin-  
 tritt dieses H. Vaters vollendet worden sei.

Das Kloster und die Kirche Sixtus des  
 zweiten Pabsts und Märtyrers dieses Namens,  
 gehören noch den Englischen und Irländischen  
 Dominicanern zu. Man behauptet, diese Kirche  
 wäre zu Zeiten Constantin des Großen von  
 der Stiftung einer Dame gebauet worden, welche  
 Tigris geheissen, daher man sie lange Zeit St.  
 Sixt

**Sixtus** in Tigride genennet hat. Pabst **Honorius III.** räumte sie dem **S. Dominico** ein, der darinnen ausserordentliche Wunderwerke verrichtete, und drei Tode wieder aufweckte. Dieser Heilige trat sie hernach den Religiosen seines Ordens ab, die so lange darinnen blieben, biß der Heilige Pabst **Ninus V.** sie in das Kloster **St. Dominici à Magna Poli** versetzte. Das ist ein Cardinals Titel. Es ist weiter nichts schönes daran zu sehen, als das, was der Cardinal **Boncompagno** hat machen lassen, so lang er den Titel davon geführet hat. Sie liegt in einer dicken, schwehren und ungesunden Luft, wo man nicht bleiben kan, ohne sein Leben während den Hundstagen in Gefahr zu setzen.

Das älteste von unsern Häusern ist das von **St. Sabina**, so daher den Namen hat, weil die Kirche dieser heiligen Märtyrin gewiedmet ist. Es ist dieses ein alter Cardinals Titel. Sie wurde zu Zeiten des Kaiser **Constantins** erbauet. Allem Ansehen nach ist sie nicht ganz ausgebauet, oder nur obenhin gebauet worden, weil der Cardinal **Peter P' Esclavon**, der den Titel davon führte, sie im Jahre 415. hat wieder aufbauen lassen müssen. Sie wurde erst von dem Pabst

Sixtus III. im Jahre 435. eingeweiht. Sie liegt auf dem Aventinischen Berge nahe an der Tiber. Der Pabst Nicolaus IV. lies nahe das bei einen großen Pallast bauen, wo er und seine Nachfolger länger als 80. Jahre gewohnt haben. Sie war damahl die Päßstliche Kirche, und hatte deswegen eine heilige Pforte, die man an dem Jubilao eröffnere. Sie hat diesen Vorzug mit ihrer Würde verlohren. Die Päßste begehen aber doch alle Jahre die Ceremonien des Aschermittwochs darinn. Honorius III. räumte sie im Jahre 1216. nebst der Helfte des daran gebaueten Pallastes dem S. Dominicus ein. Seine Nachfolger haben das übrige hergegeben. Das Closter ist gros und nicht sonderlich prächtig; die Mönche die es bewohnen nennen sich von der genauen Beobachtung, dieses erhellet aus ihren Kleidern, die so genau auf den Leib passen, daß es lächerlich ist. Die grobe Landluft, die sie an diesem abgelegenen Ort einsaugen, macht sie wild und geschickter zu einem Mönchs und Einsiedlers Leben, als zu Predigern des Evangelii, welches doch die Absicht und Endzweck ihrer Stiftung ist. Man sagt sie studierten wenig, ergäben sich aber sonderlich der Gottesfurcht und Kreuzigung des Fleis

Fleisches. Sie haben sich von der Provinz Lombardei, zu der sie ursprünglich gehören, abgesondert, und mit einigen andern Clöstern in eine Congregation begeben, die unter dem Namen der Gavotti bekannt sind. Jedoch erkennen sie den General des ganzen Ordens wenigstens sub beneficio Inventarii.

Die St. Sabinen Kirche ist reich an verschiedenen heiligen Zeichnamen. Sie hat Gemälde von Tadeo und Franz Zuccaro zween berühmten Maltern. In der St. Hyacinthen Capelle ist ein Altargemälde von der Signora Lavinia Fontana von Bologna, die Capelle von M. Delei ist mit Marmor eingelegt.

Man hat eine schwarze Marmorne Kugel auf ein Piedestal gesetzt, die ehemals die auf ein Bret ausgestreckten Christen zu martern diente. Der Teufel warf sie einst dem H. Dominico während daß er betete an dem Kopfe. Er fehlte aber und berührte ihn nicht. Man mag diese Geschichte glauben, wenn man es für gut befindet. Folgendes ist gewisser.

Man zeigt nemlich in dem Kloster ein kleines Zimmer wo dieser Heilige gewohnt hat, und einen Pomeranzen Baum der noch Früchte trägt,

ob er gleich schon vor mehr als fünfhundert Jahren von diesem Heiligen gepflanzt worden ist.

Ich werde hier nichts von dem Closter der Minerva reden; ich habe davon schon im Anfang dieses Buches eine ziemlich umständliche Beschreibung gemacht; noch weniger von der Pönitentiaria der St. Maria Maior, die man mehr für ein Gasthaus als für ein Closter anzusehen hat.

Der Pabst hat unsern Vätern von der Congregation des H. Marcus eine der H. Jungfrau vom Rosenkranz geweihte Kirche auf dem Monte Mario ausser dem Engelschor eingegeben. So wurde von einigen Capellänen oder einer Art von Canonicis versehen. Man hat sie wegen ihrer Pfründen schadlos gehalten. Dieser Ort hat eine sehr gesunde Luft und reizende Aussicht.

Benedictus der XIII. der gegenwärtig auf den Stuhl Petri auf eine so heilige Art sitzt, begiebt sich zuweilen dahin, mit denen, die ehemals in der Bekänntnis der nemlichen Ordensregel seine Brüder waren, nunmehr aber seine Kinder sind. Er ist zu grosmüthig, als daß er die daselbst angefangene Gebäude nicht vollends zu Stande bring

bringen solte, damit eine größere Anzahl Ordensleute von der berühmten Congregation in dem neuen Kloster Platz haben möge, in welcher der Fleis, die Gottesfurcht und der Eifer in dem Dienst des Nächsten in einem vorzüglichen Grade herrschen.

Dieses sind die Manns-Clöster, welche der Orden der Prediger Mönche in Rom besitzt. Die Zahl der Frauen-Clöster des nemlichen Ordens ist viel größer. Wir werden davon reden, wie die Gelegenheit dazu sich zeigen wird.

Ich habe schon vieler zu Rom befindlicher Brunnen Erwähnung gethan, und doch das wenigste davon gesagt. Es giebt deren so zu reden eine unendliche Menge. Das Wasser so sie herbei schaffen kommt von aussen und oft sehr weit her. Das Christliche Rom hat hierinn eben das gethan was ehemals das Heidnische that. Die Sorgfalt, womit man das Wasser im Überflus in diese große Stadt zu leiten trachtet, hat nicht ihres gleichen. Der unermessliche Aufwand, den man machen mußte die zwanzig bis dreißig Meilen lange Wasserleitungen zu bauen und zu unterhalten, haben nur wenig zu bedeuten geschienen, in Ansehung der großen Bequemlichkeit die man dafür hat. In diesem und vielen andern Din-

gen

gen haben die Römer ihr vorzügliches Genie und ihre Aufmerksamkeit für das gemeine Beste am Tage gelegt.

Es wird vielleicht manchen wunderlich dünken, daß man sich so viele Mühe gegeben hat, Wasser in eine Stadt zu bringen, die von einem großen Fluß durchströmt wird. Allein man wird aufhören sich darüber zu verwundern, wenn man bedenkt, daß die Tiber, dieser sonst so berühmte Fluß zu nichts nütze ist. Sein Wasser ist stets schlaamig, der geringste Regen macht es trübe, es ist beständig mit einem Schaum überzogen, der, wie man sagt, von einer sehr schädlichen Beschaffenheit sein soll. Man sagt, sogar die Tiberfische wären weder gesund noch wol geschmack. Dennoch giebt es Fischer auf diesen Flusse, und unter diesen einen, der die Fischerei von der Engelsbrücke an bis an die Überbleibsel der Rathsbrücke in Pacht genommen hat, und mit Ausschließung aller anderer fangen darf was er findet, Fische und andere Sachen. Und dieses letztern Arrickels halber, hat er wol hauptsächlich diese Fischerei übernommen. Denn da Rom verschiedene mahl ist geplündert worden, so haben viele Leute was sie kostbares hatten in den Fluß geworfen.

fen, weil sie es lieber ins Wasser versenkten, wo sie hofen, daß entweder sie selbst, oder ihre Nachkommen oder Landsleute es dereinst wieder heraus hohlen könnten, als dieser Hofnung gänzlich beraubt sein wolten, wenn es einmahl in entfernte Länder gebracht worden wäre. Man sagt, dieser Fischer habe ganz hübsche Sachen herausgezogen, als alte Statuen, kostbare Gefäße, schöne Medallien, und andere köstliche Dinge. Es ist zu glauben, er werde seinen Fund nicht ausposaunen lassen, besonders, wenn es Dinge von Wichtigkeit sind, und es sichere Mittel giebt, sie ohne Lärmen an Mann zu bringen. Geschickte Wassertäucher würden alda ohnfeslbar reich werden.

Man sagt, daß die Holländer eine ansehnliche Summe gebotten hätten, um die Erlaubniß zu erhalten, das Bett dieses Flusses durchsuchen zu dürfen. Sie wolten seinen Lauf ableiten und sein Bett trocken lassen, um nach Bequemlichkeit daselbst herumwühlen zu können. Man hat nicht für gut befunden, die Vorschläge einzugehen. Man hat befürchtet, daß, wenn der Schlaam der auf dem Grunde dieses Flusses liegt aufgewühlt würde, stinkende Ausdünstungen daher entstehen mögten, welche die Luft verderben und die Pest  
in

in die Stadt bringen dürften. Wenn man sich diese Bedenklichkeit hätte aus dem Sinne schlagen können, so ist es gewiß, daß man viele kostbare Sachen heraus gebracht haben würde, und daß die Unternehmer sich würden bereichert haben.

Es ist noch nicht zweihundert Jahre, da das Amphitheater des Vespasians, welches das Colisaeum hies, unter allen Gebäuden des alten Roms am meisten noch seine alte Gestalt hatte. Es würde noch so stehen, wie das was noch davon übrig ist, welches der Zeit und Wind und Wetter durch seine Bestigkeit und Verbindung seiner Theile Troz zu bieten scheint, wenn der Pabst Paul III. aus dem Hause Farnese nicht einen Theil davon im Jahr 1534. hätte abbrechen lassen, um solchen zu Erbauung des Pallastes zu brauchen, den er hatte anfangen lassen, als er noch Cardinal war. Es ist in der That Schade, daß man so ein schönes Alterthum wie dieses war, verstümmelt hat. Ich habe es nie satt bewundern können. Es ist in Ansehung des alten Geschmacks das, was St. Peter in Ansehung des neuern ist, das ist: daß es zwei Muster der vollkommensten Baukunst sind. Die Dorische, Ionische, Corinthische und vermischte Ordnung sind an dem Colisaeo, wechselsweis mit einer

einer bewundernswürdigen Wichtigkeit angebracht; wenn ich an den greulichen Schaden gedenke, den man durch Einreißung eines Theils desselben gethan hat, so werde ich zornig, und würde diesen Pabst verwünschen, wenn solches zu thun erlaubt wäre.

Es ist wahr, daß die Steine, die man davon weggenommen hat, mit zu Erbauung eines der schönsten Palläste in Rom sind gebraucht worden: aber mußte man ein öffentliches Gebäude einreißen, um ein Privathaus zu bauen?

Der Triumphbogen des Titus, des Sohns des Vespasians, der Jerusalem einnahm und zerstörte, ist ganz nahe an dem Colisäo. Er ist noch ziemlich ganz, und außer den Löchern, die man in den Steinen siehet, und die man gemacht hat, um den metallenen Rierath, der daran war, wegzureißen, ist es eines der schönsten Überbleibsel des Alterthums, und welches sich am besten erhalten hat. Die Basrelief, die die Seiten von innen auszieret, stellen den Triumph dieses Fürsten nach seiner Zurückkunft aus Judäa vor, und den Raub des Tempels zu Jerusalem, den er mit gebracht hatte, als den Leuchter mit sieben Armen, den Rauchaltar, den Tisch der Schaubrode. Ich war etlichemal mit Leuten, die ohne Grund behaupteten, daß die Bundeslade mit unter dieser

Beute

Heute gewesen, und von diesem Kaiser mit nach  
 Rom gebracht worden wäre. Das findet man nir-  
 gends. Sie ist niemals in dem andern Tempel ge-  
 wesen; die Bretter, die man zu St. Johann von  
 Lateran aufhebt, und für Stücke davon auslegt,  
 kommen durchaus nicht von ihr her. Alles was  
 man höchstens den Canonicis zu Lateran, welche  
 die Bewahrer und eifrige Bertheidiger dieser an-  
 geblichen ehrwürdigen Überbleibseln des Alterthums  
 sind, zugeben kan, ist dieses, daß sie vielleicht ein  
 Stück von der Lade sind, welche Zorobabel hat  
 machen lassen, um die neuen Tafeln hinein zu le-  
 gen, welche er nach der Zurückkunft aus der Ge-  
 fangenschaft verfertigte. Aber das ist sehr unge-  
 wiß und kein glaubwürdiger Schriftsteller be-  
 hauptet es so, daß man es glauben könnte. Wenn  
 diese zweite Lade in dem andern Tempel gewesen  
 wäre, so hätte sie müßen in die Sancta Sanctorum  
 (Allerheiligste) gestellt werden, wie die erstere,  
 und doch war dieser Ort ganz leer. Als Pom-  
 pejus hinein gieng, um zu entdecken, was der  
 Grund der jüdischen Religion oder der Gegenstand  
 ihres Gottesdienstes wäre, fand er darinnen ganz  
 und gar nichts, als Wolken von wolkeichendem  
 Rauchwerk, welches man in dem äußern Theil, so  
 das Sanctum hies, angezündet hatte, woraus er  
 schloß und öffentlich sagte, daß die Juden die Wol-  
 ken

ken

ten anbeteten, deren Gestalt sie durch Wolken vom Rauch vorstellten.

Man darf nur den Anfang des zweiten Capitels im zweiten Buch der Maccabäer lesen, um überzeugt zu werden, daß die Bundeslade, die Moses gemacht, und in welcher die zwei Gesetztafeln befindlich waren, von dem Propheten Jeremias in eine Höhle des Berges Nebo versteckt worden, auf welchen Moses gestiegen, um das verheißene Land zu sehen, wo er starb, und wo sein Leichnam ruhet: Man wies den Ort nicht, eben so wenig als denjenigen, wohin die Lade, der Rauchaltar und die Schriftshütte gesteckt worden. Diese letztern Stücke sollen nach der Prophezeiung des Jeremias nicht entdeckt werden, als wenn Gott versöhnt sein und die jüdische Nation zur Erkenntniß der Wahrheit rufen wird. Bis dahin glaube ich, kan man die Verehrung dieser angebllichen Trümmer von der Lade verschlehen. Über das, wenn man die Lade gefunden hat, warum hat man außer Acht gelassen, die Tafeln, so darinnen waren, mitzunehmen? An diesen war wol mehr gelegen; alles andere hat von Zorobabel können nachgemacht werden, der das Maas dazu in der H. Schrift hatte. Es sind höchstens nur die andern Stücke, was Titus mit nach Rom gebracht hat, die von den Barbaren bei Plünderung dieser Stadt zerstreuet, oder mit in ih-

III. Theil.

z

re

re Länder genommen worden sind, unter welchen aber die erste oder andere Bundeslade niemals gewesen ist; denn wenn sie darunter gewesen wäre, so würde man sie wol nicht bei dem Triumph und an den Basreliefs des Triumphbogens dieses Fürsten vergessen haben.

Jedermann bewundert die Statue des MARCUS AURELIUS, welche mitten in dem Hofe des Capitoliums stehet. Ich habe mir öfters Gewalt angethan, sie wie andere zu bewundern, ohne daß ich es hätte thun können. Sie kommt mir gar zu statuenmäßig vor. Ich weis gar wol, daß die Ernsthaftigkeit den Kaisern gar wol anstehe, vornemlich wenn sie auf ihrem Thron mitten im Rath sitzend, Recht sprachen. Aber waren sie auch wol so steif, wenn sie zu Pferde saßen? Ich zweifle daran und glaube, daß ich Recht habe.

Es sind auf allen Seiten diese vier Buchstaben S. P. Q. R. Diese bedeuten Senatus Populusque Romanus. Müßige Köpfe haben allerlei daraus gemacht, man könnte ein ganzes Buch davon schreiben.

Man hält für gewiß, daß diese Buchstaben nicht eher unter den Römern im Gebrauch waren, als nach dem mit den Sablinern geführten Krieg. Dieses hochmüthige Volk hatte solche auf ihre Fahnen und Schilde gesetzt, ihre Bedeutung war Populo

pulo Sabino Quis Resistit: Wer kan dem Sabinischen Volke widerstehen? Die Römer setzten sie auch auf die ihrigen, und gebrachten sie statt einer bescheldenen Antwort auf die Prahlerei dieses Volkes, indem sie ihnen mit werten sagten: Der Rath und das Römische Volk. Das geschah auch in der That und auf eine den Römern so vortheilhafte Art, daß sie dieses hochmüthige Volk überwandten, und zu ihren Unterthanen machten. Von der beglückten Zeit an sind diese vier Buchstaben gleichsam der Wahlspruch der Römer gewesen, und sie sind es noch heut zu Tag, ob gleich der Rath und das Römische Volk bei weitem nicht mehr ist, was es ehemals gewesen.

Man erzählt, daß als einmal ein gewisser Pabst die Erklärung dieser Buchstaben von einem seiner Hofleute verlangte, dieser zu ihm gesagt habe, sie bedeuteten: Sancte Pater Quare Rides? Heiliger Vater, warum lachen Sie? Und daß der Pabst ihm mit Versezung der Buchstaben geantwortet habe: Rideo Quia Papa Sum: Ich lache, weil ich Pabst bin.

Man zählt in Rom achtzig oder zwei und achtzig Pfarren, von welchen ihrer vier und zwanzig Taufsteine haben. Das ist mehr als hundert und funfzig tausend Seelen nöthig haben, so viel

höchstens in dieser Stadt sind. Die Pfarren sind nicht einträglich, es fehlt viel davon. Sie dürfen sich fast auf nichts als ihre Accidenzlen Staat machen, welches nicht hinreicht, daß sie in Carossen fahren können, wie die Pfarrer zu Paris. Die Leichengebühren werden im weissen Wachs bezahlt. Es sind in Rom zwei schwere Pfunde gesetzt, die nach unserer Münze sechzig Sous werth sind. Die übrigen stehen mit dieser in einem Verhältnis. Man wußte zu der Zeit, da ich in Rom war, noch nichts von der Gewohnheit Prone zu halten, (\*) (de faire le Prône.) Man sagt, es geschehe jetzt. Es waren aber die Pfarrer verbunden, und sind es noch gegenwärtig, alle Sonntage Kinderlehre zu halten, ausgenommen in den Hundstagen, und das bei Straffe einer Geldbuse von einem Thaler. Eine politische Straffe und die ganz geschickt ist, die Wachsamkeit der Hirten zu erwecken.

Ein ieder Pfarrer läßt sich angelegen sein, alle Jahre bei Anfang der Fastenzeit alle Häuser seiner Pfarre zu besuchen. Er macht ein genaues Verzeichniss, damit er wisse, wie viel Communicanten darinnen sind, und wie viel Personen nicht im  
Stans

(\*) Christlicher Unterricht, so alle Sonntage bei den Catholicken, in den Pfarrkirchen geschiehet, nach dessen Endigung dem Volk allerhand verkündigt wird.

Stande sind zu dem H. Sacrament zu gehen, dergleichen die Kinder und Weltsbilder von lüderlicher Lebensart sind. Die erstern sind wegen Mangel des Alters, und die andern deswegen ausgeschlossen, weil sie desselben unwürdig sind.

Diejenigen, welche communiciren, erhalten nach der Communion ein kleines gedrucktes Zetelchen, welches bescheiniget, daß sie für dieses Jahr der österlichen Pflicht ein Genügen geleistet haben. Vierzehn Tage nach Ostern, gehen die Pfarrer in die Häuser, die Zetelchen in Empfang zu nehmen und abzuholen, und indem sie solche mit ihren Registern zusammen halten, wissen sie gewiß, wer communicirt hat oder nicht. Da man in diesem Stücke keinen Betrug machen kan, so suchen sie durch ihre Ermahnungen diejenigen zu Beobachtung ihrer Pflicht zu bringen, die solche außer Augen gesetzt.

Das heißt aber nicht so viel, als wenn man die Leute mit Gewalt zur Communion zwänge; man weiß gar wol, was eine unwürdige Communion für Folgen habe. Alles was man verlangt, ist nur, daß der Sünder sich vor dem Beichtstuhle einstelle, und daß er dasienige thue, was sein Hirt ihm vorzuschreiben für gut hält. Es liegt hierinn nichts unbilliges, und es wäre sehr zu wünschen, daß dieser Gebrauch allenthalben eingeführt würde.

Was die läderlichen Weibspersonen anlangt, so läßt man solche nicht allein nicht zum Abendmahl, als biß sie ihr Leben ganz geändert, und eine ihren begangenen Sünden und dem gegebenen Aergerniß gemäße Buße gethan haben, sondern sie dürfen auch in keine Kirche gehen, so lange sie in dem Laster leben, und wenn sie so unglücklich sind, in diesem unseeligen Zustande zu sterben, so versagt man ihnen die ordentliche Christliche Begräbniß, und schleppt sie mit gebundenen Füßen an einem Pferdeschwanz auf dem Schindanger. Ich habe dieses zu Civita Vecchia an einer unglücklichen gesehen, die in ihren Sünden gestorben. Es ist eine der schändlichsten Verleumdungen, welche einige übelgesinnte Leute oder Feinde der Kirche und ihres sichtbaren Hauptes austreuen, wenn sie sagen, daß der Pabst von dieser Art Leuten einen Tribut erhebe, und daß er für die Bezahlung ihnen erlaube, ihr schändliches Handwerk zu treiben. Es ist eine Verleumdung, ich wiederhole es. Man giebt diesen Leuten keine Erlaubniß. Die Nothwendigkeit erheischt, sie in Weischland, wie in der ganzen Welt zu dulden, mit dem Unterschied, daß keine Handhierung mehr dem Zwang unterworfen, erniedrigender, laßt uns mehr sagen: mehr ehelos sei als diese. Sobald sie diese schlimme Parthei ergriffen haben, sind sie von der Gesellschaft ehrbarer Frauenspersonen  
aus

ausgeschlossen; sie dürfen in keine Kirche kommen, weil sie für wirklich excommunicirt gehalten werden; sie dürfen sich in keiner öffentlichen Gesellschaft, sie mag heissen wie sie will, blicken lassen. Sie müssen in das Buch des Barigels eingeschrieben werden; ihr Vor- und Geschlechtsname, ihre Heimath, ihr Alter, das Haus wo sie wohnen, alles wird aufgezeichnet. Es giebt sogar Dörfer, wo ihre Häuser gezeichnet sind; man verbietet ihnen bei schwererer Straffe, bei Verlust ihrer Habseligkeiten und Belegung mit Gefängnis, jemand bei sich während des Adventfestes, der Fasten, der Osterwoche, der Fests Sonn- und Fasttage, und der heiligen Abende einzulassen. Sie sind über das der Untersuchung der Aerzte unterworfen. Der Barigel und die Sbirren geben auf das genaueste Achtung, ob sie sich nicht wider diese Verordnungen vergehen, indem sie zu allen Stunden zu ihnen kommen, das Haus durchsuchen, und ihnen niemals den geringsten Fehltritt verzeihen, weil ihnen außer dem Fänggeld noch die weggenommenen Möbel dieser Leute heimfallen. Es ist zwar wahr, daß sie niemals viel zu verlieren haben. Hierzu kommt noch, daß sie nicht aus dem Gefängnis gelassen werden, bevor sie nicht ihre Straffe und alle Gerichtsgebühren, die zum öftern sehr beträchtlich sind, bezahlt haben. Denn die Gerechtigkeit ist in diesem Lande

nicht sehr mitleidig gegen ihr Unglück, und hält aus Gottesfurcht für ihre Pflicht, alle ihre Gewalt anzuwenden, sie durch die Schärfe zu bessern, wenn die gültlichen Ermahnungen nichts gefruchtet haben.

Ich habe mich zum öftern verwundert, daß man weder in Rom noch in einem andern Orte Italiens geweihtes Brod anrührt. Es ist etwas erstaunliches, daß man einen so heiligen und alten Gebrauch so gering achtet. Ich habe mich bei vielen Leuten deswegen um die Ursache erkundiget, denen dergleichen Sachen nach meinem Erachten vollkommen wol bekannt sein sollten: ihre Antwort war allezeit sehr unzureichend, und ich übergehe sie mit Stillschweigen.

Die Bruderschaften sind gewohnt an ihrem Stiftungsfeste, ihrem H. Patron zu Ehren, Sonnette zu machen; man druckt deren einige auf Atlas, die denen Standespersonen überreicht werden. Die so nur auf Papier gedruckt sind, gehören für andere Leute. Man präsentiert sie auf einem silbernen Teller denjenigen, die in die Kirchen oder Oratorien der Bruderschaften kommen, ihr Gebet zu verrichten. Ich habe lange Zeit geglaubt, daß dieses die Stelle des geweihten Brodes vertrete.

Man macht dergleichen Gedichte auch, wenn Personen von hohem Stande Profess thun und  
ein

elngelieidet werden; beim Lanzenbrechen und Turnieren dienen sie statt der Ausforderung.

Man sagt, die Italiener wären in dieser Art Poesie sùrtreflich. Ich glaubte davon so viel man gerne wolte, daß ich glauben soll.

Nichts giebt die Verwüstung, welche die Barbaren in Rom angerichtet haben, mehr zu erkennen, als die außerordentliche Erhöhung des Gassenpflasters. Man wels zum Exempel ganz gewiß, daß der Boden der Rotunda dreizehn Stufen höher war als der Platz, der vor seinem Thore lag, und wie haben zu unseren Zeiten gesehen, daß das Pflaster viel höher war, und daß man in diese wegen ihres Alterthums und prächtigen Bauart so ehrwürdige Kirche hinab steigen mußte. Und doch ist dieses der Ort noch nicht, wo man diese Erhöhung am meisten bemerkt. Man versichert, es gäbe Orter in der Stadt, wo man das alte Pflaster nicht eher finde, bis man mehr als fünf und zwanzig Fus tief nachgegraben habe. Daher kommt, daß die Leuten, die nunmehr bauen, zum östern, wenn sie den Grund ausgraben, fast ganze Häuser finden, die unter dem Geschütze der daran gelegenen Häuser begraben worden. Man hat Magazine von rauen Marmorstücken, eine große Menge von marmornen Statuen, die theils völlig, theils nur etwas ausgearbeitet waren, und viele zur Arbeit fertige

tige Stücke gefunden, woraus man mit gutem Grunde geschlossen hat, daß diese Orter, Werkstätten der Bildhauer gewesen sind. Wie viel Gefäße, Mobilien und andere Alterthümer findet man nicht alle Tage in den schönsten unterirdischen Gemächern, wenn man nachgräbt.

Ein Römischer Herr, dessen Namen ich vergessen habe, hatte einen Platz gekauft, um daselbst ein Haus aufzubauen, und fand, als er den Grund graben lies, einen weit ansehnlichern Pallast als den, so er wolte bauen lassen, an dem bei nahe nichts fehlte, als daß er in den Ruinen anderer, die um ihn herum stunden, begraben lag. Man sagt, er habe Marmor, Statuen von Marmor und Metall, und eine Menge anderer Sachen gefunden, die sowol ihres Alterthums als ihrer innerlichen Beschaffenheit halber kostbar waren, und ihm die Unkosten, so er auf den Ankauf des Platzes und auf das Gebäude gewendet hatte, reichlich ersetzen.

Ich habe, bei Erwähnung einiger Kirchen, die fürnehmsten heiligen Überbleibsel bemerkt, so man darinn verwahret. Der Herr von Launoy, ein Doctor der Sorbonne, und der Herr Baillet, der Verfasser einer Legende der Heiligen, haben sich bemühet, der eine die Heiligen aus dem Paradies heraus zu nehmen, der andere über ihre Reliquien

critis

critische Anmerkungen zu machen. Ich werde mich wol hüten in ihre Fusstapfen zu treten; ich habe zu viel Ehrerbietung für das graue Alterthum und die Einfalt dieser ersten Zeiten. Ich glaube aber doch, daß es gut sei, die Dinge zu untersuchen, ehe man sie verwirft, oder ihnen Beifall giebt. Diese Regel kan bei folgendem in Ausübung gebracht werden:

Die Gelestiner, welche den Dienst an der Kirche des H. Pabst und Märtyrers Eusebius versehen, verwahren in ihrem Schatz einen Theil von dem Gebiße eines Pferdes des Kaiser Constantins, und die guten Leute bilden sich ein, es sei eine Reliquie. Wenn man das Wort Reliquie für einen alten Überrest, für ein Alterthum nimmt, so gebe ich zu, daß dieses Stück Eisen auf dieser Seite verehrungswürdig ist; aber eine Reliquie daraus machen zu wollen, wenn dieses Wort in dem gewöhnlichen Verstand von einer heiligen oder solchen Sache, die eine gewisse Art von Heiligkeit in sich schließt, genommen wird, das kan ich diesen guten Mönchen nicht verzeihen. Sie sind zu gelehrt, als daß sie sich durch das äußerliche, ob es gleich durch das Alterthum ehrwürdig ist, solten berücken lassen, und sie solten mehr Ehre im Letzte haben, als daß sie den Einfältigen etwas weisen solten; denn, wenn nun auch dieses Stück  
von

von einem Zaumgeblese, dem Pferde Constantins zugehört hätte, was hätte es denn dadurch für eine Heiligkeit an sich genommen, indem ja weder Constantin noch sein Pferd für Heilige gelten? Obgleich Constantin der erste Christliche Kaiser gewesen ist, so wird ihm doch in keinem einzigen Märtyrerbuch die Würde eines Heiligen zugeeignet, und nur die Türken legen den Pferden eine Heiligkeit bei, und diese müssen noch zu dem Ende zu Mecca gewesen sein. Es mus daher, wenn es den Ehrwürdigen Vätern gefällig wäre, ihr Schatzmeister denen, welchen er ihre Reliquien zeigt, sagen, man glaube, daß, da der Kaiser Constantin von seiner Mutter, der S. Helena, einen von denen Nägeln bekommen hat, womit unser HErr und Heiland ans Kreuz geheftet war, er daraus ein Zaumgebles, oder einen Theil desselben für sein Pferd habe machen lassen, weil er sich einbildete, daß, wenn er dieses in dem Blute des Sohnes Gottes eingetauchte Eisen bei sich hätte, so würde er unüberwindlich sein, und alle seine Feinde ohnfehlbar besiegen. Dieses war einem Prinzen, der erst neuerdings aus der Finsternis der Abgötterei gegangen, bei welcher bekanntermassen die Angehänge, die Talismanne und andere dergleichen nichtswürdige Dinge in großer Achtung stunden, zu vergeben; aber man solte wol zur Ehre dieses Fürsten

sten eine Handlung verschweigen, die eben nicht so gar rühmlich ist, daß sie verdient so oft erhoben zu werden, wenn man auch annimt, daß sie wahr sei. Diejenigen, welche gesagt haben, dieser Kaiser habe einen von diesen Nägeln kostbar einfassen lassen, und man habe ihn an das Kopfzeug des Pferdes gehängt, haben sowol dem Nagel als dem Prinzen das Ansehen erhalten, das sie verdienen.

Aber folgendes mag die Celestiner von Sr. Eusebius in nicht geringere Verlegenheit setzen. Die Canonick der Cathedralkirche von Carpentras, in der Graffschaft Avignon, verwahren in ihrem Schaze das ganze Gebles des Pferdes Constantins. Sie haben solche Beweisgründe für die Wahrheit dieses Stückes, die man gar nicht anfechten kan. Sie sind mit allen Formallen versehen, die es ausser allem Streit setzen. Sie haben mir die Gnade erwiesen es mir zu zelgen; ich habe es in meinen Händen gehabt; ich habe es nach Lust und Verlangen betrachtet; es ist ziemlich klein und sehr schlecht. Die Stangen daran sind fein; das Gebles ist zerbrochen; es hat keine Kienkette; es scheinet, das Pferd dieses Kaisers müse wol zugeritten und sehr leichsam gewesen sein, und man müse ihm sehr wol getrauet haben, weil man es so zu reden, seiner Nothwendigkeit

lichkeit überlies, und nur mit einem so schwachen Instrumente im Zaum hielte.

Wie kan man nun diese ganze und wirkliche Besizung der Canonlicorum von Carpentras mit dem Vorgeben der Celestiner zu Rom zusammen reimen? Ich denke wol, Constantin werde mehr als ein Pferd gehabt haben; aber jedes von diesen hatte sein eigenes Gebies. Der heilige Nagel ist nur zu einem gebraucht worden, es ist also unmöglich, daß man davon alle Zaumgebiese für die Pferde eines so großen Prinzen habe machen können: und wenn man auch zugeben wolte, daß er hinreichend gewesen wäre, das ganze Gebies davon zu machen, wer hat den Celestiniern gesagt, daß sie den Theil des Gebieses besizen, der davon gemacht worden ist? Das ist schwehr zu glauben, und es dünkt mich, daß die Herren zu Carpentras bei ihrem Vorgeben mehr Grund haben, indem sie das ganze Gebies besizen, wenn man anders voraus sezt, daß man die Wahrheit dieser Geschichte nicht im Zweifel ziehet.

Der Herr von Seine, ein Französischer Buchhändler, der sich zu Rom nieder gelassen, hat in seiner Beschreibung von dem heutigen Rom, aus dem Verzeichniss der Reliquien des Schazes von St. Eusebius, dieses angebliche Stück des Gebieses von dem Pferd Constantins klüglich weg gelass

gelassen, und ist in diesem und vielen andern Stücken vernünftiger, als der Verfasser eines Italienischen Buches, so den Titel hat *Roma antica e moderna*, und zu Rom im Jahr 1653. gedruckt ist; der ohne Bedenken unter die Reliquien des Schazes des H. Eusebius ein Stück des Gebiebes von dem Pferd Constantins gezählt hat: *del Freno del Cavallo di Constantino Imperadore*.

Man wird in der Sache, die ich jetzt erzählen will, nicht so viel Schwierigkeit als bei der vorigen finden, die Wahrheit zu unterscheiden, ich will sagen: zu erkennen, was die Arbeit des Michael Angelo ist, und was andere Bildhauer an dem Grabe des Pabst Julius II. in der Kirche des H. Peters in den Ketten gearbeitet haben. Dieser König unter den Bildhauern, Maltern und Baumeistern hatte über sich genommen das Grabmahl zu verfertigen, welches der Pabst sich noch bei seinen Lebzeiten aufrichten lies, aus Besorge, seine Anverwandten möchten es nach seinem Tode vergessen. Er war darüber mit dem Michael Angelo einig geworden, der auch einen Theil des ausgemachten Lohns zum voraus bekommen hatte. Er hatte den Riß gemacht, man fieng an darnach zu arbeiten, er selbst hatte schon

zu einigen Figuren den Anfang gemacht, als er gezwungen wurde Rom zu verlassen, und sich in sein Vaterland Florenz zu begeben, woselbst er starb. Man unterlies nicht wegen Wiedererzeugung der Euthimen die er erhalten hatte, mit seinen Erben einen Proceß anzufangen, allein sie vertheidigten sich so gut, indem sie sich vornemlich darauf gründeten, daß die Arbeit des Michael Angelo nicht geschätzt werden könnte, daß der Pabst und seine Anverwande sich glücklich schätzen dürften, mit einer Statue des Moses für lieb zu nehmen, die mehr als Lebensgröße hatte, und so schön und vollkommen war, daß sie demjenigen, der sie verfertigt, eben so viel Ehre macht, als sie die Fehler der andern die neben ihr stehen aufdeckt, ob sie gleich eine Arbeit des Raphael de Monte-Lupo, eines Schülers des Michael Angelo sind. Meines Orts würde ich mich nicht einen Augenblick bedenken, den Moses davon wegzunehmen, und ihn in eine andere Kirche zu stellen, weil seine Abwesenheit erst machen würde, daß man sähe, was die andern wirklich sind. Denn in der That findet man an ihnen Zeichnung, Schönheit und Regelmäßigkeit, aber der Moses verdunkelt sie alle. Er hat einen großen Bart, der von den Ohren bis an den Gürtel

Gürtel gehet; er beschimpft also durch seine Dicke und Länge die häßlichen Ziegenbärte, welche die heutigen Juden tragen. Sie sollen ja nicht kommen, und mir den Einwurf machen, daß es den Bildhauern so wol als den Mahlern erlaubt sei, die Sachen wie es ihnen beliebt sich einzubilden und vorzustellen. Michael Angelo war eben so bewandert in der Kenntnis der Alterthümer als in der Anatomie, Bildhauerkunst, Mahlerei und Baukunst. Und weil er uns den Moses mit einem so schönen und langen Bart vorgestellt hat, so ist es auch gewiß, und mus für ausgemacht gelten, daß dieser Prophet ihn so getragen habe, und daß aus einer notwendigen Folge die Juden, welche ihn aufs genaueste nachzuahmen vorgeben, und bei denen das hauptsächlichste ihrer Religion in Beobachtung der von ihm vorgeschriebenen Gebräuche bestehet, einen Bart wie er haben, oder der Qualität eines Juden entsagen müssen. Hierüber müssen sie wol wenigstens eben so verlegen werden, als die Celestiner zu St. Eusebius, wenn sie sich in dem Kopfe setzen zu behaupten, daß ihr Stück Eisen einen Theil des Gebiefes von dem Pferde des Kaiser Constantins ausgemacht habe.

Kein Gestirn hat einen so gefährlichen Einfluß als der Hundstern. Die Hitze vor und nach den Hundstagen, so gros sie auch sein mag, ist weder den Römern noch dem übrigen Welttheil fürchterlich; sie begnügen sich mit einer vernünftigen Vorsicht um sich für selbiger zu verwahren; aber was die Hundstage anbelangt, so kan man sagen, daß sie die Schranken überschreiten. Bei Gefahr Leibes und Lebens darf man das gewöhnliche Schlafzimmer nicht verändern; man mus keine Reise vornehmen, und wäre man allenfals dazu gezwungen, so mus man sich alles Schlaffes enthalten, biß man zehn oder zwölf Meilen von Rom entfernt ist. Die größten Ausschweifungen sind erlaubt um den Schlaf zu vertreiben. Wenn man seine Sachen so schlecht eingerichtet hat, daß man um diese gefährliche Zeit zu Rom anlangt, so mus man viele Tage lang eingesperrt bleiben, die Luft nur nach und nach genießen, und sich fast eben so räuchern lassen, wie zu einer Zeit, da man eine ansteckende Luft zu befürchten hat.

Nur allein die Cardinäle können, vermög einer Bulle, diesen Gefährlichkeiten Trotz bieten, zu allen Zeiten reisen, und wie die Cäsaren zu Rom einzichen, wenn sie in das Conclave müssen, um der Kirche **IESU** Christi ein achtbares Oberhaupt

Haupt zu geben; allein diese Bulle überhebt sie keineswegs der Nothwendigkeit, sich nach ihrer Ankunft in eine aufs genaueste versperrete Kammer einzusperren, sich und ihre Kleider aufs sorgfältigste durchräuchern, und in dieser fürtrefflichen Verfassung wol vermumt und verdeckt in das Conclave bringen zu lassen, wo die Angelegenheiten der Kirche und des Staats machen, daß sie die Gefahr vergessen, der sie sich ausgesetzt, indem sie sich dergestalt für das Beste der ganzen Christlichen Welt aufgeopfert haben.

Es ist eine unverbrüchliche Gewohnheit zu dieser Zeit alle Geschäfte liegen zu lassen. Man setzt voraus, daß das Blut und die Lebensgeister ohnedem schon in einer ziemlich starken Bewegung wären, ohne daß diese erst durch die Strapazen des Leibes und des Geistes vermehrt werden dürfte, welche, wenn sie auch noch so regelmäßig und abgemessen wären, dennoch eine schädliche Unordnung in einer Maschine verursachen würden, die ohnehin schon dazu geneigt ist. Man setzt also alle Verrichtungen bis zu einer andern Jahreszeit aus; man beschäftigt sich mit nichts als mit farnienta (nichtssthun) daß man sehr spat und sehr früh spazieren geht,

het, um kühle Luft zu schöpfen, seine Zimmer kühl erhält, den Tag über schläft, sich ein Vergnügen macht, wenig, aber etwas gutes ist, und darauf sinnt, wie man vergnügt und einen fröhlichen Geist haben könne.

Man besucht einander wie zu Weinachten und in Frankreich am Neuen Jahrstag geschieht. Man giebt einander Geschenke, macht Complimenten und Glückwünsche. Leute von mitlerm Stande halten bessere Mahlzeiten als sonst, um im Stande zu sein, die Anfälle der Hundstage auszuhalten zu können. Man mus sehr arm sein, wenn man nicht seiner Familie ein auserordentliches Traktament giebt; man nennt solches das Far a gosto, weil es gemeiniglich der erste Tag ist, da diese Ceremonien geschehen. Auf diese Art sezt man dem schlimmen Einfluß dieses Gestirns Vergnügung, gut Essen und Trinken, Wohlleben und Müßiggang, entgegen, und wendet alle mögliche Mittel an, daß der Leib und der Geist unter seinen Anfällen nicht erliegen.

Denn man giebt vor, daß eine lange Erfahrung zu erkennen gegeben habe, daß zu dieser Jahreszeit mehr böse Thaten, Mord und andere Verbrechen geschehen, als die ganze übrige Zeit  
des

des Jahres. Man sagt, daß das mehr als in den gemäßigtern Zeiten erhitzte Gehirn geneigter ist, schlimme Streiche zu spielen, und das allerabscheulichste ins Werk zu richten, so ihnen in den Kopf kommt. Die heftige Bewegung in welcher das Geblüth zu der Zeit ist, macht sie dazu muthig, die Gefahr scheint ihnen geringer, die Rache rechtmäßiger, und sie glauben, daß die Hitze der Hundstage einigermaßen die Ausschweifungen entschuldige, zu welchen sie von solcher verleitet werden.

Ohne weit zu gehen, um ein Mittel gegen diese Uebel zu finden, glaube ich, daß man ein untrügliches haben würde, wenn man die Freiheit der Kirchen aufheben, oder in ihre natürlichen Gränzen einschränken wolte, wohin nur ganz unvorsichtige, oder dieienigen Todschläge gehören, die man zu seiner Vertheidigung, oder höchstens in der ersten Hitze, über die man nicht Herr war, zu begehen gezwungen gewesen ist. Ich werde bald Gelegenheit haben von diesen Freiheiten zu reden, und ich werde es mit der Freimüthigkeit thun die mir gewöhnlich ist.

Die bequemste Zeit zu Einkaufung der Chocolat, Genuessischen Confects, Cosees, Zuckers und anderer Dinge, aus welchen die gewöhn-

lichen Geschenke bestehen, so man den Cardinälen und andern vornehmen Herren, die man nöthig hat, macht, ist der Anfang des Monats August; nicht deswegen, als wenn die Kaufleute zu der Zeit billiger und ehrlicher wären; ganz und gar nicht, sie sind sich allemal, zu allen Zeiten und an allen Orten, ähnlich, das heist: begierig, unersättliche, unbillige und hungrige Thiere, zu Rom so gut als in Paris. Allein weil die vornehmen Herrn nicht alle Geschenke die man ihnen zu der Zeit und zu Weihnachten, da man, wie zu Paris am Neuen Jahrs Tag Geschenke giebt, macht, nicht verzehren können, so lassen sie, was sie zu viel haben, verkaufen, und um solches bald los zu werden, giebt man es wolfeil. Eben so machen es in Frankreich und an andern Orten diejenigen, welche mehr Geschenke bekommen, als sie brauchen.

Die Hitze steng an sich im Monat Junius zu Rom auf eine sehr heftige Art spühren zu lassen. Man musste entweder aus der Stadt oder sich entschließen, den ganzen Monat September darinn zuzubringen, und nicht eher heraus zu kommen als zur Rinfreicata, so nennt man den Herbst, oder wenigstens den Anfang dieser Jahreszeit,

zeit, in welcher die Luft angenehmer und frischer ist. Zu der Zeit geht jedermann fort um die Landluft zu genießen, und man denkt auf nichts als auf die Villegiatura, das heist, an die kleinen Reisen auf das Land. Da ich mich zu Tivoli aufhalten sollte, so musste ich mich dazu anschicken, und Rom verlassen ehe wegen der Hitze die Thore geschlossen wurden. Ehe ich aber nach Tivoli selbst kam, so verlangte unser Ehrwürdiger Pater General, daß ich einige Tage auf seinem Landhaus zubringen möchte, welches St. Pastor heist, und sechzehn Meilen von Rom liegt. Ich will von dieser Reise und von meinem Aufenthalt zu Tivoli, das nöthige anmerken.

Ehe ich aber Rom ganz und gar verlasse, glaube ich daß man nicht ungerne sehen wird; wenn ich hier das Verzeichniß ihrer Einwohner, so wie sie im Jahre 1709. waren, herseze. Ich habe es aus der Beschreibung des hertigen Roms des Herrn de Seine, und dessen fünftem Theil Bl. 110. genommen.

Pfarkirchen	• • • • •	81
Familien	• • • • •	32442
Bischöffe	• • • • •	40
	¶ 4	Prelo

344      Reise nach Spanien

Priester	2646
Mönche und Religiosen	3556
Elosterfrauen	1814
Schüler die in den Collegiis wohnen	1113
Hofleute der Cardinäle	1738
Arme in Hospitälern	1989
Gefangene	361
Mannspersonen von allem Alter	80437
Weibspersonen von allem Alter	58095
Personen die im Stande sind zu communiciren	106740
Kinder und andere die nicht communiciren	31828
Anzahl derer die wirklich communicirt haben	106602
Die entgen die nicht communicirt haben	138
Huren oder öffentliche Menschen	393
Mohren	14
Pinzoche, oder Bizoche, oder andächtige Frauen, die den Habit des dritten Ordens von einer gewissen Religion tragen	76
Kinder so in diesem Jahr geboren worden	3662
Verstorbene von allem Alter und Geschlechte	2947
	Summ

Summa der Einwohner = 138568  
 Die Juden, welche acht bis neun tausend  
 Seelen ausmachen, ohngerechnet.

---

### Viertes Capitel.

Reise des Verfassers nach St. Pastor. und nach  
 Tivoli.

Das Capitel, welches ich geendiget habe, hat mehr das Ansehen eines ganzen Buches als eines Capitel. Es thut mir leid, aber ich habe es nicht anders machen können, und ich getraue mir auch nicht meinen Lesern zu versprechen, daß ich diesen Fehler in der Fortsetzung dieses Werkes vermeiden werde.

Ich verlies das Kloster der Minerva den ersten Julius 1709. ohngefähr zwei Uhr nach Mitternacht. Ich war in einer Chaise roulante unsers Pater Generals und der Begleitung zweier Laienbrüder, deren einer auf dem Pferde saß und der andere die Chaise regierte. Wir giengen zum St. Lorenzen Thor hinaus. Die Dunkelheit hinderte mich damals, eine Menge alter Gemäuer zu sehen, die wegen ihres Alters thums ehrwürdig sind. Ich habe sie nachher mehr als einmal und nach meiner Bequemlich-

Zeit besuchen. Ueberdies verstunde ich die Landes-  
 sprache noch nicht genug, um mit dem guten Fra-  
 ter, der sonst keine andere redete, mich unterhal-  
 ten zu können. Ich legte mich daher aufs Schlaf-  
 fen, und ich würde es herzlich gerne und lange  
 Zeit gethan haben, wo mich nicht der Tag und  
 eine empfindliche Kälte, die dessen Anbruch annel-  
 dete, aufgeweckt hätte. Darüber darf man sich nicht  
 wundern, es ist solches was gewöhnliches in al-  
 len warmen Ländern; da ich also nicht schlafen  
 konnte, so mußte ich mit meinem Führer eine Un-  
 terredung anfangen. Ich raste alles mein Ita-  
 lienisches zusammen, und wir fiengen ein  
 Gespräch an, bei welchem wir beede mehr als die  
 Helfte der Worte errathen mußten. Es vergnüg-  
 te mich indessen; denn außer, daß mich solches  
 wachend erhielt und mich verhinderte, aus der  
 Chaise zu fallen und den Hals zu brechen, wur-  
 de ich von vielen Dingen unterrichtet, oder viel-  
 mehr, es wurde dadurch der Anfang zu vielen ge-  
 macht, was ich nachher besser erfahren habe.

Er wies mir ohngefähr, vier Meilen von  
 Rom die Ruinen von verschiedenen Thürnen,  
 und einen ziemlich großen Nest eines runden Zema-  
 pels, der in der Mitte dieser Thürne zu liegen  
 schiene

schlene. Er sagte, daß diese Thürne einen Theil von einem festen Ori ausmachten, worinn man einen Theil der Slaven der Republik verwahrte, und daß dieser Tempel der Ort ihres Gottesdiensts gewesen wäre.

Noch weiter hin wies er mir viele eingefallene Mauern, von denen er vorgab, daß sie zum alten Rom gehört hätten. Ich stellte mich als wenn ich es glaubte, denn er würde sonst böse geworden sein, und mir nichts mehr gesagt haben. Allein ich werde diesem so wenig beistimmen, als demjenigen, was die Römer jetzt von der Anzahl der Einwohner des alten Roms vorgeben, die sie bis auf vierzehn Millionen Seelen setzen, unter welchen fünfhundert und funfzig tausend Slaven gewesen sein sollen. Ich glaube, man kan mit gutem Gewissen von einer jeden dieser Zahlen eine Nulle abschneiden, und dem alten Rom eine Million viermalhunderttausend Einwohner geben, unter welchen fünf und funfzig tausend Slaven sein können, oder auch wol doppelt so viel, damit diese Herren desto besser bedienet werden. Da ich meines Orts so viel nachgegeben, so müssen sie auch billig sein, und die Eitelkeit nicht bis zur Ausschweifung treiben. Was den Umfang

fang des alten Roms anbelangt, so habe ich viele Gründe zu glauben, daß er nicht viel größer gewesen sei als der, den man heutiges Tages sieht; wenn sie la von meiner Höflichkeit noch was fordern können, so gebe ich ihnen noch die Vorstädte zu, deren Bezirk ich ihrer Klugheit überlasse.

Der ganze Weg von Rom, bis eine kleine Meile von St. Pastor, ist eine wolangebauete Ebene. Auf dieser ganzen Gegend herum sieht man kein Dorf. Man wird nur auf den beiden Seiten des Viae Praenestinae, der jetzt der Palestrinische Weg heißt, einige Häuser gewahr, so entweder Pacht Häuser oder Melereien der Römer sind.

Es war damals lust die Erdzeit, und wir sahen eine Menge Bauern an dem Wege liegen. Denn da es keine Dörfer giebt, daß man genug Leute zur Feldarbeit haben könnte; so ist man gezwungen, sie von zehen, zwölf, ja zwanzig Meilen von dem Gebürge her kommen zu lassen. Da ober diese Leute der außerordentlichen Hitze, wie sie in diesen dem Meere nahegelegenen Gegenden ist, und des stinkenden Wassers, so man an vielen Orten dieser Ebene antrifft, nicht gewohnt sind, und sie aus Mangel der Häuser auf der Erde in ihrem Schweiß gebadet liegen müssen; so setzen ihnen die Ausdünstungen der Erde und die Kälte der Nacht so zu, daß sie in Krankheiten verfallen, davon sie sich

sich selten wieder erholen. Wie also die Menschenreiche und gute Ernden des besten Getreides machen, so hat der Tod seiner Seits auch eine Menschenernde, welches die Länder freilich entvölkern müste, wenn die Weinlesen diesen Verlust nicht wieder ersetzen.

Ledige Weibspersonen und Welber kommen nicht zur Ernde; diese Arbeit gehet sie nichts an, sondern bei der Weinlese, da finden sie sich in großer Menge ein, von der sie, wie man sagt, nicht mehr so lungfräulich zurück kehren, wie sie gekommen sind. Man will aus den Spitalbüchern und besonders aus dem zum H. Geist beweisen, daß der Mal und Junius mehr ausge setzte Kinder hervorbringe, als die zehen übrigen Monate des Jahres, welches von der Weinlese herrühren soll.

Ich habe hler nicht recht gesprochen, wenn ich ausge setzte Kinder gesagt habe. Man setzt sie nicht aus. Es sind zu Rom beim Hospital zum H. Geist, und in den Städten, die auf zwanzig Meilen herum liegen, Dertter mit einem Drehfenster, wie in den Frauencloöstern. Da legt man das Kind hinein, drehet es einwärts, und läutet alsdenn an einer Glocke, um Nachricht davon zu geben. Man kommt alsbald, nimmt das Kind heraus, und wenn es noch kein Merkmal hat, daß es getauft ist, so tauft man es, und sorgt für seinen

nen nöthigen Unterhalt. Diese Art ist vernünftiger und nicht so vielem Ubel ausgesetzt, als die, so man zu Paris hat, da man die Kinder auf eine Thürschwelle legt, und es darauf ankommen läßt, ob jemand von den Vorbeigehenden desselben gewahr wird, und dem Commissair Nachricht davon geben möchte, daß er komme und es aufhebe. Wie viel Unglück ist eine so kleine Creatur nicht ausgesetzt, bis man ihres hilflosen Zustandes gewahr wird, und bis ein Gerichtsbedienter sich die Mühe giebt, sie mit vielen Umständen aufzuheben, und dieses gratis (umsonst) eine Sache die, dergleichen Herren keine sonderlich schnellen Füße macht.

Endlich befanden wir uns an dem Fuße zweier ziemlich hoher Hügel, die so nah an einander stossen, daß man mit Hauen und Spitzhammern einen Weg nach Palestrina hat durchhauen müssen. Hier änderten meine Begleiter ihren Platz, und verteilte, der sich zu mir in die Calische setzte, redete schler Französisch. Denn er war auch aus der Provence, seiner Handthierung ein Koch, ein sehr höflicher und lustiger Mensch; wir wurden bald mit einander bekannt und machten Freundschaft. Ohngefähr anderthalb Meilen von St. Pastor, ließen wir den Weg ins Zagarolische, ein Herzogthum, das den Herren Rospiagliosi gehört, rechter Hand liegen. Der H. Pabst Clemens IX.  
war

War aus dieser Familie. Wo sich diese zweien Wege scheiden, hat man eine kleine Capelle erbauet, dergleichen man auf den grossen Strassen öfters antrifft. Bisweilen halten sich Eremiten darinnen auf, besonders in denenjenigen, wo der hintere Theil des Altars, der statt der Sacristei gebraucht wird, so gros, daß man eine Strohmatten hinein legen kan, als welches das ordentliche Bette der Eremiten ist.

Hier fängt die Herrschaft von St. Pastor an; wir langten gegen 8 $\frac{1}{2}$  Uhr welschen Zeiters in dem Hause an, das ist um diese Jahreszeit, ein wenig nach fünf Uhr früh.

Dieses Haus gehört schon seit langer Zeit dem General unsers Ordens. Man kan es als einen grossen Meierhof ansehen, wo eine Menge angebaueten Feldes, eine Ebene von Olivenbäumen und ziemlich gute Wiesen, obgleich das Land etwas erhaben ist, befindlich sind: wie auch sehr wol gelegene Weinberge, worauf ein Wein wächst, dem nichts abgeht, um körtreflich zu sein, als die Zubereitung. Er ist nach dem Geschmack der Welschen und sehr wolfeil, er kan aber auch nach dem Geschmack der Franzosen sein, wie es die Proben, die man davon gemacht hat, zu erkennen geben.

Der Weg nach Palestrina geht mitten durch die Felder von St. Pastor. Das Haus liegt un-

fer

ker Hand, und bestehet aus zween großen Flügeln, die in einem geraden Winkel zusammen stoßen, und liegt mitten in einem großen Hofe, der die nemliche Gestalt hat als das Gebäude. Man findet sogleich einen ziemlich schönen Vorhof, der auf einer Seite eine Capelle von mittelmäßiger Größe, aber artig geziert, hat, die durch ein Geländer, welches so hoch ist, daß man sich darauf lehnen kan, in zween Theile getheilt wird. Um das Altar herum sind Pulte zum beten, mit Küssen und Strahlen. Dieser Theil gehört für die Bedienten des Hauses, für die Arbeitsleute und Bauern, welche dahin kommen, Messe zu hören. Ob gleich sehr oft Religiosenpriester da sind, welche Messe halten, so unterhält doch der Pater General einen Carmeliter-Religiosen von Palestrina, welcher alle Sonn- und gebottene Festtage dahin kommt, Messe zu lesen. Es ist auch seitwärts eine kleine Sacristei, die mit sehr reichen Zierrathen versehen ist.

Die große Treppe ist an dem Theil des Vorhofs, der der Capelle gegen über liegt; sie ist alt, rund und unbequem, und da man dieses schlechte Stück beibehalten wollen, so hat dieses Haus nicht so viel Ordnung und Bequemlichkeit, als es hätte haben können.

Die Aussicht in dem Flügel, der Nordwestwärts liegt, gehet gerade auf Rom zu; sie wird  
von

von nichts unterbrochen. Man fiehet ohne Hindernis die Stadt, und weit darüber weg. Das äußerste dieses Flügels fiehet nach Südwest, und hat seine Aussicht auf eine lange Allee von Lorbeerbäumen, die wie Pallisaden zugeschnitten sind. Zwischen jedem derselben steht ein Cypressenbaum. Hier ist ein Mallespiel angelegt; man fiehet auch das Dorf Gallicano, welches dem Herzog Nozspigliosi gehört, ein kleines Closter der Soccolanti, welche unsern Französischen Franziskanern bel nahe vollkommen gleich kommen, und ein Theil der Weinberge, die zum Hause gehören.

Dieser Flügel hat gedoppelte Wohnzimmer in drei Stockwerken, über den untersten Theil des Hauses. In diesem findet man die Küchen, die Vorrathskammern, die Gewölber, die Keller, die Weinkufen, die Backöfen, die Säde für das Gesinde, und andere in einem großen Hause nöthige Derrer. Das zweite Stockwerk ist in zwei Reihen Mezaninen oder Halbgeschossen eingetheilt, welche jedoch eine ziemliche Höhe haben. Diese zwei Stockwerke sind der Länge nach wieder in zween Theile getheilt, durch einen öfnen Gang, auf welchen die Thüren verschiedener kleiner Kammern herausgehen, die ordentlich von den Religiosen und den Hausbedienten, und wer unvermuthet hin kommt, bewohnt werden, nebst einem Refectorio

III. Theil.

3

für

für die Kalenbrüder und Kammerdiener der Cardinale und anderer vornehmer Herren, die öfters dahin kommen, frische Luft zu schöpfen.

Das zweite Stockwerk enthält zuerst ein großes Vorzimmer, wohnin man den Credenztsch setzt, welchen wir in Frankreich den Schenktsch nennen, mit zwei Zimmern auf beiden Seiten, hernach einen Speisesaal, der so lang ist, als das ganze Gebäude. Die Aussicht desselben geht nach Nordwest und Südwest. Man geht von dem Saal in zwei Apartements, jedes von drei schönen Zimmern.

Das dritte Stockwerk begreift eine sehr lange Gallerie in sich, deren Aussicht auf die Gegend von Rom zugehet. Man kan das Meer sehen, wenn der Himmel helle ist. Vier Zimmer gehen auf diese Gallerie heraus; ihre Aussicht gehet auf das Parterre, und sodenn auf etliche Weinberge und auf die Gegend, und den Weg nach Palestrina. Die Gallerie endiget sich mit einem Apartement von drei Zimmern. Das ist das Ehrenapartement, ob es gleich etwas hoch liegt, weil seine Aussicht unvergleichlich ist, und weil man daselbst eine kühlere und außerordentlich reine Luft schöpft.

Der Flügel, der die andere Seite des Winkels ausmacht, und dem großen Thor gegen über stehet, hat nur zwei wohnbare Stockwerke, über dem

dem untersten, weil das dritte zu einem Boden gebraucht wird, das Getreid, Haber und andere Feldfrüchte darauf zu schütten. Es ist in diesem Flügel eine sehr schöne Bühne, die auf die Capelle zugehet, ein Billiard, zwei Gallerien und zwei Apartements, jedes von drei Zimmern, mit einigen Cabineten und Garderobben. Der Ehrwürdige Pater General hatte ein kleines Apartement am Ende dieses Flügels bauen lassen, worinnen er sich aufhielt, wenn er genöthiget war, alle Zimmer des Hauptgebäudes andern zu überlassen.

Dieses ganze Haus ist nach Art der Itallienischen Landhäuser möbliret, das heißt; mit Gemälden, Land und Seecharten, Lehnseffeln von Corduan und Betten, deren Vorhänge von durchsichtigem weissen Seidenzeug sind. Das einzige Apartement am Ende der Gallerie hat damastene Möbeln.

Der Ehrwürdige Pater General kam gegen Abend an. Er hatte einen von seinen Assistenten bei sich. Der Ehrwürdige Pater Gambolas, General der Carmeliter, kam auch mit einem Kalenbruder dahin.

Ich speiste mit dem zweien Generalen und den assistirenden Pater. Die Generale speisen allein, wenn sie zu Rom sind, aber wenn sie auf dem Lande sind, in Gesellschaft.

Der Herr Cardinal von Trimouille kam den Tag darauf zu früh um neun Uhr an. Er hatte nur zween Kammerdiener zu Pferde, und einen Postknecht, der seine Chaise bei sich führte. Wir speissten zu Mittags alle miteinander. Nachmittags schlug man Maille, und nach einem Spaziergang in den Wein und Delberg, nach dem Abendessen und einem Gespräche von einer guten Stunde, begab man sich zur Ruhe. Dieser Herr war ganz einnehmend höflich und vertraut. Wir waren lauter Franzosen, ausgenommen den assistirenden Spanier, den Ehrwürdigen Pater Rispoll, einen Mann von besondern Verdiensten, der gegenwärtig General von dem ganzen Orden ist. Er allein verstund nichts Französisch, und um selbnetwillen redete der Cardinal beständig Italienisch, auch sogar, wenn er mit mir redete. Ich antwortete ihm lateinisch, weil ich des Italienischen nicht mächtig genug war, um mich gehörig ausdrücken zu können. Was mich aber verwunderte, war dieses, daß ich alles, was dieser Herr zu mir sagte, verstund und begrieff, da ich im Gegentheil auch bei einer besondern Aufmerksamkeit auf das, was die andern sagten, dennoch einen großen Theil nicht verstunde. Ich habe nachher eingesehen, daß solches von der Art der Aussprache herkam. Obgleich der Cardinal sehr rein Italienisch redete, so sprach

sprach er es doch ein wenig nach Französischer Art und etwas deutlicher aus, als gemeinlich die Italiener, und die es ihnen nachmachen, thun, welche beinahe alle ihre Worte verschlucken. Die Florentiner haben diesen Fehler nicht, aber sie ziehen ihre Worte durch die Kehle, mit einer Rauigkeit, davon denen die Ohren wehe thun, die es nicht gewohnt sind.

Mittwochs, gleich mit anbrechendem Tage, las ich die Messe, worauf ich spazieren gieng. Ich besahe die Eisgrube des Pater Generals. Das ist eine Sache, die man nicht entbehren kan. Wenn das Wort Schneegrube im Gebrauche wäre, so wolte ich sie lieber so nennen, denn in Italien und besonders um Rom herum, wird nur der Schnee aufbehalten. Man würde oft sehr verlegen sein, wenn man Eis suchen wolte. Man findet es nur in den Gebürgen; die Gegend von Rom wels nichts davon, und man sieht es sehr selten; es bleibt auch wol Jahrgänge, da der Schnee rar ist, und nur wenige Stunden liegen bleibt, so daß man sehr eilen mus, ihn aufzusammeln, und in die Eisgruben zu bringen, wo er stark gestampft und zu einem so harten Körper gemacht wird, als nur möglich ist. Auf diese Art erhält er sich auf eine wundersame Weise. Einige geben vor, er sei besser als das Eis, die Getränke zu erfrischen, und die

Aerzte sagen, daß er gesünder sei. Diese Herren  
 haben nicht umhin gekonnt, auch in diese Brühe  
 ihr Salz zu werfen. Sie wollen ihre Meinung  
 sagen, sie sei nun gut oder schlecht, Auflösungen  
 machen, und ihren richterlichen Spruch dazu ge-  
 ben. Sie befürchten um etwas zu kommen, darum  
 lassen sie nichts vorbei. Die Eisgruben, die ich  
 gesehen habe, sind von den Französischen in nichts  
 unterschieden, sowol in Ansehung ihrer Lage, als  
 der Art, wie sie gemacht sind: dieses überhebt mich  
 der Mühe, eine besondere Beschreibung davon zu  
 machen. Im Zurückgehen begegnete mir unser  
 Pater General; er führte mich auf eine Oelmühle,  
 die er vor einigen Jahren hatte bauen lassen. Ich  
 habe vorher noch keine gesehen, diese hat mir sehr  
 wol gefallen, ich will sie beschreiben. Auf einer  
 runden Fläche von gutem Mauerwerk liegt ein  
 Stein von der nemlichen Figur, ohngefähr zwölf  
 bis vierzehn Zoll dick, dessen Mittelpunkt durch-  
 bohrt ist; er ist abhängig zugehauen, bis auf vier  
 oder fünf Zoll seines Umfangs, wo ein Rand von  
 vier bis fünf Zoll hoch gelassen worden. In die  
 Defnung des Mittelpunkts steckt man das eine Ende  
 eines viereckig zugeschnittenen Holzes, welches der  
 Baum genennet wird, der mit Eisen beschlagen ist,  
 in Gestalt einer Eisphe, und das andere Ende  
 steckt in einem grossen Querbalken, welches die ganze  
Zins

Zimmerarbeit daran ausmacht. Der Mühlstein ist sehr hart, hat ohngefähr vier Schuhe im Durchschnit, und ist einen Schuh dick. Die Achse, um welche er sich drehet, ist in dem geraden Baum, der mitten auf den Boden stehet, vest gemacht, welcher, um besser zu halten, oben und unten mit einem Bande versehen ist. Die Deichsel ist eben falls in dem geraden Baum befestiget, und gehet vier Schuhe weit über die oblige Fläche heraus. An diese wird ein Pferd gespannt, dem die Augen verbunden sind; indem dieses Pferd nun herum gehet, treibt es den Mühlstein, der die Oliven als denn zerquetscht. Die Obstmühlen sind von diesen gar nicht unterschieden, aufer daß die Fläche etwas abhängig gehauen ist, damit der Saft desto leichter abfließen könne, an statt derselbe bei den Oelmühlen horizontal ist, weil man da kein Herabfließen des Oels erwartet.

Man darf sich nicht einbilden, daß man die Oliven, so bald sie eingesamlet sind, auf die Mühle bringt, sie werden Haufenweis in Scheuern aufgeschüttet, wo sie wellen, telg und ganz schwarz werden; alsdenn bringt man sie auf die Mühle, legt sie unter den Mühlstein, den man so lang darüber herum gehen läst, biß das Fleisch und der Kern zu einem dicken Telg werden, den man in einen Kessel voll Wasser bringt, un<sup>d</sup> über einen

34

Ofen

Ofen setzt, der gut mit Feuer unterhalten werden muss, welches nicht viel kostet. Die Hize sondert das Del von dem Marck ab, in welchem es gesteckt hatte, und weil es so leicht ist, so schwimmt es oben auf dem Wasser, und wird alsdenn herab genommen. Wenn nichts mehr aus dem Marck heraus gehet, wirft man es zusammen in einen Korb von Binzen, damit es nicht auslaufen kan; alsdenn kommt es unter die Kelter, wo es geprest und darunter beständig mit siedendem Wasser begossen wird, damit die Oelshelle, wenn etwan welche noch daran hängen geblieben, abgesondert werden.

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß das Del von den zerquetschten Oliven ohne Hülfe des siedenden Wassers ablaufe. Das Del, welches man Jungfernoel nennt, kommt zuerst. Es ist süßer und nicht so hochfärbig, und man schätzt es höher als dasienige, welches nicht anders als durch starkes Pressen und warmes Wasser hervor kommt.

Man könnte vielleicht etwas wenigens davon heraus pressen, wenn man die Oliven sogleich, wenn sie aus der Mühle kommen, unter die Kelter thäte, allein es würden dabel viele zu Grund gehen.

Das Marck von den Oliven, wenn es so ausgeprest ist, daß man nichts mehr heraus bringen kan,

Kan, dient die Küchenkessel siedend zu machen, und glebt ein sehr starkes und lang anhaltendes Feuer.

Unser Pater General hatte fünf bis sechs tausend Stücke Olivenbäume auf sein Gut pflanzen lassen. Sie hatten in dem Winter dieses 1709. Jahres Schaden gelitten, und versprachen nicht viel. Man sagte, das Erdreich wäre nicht gar zu tüchtig dazu.

Die Weinstöcke sind in diesem ganzen Lande schnurgleich gepflanzt. Man unterstützt sie mit Eschfrohren; bisweilen sind sie an Spallere gemacht, aber gewöhnlicher Weise pflanzt man drei oder vier Weinstöcke zusammen, davon jeder ein besonders Rohr hat, und man bindet diese Rohre alle sieben Schuhe weit zusammen. Das macht eine Menge kleiner sehr angenehmer Bogengänge. Bei einer andern Gelegenheit werde ich von der Art die Weinlese zu halten, und den Wein zu machen, reden.

Donnerstags den 14. dieses Monats Nachmittags stieg der Ehrwürdige Pater General zu Pferde, um nach Zagarole zu gehen, und den Herzog und die Herzogin Nospigliosi zu besuchen. Es sind bei nahe vier Meilen von St. Pastor nach Zagarole. Ich hatte die Ehre ihn zu begleiten. Wir hatten nur einen Bedienten zu Pferde bei uns. Wir trafen den Herzog Nospigliosi mit

mitten in seiner Stadt an. Er wolte mit zwei sechsspännigen Carossen und einigen Bedienten zu Pferd, den Herrn Cardinal von Tremouille, und unsern Pater General zu St. Pastor besuchen. Beide Theile stiegen ab; nach einer Unterredung von einer kleinen Viertelstunde, setzte der Herzog seinen Weg fort, und wir den unsrigen, um der Herzogin und der Prinzessin Farnese seiner Tochter die Aufwartung zu machen. Das Schloß oder der Pallast ist am Ende des Fleckens, welcher sehr lang ist, und nur in einer einzigen breiten Gasse bestehet, auf deren beiden Seiten ziemlich schöne Gebäude sind. Er liegt auf einer Höhe, deren ganzen Gipfel er einnimmt, welches ihm eine schöne Aussicht und eine sehr reine Luft verschafft. Ich war ein andermal da, und gieng daselbst spazieren. Es ist dieser Ort sehr artig, und wider die Gewohnheit der Flecken in diesem Lande, schienen mir die Einwohner ganz wacker und eben so höflich zu seyn als in einer Stadt. Die Pfarrkirche ist sehr artig und sehr niedlich. Der Pallast ist groß; er hat drei Höfe, davon die zween erstern nur auf den Flügeln Gebäude haben. Der dritte hat auf allen drei Seiten Gebäude. Sie sind groß, wol eingetheilt, und mit guten Mahlereien ausgeziert. Das Apartement der Herzogin war mit grünem Damast behängt, und mit kostbaren Vergoldungen,  
 Geo

Gemälden, marmornen Tischen und ein wenig veralteten Lehnstühlen von Corduan versehen. Diese Dame schien wenigstens fünfzig Jahre alt zu sein, und war gar nicht schön, die Prinzessin ihre Tochter sah viel besser aus, ob sie gleich ein wenig schlechte. Die zween Söhne des Herzogs Rospigliosi waren alt genug, sich zu verheurathen, man sagte, daß gewisse Umstände solches nicht verstaten wolten. Man giebt diesen Herren und Damen die Excellenz, die außerordentlich höflich waren.

Der Besuch war ganz kurz, und dieses aus zwei Ursachen: Erstlich, weil wir in dem Schloßhof zwei sechsspännige Chaisen bemerkt hatten, welche auf ihre Excellenzen warteten, um solche spazieren zu führen, fürs andere, weil unser General den Herzog noch zu St. Pastor antreffen wolte. Wegen der letzten Ursache ritten wir im starken Gallop, sobald wir aus der Stadt und von der Höhe herunter waren, auf welcher sie liegt. Dieses verwunderte mich, in dem Alter, worinn unser General war, der damals in das achtzigste Jahr gieng. Er bezeugte bei diesem Ritt, wie bei allen seinen andern Handlungen, die Lebhaftigkeit eines Mannes von dreißig Jahren; er hatte solche außer seinem guten Temperament, seiner großen Mäßigkeit

zu danken, die durch nichts in der Welt unterbrochen werden konnte.

Wir trafen den Herzog Kospißlosi wirklich zu St. Pastor an. Er gieng in der großen Allee mit dem Cardinal von Tremouille spazieren. Er blieb noch ziemlich lang daselbst, und während seines Besuches war man besorgt, denen so ihn begleiteten, Erfrischungen zu geben.

Nach der Abendmahlzeit nahm ich von Sr. Eminenz, unserm Ehrwürdigen Pater General und seiner Gesellschaft Abschied, und gieng den Tag darauf um zwei Uhr vor Tag weg, um mich nach Tivoli zu begeben, wo ich die helle Zeit vorbeistreichen lassen wolte. Ich hatte meine alte Chaise, und den Frater aus der Provence, von dem ich oben geredet, zum Führer. Man rechnet neun Meilen von St. Pastor nach Tivoli. Der Weg wäre sehr schön, wenn nicht zween oder drei Regenbäche wären, welche den Weg sehr ausschwemmen, und ansehnliche Umwege zu machen, nöthigen. Wir trafen auf der Helfte des Weges einen Flecken an, welchen man ganz zu zerstören genöthiget war, weil es ein Aufenthalt der Banditen und Spizbuben war, die in dem ganzen Lande großes Unheil anrichteten.

Wir kamen früh um acht Uhr zu Tivoli an; die Kirche von unserm Kloster ist die Pfarrkirche;

Kirche; sie ist dem H. Blasius gewidmet. Es waren nur zehn Priester und zween Laienbrüder in diesem Kloster; so viel Personen müssen sie nothwendig haben. Die Päbste haben klüglich dafür gehalten, daß die kleinen Communitäten nicht geschickt wären, ihre Regeln gehörig zu beobachten: Innocentius XI. lies alle Klöster eingehen, so nicht im Stande waren, zwölf Religiosen zu erhalten. Die Bulle, die er deswegen ergehen lies, fieng mit den Worten an: Capite nobis vulpeculas, quae demoliuntur vineas: Fahet uns die kleinen Füchse, die uns den Weinberg verderben.

Man hat mir zu Elvoll ein weltliches Haus sehen lassen, welches vor dieser Bulle ein kleines Augustinerkloster war, welches man aber, weil es sich in den Umständen, von welchen die Bulle redete, befand, eingehen lies, und die Einkünfte zu einer andern Communität schlug, um die Anzahl der Religiosen zu vermehren.

Ich wurde von dem Prior und den Religiosen dieses Klosters vollkommen wol aufgenommen. Es war unter ihnen ein Franzos aus Languedoc, der in der vorgeblich reformirten Religion aus einer in der Arzneikunst berühmten Familie geböhren war. Er war aus dem Hause seiner Anverwandten entflohen, und nach Italien gekommen, um daselbst die Catholische Religion ohngehindert annehmen

men zu können. Er hatte den Habt unsers Dre-  
dens zu Viterbo angenommen. Es war ein voll-  
kommen guter Keltglos. Er nannte sich Violat-  
ti. Sein Französischer Name war Violéz. Er  
behauptete, daß seine Familie ursprünglich aus Ita-  
lien wäre, und von dem Violatus abstammete, der  
zur Zeit des Nero Bürgermeister war. Wenn  
man die Wahrheit seines Stammvaters und seiner  
Abstammung von ihm voraus setzt, so konnte man  
ihn für einen Mann ansehen, der aus einer be-  
rühmten und sehr alten Familie war, aber ohne  
mich in eine Untersuchung seiner Genealogie einzu-  
lassen, mus ich ihm die Gerechtigkeit wiederfahren  
lassen, daß seine Verdienste ihn eines solchen Stam-  
mes würdig gemacht hätten, wenn er auch nicht  
davon entsprossen wäre. Der Prior war ein Flo-  
rentiner; er hies Raymund Sanceredi. Ein  
geschickter und sehr höflicher Mann, der sich auf  
Verlangen des Vater Generals die Mühe gab, mich  
in der Sprache und den Gewohnheiten des Landes  
zu unterrichten, und mir auch das Itallentische Salz  
beizubringen, welches Leuten von meiner Nation  
so nöthig ist, und zu welchem er zu sagen beliebte,  
daß ich einige Fähigkeit hätte.

Ich fand in dieser Stadt Pariser, wie ich  
solche allenthalben, wo ich war, angetroffen hatte.  
In Wahrheit es ist unbillig, daß man sie Mauls-  
affen

affen (Badauts) heißt, es sei denn, daß man dieses Wort in einer Bedeutung nimmt, die ihnen nichts anders als Ehre bringen kan, das heißt: für neugierige Leute, die gerne das Land besuchen, und dabei was lernen wollen, und die sich bisweilen da niederlassen, wo es ihnen besser gehet als zu Hause.

Die Stadt Tivoli war ehemals sehr ansehnlich. Siehies Tibur. Ihre Lage auf dem flachen Gipfel eines Gebürges; ihre Reichthümer, ihre Handlung, ihre Macht und ihr Alterthum hatten sie den Nachbarn fürchterlich gemacht. Ihre Einwohner waren stolz, ich weiß nicht, ob sie nicht mit den Spaniern von einem Stamm entsprossen. Man nannte sie gemeiniglich das hochmüthige Tibur, superbum Tibur. Man hat noch heut zu Tag diese Lösung um das Wappen und Siegel der Stadt behalten, obgleich mit sehr wenigem Grunde. Man lebt vor, daß sie vier hundert und ein und sechzig Jahre älter als Rom sei. Das ist brav! aber es würde ihr rühmlicher gewesen sein, wenn sie sich nicht von Leuten hätte bezwingen lassen, die sie erst aufkommen sahe, und die sie zu ihren Vasallen hätte machen sollen. Sie hat schon lange den Fehler bemerkt, welchen ihre Vorfahren begangen haben, aber es ist nun zu spät ihm abzuhelfen. Seit dem Jahr 400. nach Erbauung der Stadt Rom, wurde sie von dem Feldherrn Casmillus

millus unterwürfig gemacht, und von der Zeit an hat sie nur ganz leis gebrummt, wenn sie sich auch mausig gemacht hat, aus Furcht, es mögte ihr noch schlimmer ergehen: denn die Römer, auch so gar die heutigen suchen ihre alten Vasallen, kurz, und so kurz als möglich zu halten, und lassen ihnen von Zeit zu Zeit das schwehre Joch fühlen, welches sie ihnen auferlegt haben. Ich habe ein Beispiel davon gesehen, als ich zu Tivoll war. Der bürgerliche Adel zu Tivoll hatte mit gewissen Römern eine Streitigkeit, die ihm wenigstens mit Worten übel begegnet hatten. Man beklagte sich auf beiden Seiten zu Rom. Die hochmüthigen Tiburtiner behaupteten, daß die Römer durch diese Beschimpfung den Respect, den sie ihrem Adel schuldig wären, verletzt hätten. Die Römer hingegen versetzten, daß sie nicht übel mit Leuten verfahren wären, die sich auf ihren Adel lächerlicher Weise was einbildeten. Nach vielem Streit erfolgte ein unsern Adel sehr kränkender Spruch, weil, statt daß man ihnen das, was die Privilegien des Adels von der Billigkeit der Richter hätten erwarten können, zugesprochen hätte, so suchte man ihnen auch noch das abzuspochen, was ihnen als Bürgern gehört hätte, und zwar in diesen Worten: In Ciuitate Tiburtina non viuitur ciuilitat.

Die

Die Lage von Tivoli auf einem abhängigen Berge, nahe an hohen Gebürgen, welche Sabina von Abruzzo absondern, giebt ihm eine gesunde und frische Luft, und die schönste Aussicht von der Welt. Diese Vortheile lockten die alten Römer, eine große Anzahl Lusthäuser dahin zu bauen, davon man noch viele Überbleibsel siehet. Das schönste, das größte und das berühmteste war des Kaiser Hadrians seines; man nennt noch heut zu Tage den Ort wo es war, Villa Adriani. Ich habe gesagt, der Ort wo es war, denn so vielen Fleiß ich auch angewendet habe, mit Zuziehung der Risse, die ich von diesem prächtigen Pallast, bei dem Herzog von *Aqua Sparta* zu Tivoli, und in dem Latio des Pater Kirchers gesehen habe, so war es mir doch unmöglich, so viele Überbleibsel davon zu finden, daß meine Neugierigkeit befriedigt worden wäre. In Ermanglung dieser habe ich deren viele unter der Erde angetroffen. Ich bin mehr als einmal in den Gewölbern spazieren gegangen, deren Höhe und Bestigkeit man noch bewundert, ohngeachtet dessen, was die Zeit, die Witterung und die Kriege daran haben verderben können. Ich glaube, daß man auf diesen Ruinen den Plan von diesem Pallaste zu sehen geglaubt hat, so wie er in Kupfer gestochen ist. Es scheint, daß die Poussolane zu der Zeit sehr im Gebrauch

III. Theil. Aa war.

war. Man kan solche gar leicht an dem Mörtel erkennen, womit die Ziegelsteine in diesen prächtigen Gewölbern zusammen geküttet sind, die noch immer, seit so vielen Jahrhunderten in ihrem alten guten Zustande sind, ob sie gleich unter einem Erdreich, welches bebauet werden kan, und auch wirklich bebauet wird, verschüttet sind. Alle diese Gewölber sind vollkommen rund. Man erblickt an vielen Orten Überbleibsel von kleinen viereckigen überfurnigten Steinen, womit die Mauern eingelegt waren.

Man siehet an andern gröfere Quadrate, welche wahrscheinlicher Weise mit Marmor belegt waren.

Insgemein bildet man sich heutiges Tages ein, daß sie der römischen Keuterei zu einem Stall gedient haben, aber es scheint nicht so zu sein. Es ist wahr, daß man heutiges Tages in einige derselben Heerden Büffel einstellt, welche zu Bearbeitung des Erdreichs gebraucht werden. Ich befand mich einstmals darinn in einer großen Verlegenheit. Ich war in einem von diesen Gewölben, als eine Heerde dieser Thiere eingetrieben wurde. Ich würde gewiß von ihnen zu Boden getreten worden sein, denn diese Thiere sind allezeit sehr wild und böse, und kennen kaum die  
ienie

ienigen die sie aus und eintreiben, und wenn sie jemand antreffen den sie nicht kennen, so werfen sie ihn mit ihrer Schnauze zur Erde und treten ihn so lang mit Füßen bis sie ihn ganz erstickt haben. Sie sind so boshaftig, daß sie ihre Schnauze an dem Mund des unglücklichen halten, den sie erwürgen, um zu erfahren, ob er noch Athem holt. Wenn sie solches merken, so fahren sie fort, ihn mit ihren Füßen gleichsam zu kneten, bis sie gewiß genug sind, daß er kein Leben mehr hat, indem sie keinen Athem mehr an ihm spühren.

Viele Leute werden glauben, daß ich dieses nur zum Zeitvertreib erzähle, und daß es in der Absicht geschehe, mich mit diesen Thieren auszusöhnen, die ich ehemals für Maschinen gehalten, daß ich dieser Art Thiere Bosheit, Ueberlegung und Grausamkeit zuschreibe. Das ist ganz und gar nicht meine Absicht; ich lasse die Welt wie ich sie gefunden habe, und die Thiere wie sie sind. Was ich erzähle ist eine Wahrheit, welche allen vernünftigen Personen bekannt ist, die in die Länder kommen, wo man diese antrifft. Viele würden unter den Füßen dieser bösen Bestien gestorben sein, wenn sie nicht ihren Athem zurückgehalten hätten, da sie gemerkt, daß sie ihre

Schnauze hinhielten, um sie anzuriechen. Denn sobald sie keinen Athem mehr merken, gehen sie fort, und man begiebt sich seines Orts auch weg, so bald man wieder zu seinen Lebensgeistern und Kräften gekommen, um es thun zu können.

Das erstemal da ich Büffelochsen sahe wurde ich von diesem Kunstgrif unterrichtet, ich war aber in denen Gewölben von der Villa Adriani dermassen eng eingeschlossen, daß es gewiß um mich geschehen gewesen wäre, daferne ich keinen Ort ausfindig gemacht hätte, wo die gesenkte Mauer ein gutes Stück von dem Gewölbe hinweggerissen hatte, welches einen guten Schlupfwinkel für dieienigen abgab, welche die Geschicklichkeit hatten hinauf zu klettern. Die Höhe war beschwerlich, gerade und steil, zum Glück entdeckte ich einige herabhängende Dornbüsche, deren ich mich zu bedienen für rathsam errachtete. Ich zauberte auch keinen Augenblick, sondern hieng mich an die Dornsträuche, war auch in meinem Leben nicht hurtiger, und es schien, als wenn ich Hacken an Händen und Füßen gehabt hätte. Meine Hände wurden ein wenig zerkratz, auch hatte ich Rizen im Gesicht, inzwischen aber kam ich aus dieser Verlegenheit mit der besten Entschliesung, mich niemals wieder in diese Höhlen zu begeben,

geben, wosern ich nicht zuvor einen guten Ausweg wüßte. Der Erdboden worauf ehemals die Villa Adriani gestanden, gehört den P. P. Jesuiten zu Rom, und sie nennen ihn aus Bescheidenheit Pouzzallo.

Den Rest dieses Tages, wie auch den darauffolgenden blieb ich bei meinem Vorsatz; ich hatte aber einen so großen Geschmack daran gefunden, diese und unzähllich andere Ruinen, welche man aller Orten findet, zu besehen, daß ich in dem Punkte der Vernunft kein Gehör zu geben vermochte; und wie ich auf diese einsamen Spaziergänge alle diejenige Zeit verwendete, welche ich von meinen ordentlichen Beschäftigungen frei hatte, so breitete sich gar bald das Gerücht aus, daß ich Schätze suchte. Hievon werde ich bald mehrers zu sagen Gelegenheit finden, zuvor aber will ich eine Beschreibung von der Stadt mittheilen.

Dieselbe liegt, wie ich oben bemerkt habe, auf einer ebenen Spitze und herabwärts einer Anhöhe oder eines Berges von mittelmäßiger Größe. Diese Lage würde zwei Städte ausmachen, wenn nur Häuser genug da wären, woraus man eine einzige ziemlich erträgliche Stadt machen könnte. Sie ist übel abgetheilt, die Gassen sind sehr un-

gleich, abhängig und krum, durchgängig übel gepflastert, unsauber und unbequem. Die bürgerlichen Häuser sind weder schön noch gemächlich, doch giebt es einige wenige Palläste alda, das ist: Häuser mit einer Einfurth, welche reichen Personen in Rom zugehören und einiges Ansehen haben. Gut ist's, wenn man sie nur von außen betrachtet. Sie sind sehr schlecht ausmöblirt; die Fenster werden blos mit hölzern Niegeln zugemacht, an Gläser ist hiebei fast gar nicht zu denken, wofür man Leinwand und in Del getränktes Papler gebrauchet.

Die Stadt ist ziemlich volkreich, weil der Fluß Anlaß gegeben hat, Papier, Loh, Kupfer, Seeg, wie auch solche Mühlen zu erbauen, worinn man Flintenläufe polirt und Zeuge walckt. Man zählet alda sieben Pfarr- und eine Haupt-Kirche, verschiedene Mönchs- und Nonnen-Clöster, zwei Spitäler, ein Jesuiter, Collegium, ein Seminarium, einen Tempel der Tiburtinischen Sybille, wie auch eine Beste, welche in einer viereckigen hohen Schanze, zwischen vier runden Thürmen bestehet.

Zwei Dinge locken oder lockten ehemals wißbegierige Reisende nach Tivoli, die Cascade, oder der Wasserfall von dem Flusse, welchen man ehemals

mals Lanius oder Lanio hies, und dormalen  
 Tevarone nennt, denn die Gärten von Este.  
 Die erste dieser Seltenheiten bleibt immer stehen,  
 weil sie die Natur unterhält, aber die Gärten  
 sowol als die Palläste, welche der Cardinal  
 Hyppolitus von Este in dem sechzehenden Jahr-  
 hundert mit übermäßigen Kosten anlegen lies, sind  
 durch die Abwesenheit des Herzogs von Modena  
 erstaunlich im Verfall, und verdienen gar nicht  
 mehr, daß man sich die Mühe macht sie zu be-  
 sehen. Nun läßt man zwar die Wasserkünste,  
 die sich noch im Stande befinden, um einen Zu-  
 llus für die Person, springen, die Zahl dieser  
 Brunnen aber nimmt, weil man sie nicht aus-  
 bessert, täglich ab, und ist nur in Ansehung des  
 Wassers immerhin der nemliche Überfluß vorhan-  
 den. Dasselbe bekommt man ohne Mühe und fast  
 ohne Kosten, weil man nur einen Canal unter-  
 halten darf, welcher aus dem Tevarone, ehe er  
 unter die Brücke sich herab stürzet, geleitet wird.  
 Dieser Canal ist von gewöhnlichem Mauerwerk  
 ohngefähr zween Schuhe breit, und gehet so hoch  
 als das Pflaster in denen Strassen. Hieraus  
 siehet man, daß es sehr leicht gewesen sei, Spring-  
 brunnen, Wasserwerke und andere Dinge zu ma-

den, welche neugierige Fremde herbeilockten, nemlich diejenigen, die die Wunderwerke von Versailles noch nicht gesehen hatten, welches in der That Wunderwerke sind, weil man Mittel gefunden hat, einen Fluß auf einen hohen, dürren und trockenen Berg hinauf zu führen, statt daß die Gärten von Este, Frascati, und andern um Rom herumliegenden Orten überflüßig Wasser haben, ohne daß man weiter einen Aufwand zu machen hat, als ihm nur den Weg zu bahnen, den es gehen soll.

Diese Gärten liegen auf dem Abhang eines Berges, und sind in drei oder vier Terrassen abgetheilt. Man steigt von einer auf die andere auf Treppen, oder unmerklich abhängenden Wegen von mannichfältigen Figuren, welche mit Mauern eingefasset sind, die in den vergangenen Zeiten mit Bildsäulen und Gefäßen geziert waren. Die Parterre waren mit Kohl und andern esbaren Kräutern bepflanzt als ich sie sahe.

Dieses dienet zum Unterhalt des Gärtners, nebst dem was man ihm giebt, wenn man die Wasser springen läßt. Es haben schon viele Leute eine Beschreibung gemacht, wie diese Gärten ehemals ausgesehen, daß ich glaube, es sei genug zu melden, in was für Umständen sie zu  
Ende

Ende des 1709ten Jahres waren, da ich zu Ei-  
voll war; nemlich:

Der Pallast liegt auf der Höhe; seine Aus-  
sicht war allemal unvergleichlich schön. Man  
hat nicht nöthig gehabt, Berge abzutragen oder  
Wälder nieder zu hauen, um ihm solche zu ver-  
schaffen. Es war schon ein Werk der Natur;  
er scheint fast an die Kirche der Barfüßer ange-  
baut zu sein, doch ist einiger Raum dazwischen.

Man sagt, daß er ehemals ein Mönchs-  
Eloster gewesen, an dem man nur etwas wenig  
geändert, um dasienige daraus zu machen, was es  
heut zu Tage ist. Man hat nur die Fenster grö-  
ßer machen, die Scheidewände niederreißen, und  
die Einrichtung eines geistlichen Hauses verändern  
dürfen, um ein weltliches daraus zu machen. Man  
gibt giebt ferner vor, daß solches ehemals präch-  
tig ausmöblirt war, und daß daselbst die fürtreff-  
lichsten Gemählde waren. Von allem diesen sie-  
het man nichts mehr. Es ist weiter nichts mehr  
übrig als einige Mahlereien Al Fresco, weil man  
solche nicht von den Wänden wegbringen konnte.

Die Südöstliche Seite der Stadt, von  
dem römischen Thor an, welches an den Gärten  
von Este, wenn man Ostwärts hinaufgehet, lie-

get, biß an das Ufer des Teverone, welches Nordostwärts liegt, ist mit schlechten Mauern und viereckigen Thürmen, die noch schlechter sind, umgeben, und hat weiter keinen Graben, oder sonst einige Befestigung. Der übrige Umfang hat weiter keinen Wall, als den Fluß und sein an einigen Orten ansehnlich hohes Ufer, ausgenommen die kleine Seite über der Brücke, welche mit einer Mauer, und vier oder fünf schlechten viereckigen Thürmen umgeben ist.

Das Thor auf dieser Seite heißt das St. Michels Thor; es gehet von da der Weg nach Abruzzo, eine Provinz, die ein Stück von dem Königreich Neapel ausmacht und demselben zugehört. Diese Nachbarschaft ist den Spizbuben und Banditen sehr vortheilhaft, die so zu reden nur einen Schritt thun dürfen, um in Sicherheit zu sein, wenn sie einen bösen Streich gethan haben.

Außer dem St. Michelsthor ist unter den Gärten von Este das Thor, welches auf Rom zu gehet, man nennt es deswegen das Römische oder das Hügelthor. Es liegt an der südöstlichen Seite. Noch höher und auf der nemlichen Seite liegt das H. Creuzthor; es gehet auf den

den Pallast des Cardinals von St. Croix, und auf den Olivenplatz zu, welche der Reichthum und die besten Einkünfte dieses Landes sind.

Das St. Johannes = Thyr liegt gegen Norden; es gehet von da der Weg nach Subiasco, einer berühmten Abtei des Benediktiner Ordens, und einem Ort wo viele Leute ihre Andacht verrichten, wegen der strengen Buse, welche dieser große Patriarch daselbst thate, als er die Welt verlies. Viele Leute wallfarthen dahin, wenige oder gar keine bleiben daselbst. Auf dieser Seite sind die besten Weinberge von Tivoli. Der Kaiser Nero hatte in der nemlichen Gegend, ohngefähr zwei Meilen von Tivoli einen prächtigen Pallast. Es ist nichts mehr davon übrig, als eine noch ziemlich unbeschädigte Wasserleitung, und einige Trümmer von Mauern, welche abzubauen man sich nicht die Mühe geben wolte, als man das übrige nach dem Tode dieses grausamen Prinzens nieder ries.

Außer dieser unbrauchbaren Wasserleitung ist noch eine daselbst, die völlig gut ist, weil sie keiner Ausbesserung bedurfte. Sie ist zur Helfte in dem Gebürge eingegraben, welches einen Theil der Stadt umgiebt, so von Nordost bis Südost liegt.

liegt. Diese Wasserleitung ist nicht blos allein zur Bequemlichkeit der Stadt gemacht worden, sondern auch zum Besten der Lusthäuser, die auf dem Gipfel und dem Abhang dieses Gebürges waren, die man heut zu Tage Monte Primo nennt, weil es wirklich das erste ist, welches man antrifft, wenn man von Rom herkommt. Ich glaube, daß es eben diesen Namen, oder einen andern gleichgeltenden zur Zeit der alten Römer gehabt habe.

Es liegt an dem Abhang dieses Gebürges ein Capuziner-Closter, ohngefähr fünfhundert Schritte von den Stadt-Mauern, der Fortresse gerade gegenüber, von welcher ich oben geredet habe. Diese guten Patres hatten diese Wasserleitung angezapft, um Wasser in ihrem Kloster zu haben. Sie gaben vor, daß sie dieses Recht hätten, und der Stadt-Magistrat behauptete das Gegentheil. Die Sache war zu Rom anhängig. Diese Patres redeten mit mir davon, und setzten mich sehr in Verwunderung, denn sie waren so hizzig auf das Wasser, als die Barfüßer auf den Wein. Ich gab ihnen den Rath, dem Pabst eine Bittschrift zu überreichen und zu verlangen, daß, weil der Magistrat ihnen das Wasser nehmen wolte, er angehalten werden möch-

te,

te, ihnen Wein zu geben. Ich gieng weg ehe ihr Proceß entschieden war. Die Capuziner leben in Welschland wie in andern Orten vom Betteln. Diejenigen, welchen dieses Geschäfte aufgetragen ist, sind mit einer Brodbüchse Arquebuse à Miettes bewafnet, so nennen sie ihren Bettelsack, und mit einem fünf Schuhe langen Stock, der am Ende einen Stachel hat, auf welchen der Bettler die Brodbüchse hängt, um sich es leicht zu machen, während, daß er vor den Haussthüren wartet, bis man ihm etwas aufzuladen bringt. Man wird sagen, dieses sei eine Kleinigkeit; ich gestehe es ein; aber es dient doch denjenigen von meinen Landsleuten, die Capuziner sind, zu einer Nachricht, die ihnen nützlich sein kan. Das ist die Absicht, die sich ein Reisender vorsezen mus; derjenige, welcher seinen Landsleuten keinen Nutzen zu schaffen sucht, reist vergeblich.

Der gewöhnliche und der angenehmste Spaziergang zu Evoli, ist ein großer Weg, auf der halben Seite des ersten Gebürges oder des Monte Primo, wenn man zu dem H. Kreuz Thor herausgeheth. Nicht weit von diesem Thore trift man ein ganz artiges Landhaus an, welches dem Cardinal von St. Croix zugehört. Er  
wat

war ehemals Bischof zu Viterbo, und hat vor dem Thore einen großen halben Mond anlegen lassen, welcher von einer halb Manns hohen Mauer unterstützt wird, mit steinern Bänken rund herum. Hier versammelten sich um 23. Uhr alle ehrbare Leute aus der Stadt. Man erzählte daselbst Neuigkeiten und genießt die schönste Aussicht auf die ganze Gegend nach Rom zu. Diese große Stadt erscheint in der Ferne, und das Meer macht bei dieser Aussicht den Horizont.

Der Cardinal von St. Croix machte sich zu Livoli sehr viel Vergnügen; obgleich sein Haus nicht prächtig war, so hatte es doch wegen seiner Aussicht und wegen seiner frischen und reinen Luft unzählige Reizungen; er war auch, so oft daselbst als er konnte, und es lag nicht an ihm, wenn er nicht beständig da war. Er wolte sein Bisthum zu Viterbo mit dem Herrn Fonseca, Bischoffen zu Livoli vertauschen, aber dieser Bischof wolte nicht daren willigen, obgleich die beiden Bisthümer beinahe einerlei Einkünfte hatten, und der Cardinal ziemlich geneigt war, ihm bei dem Tausch etwas aufzugeben. Ich weis nicht, ob diese Art mich auszudrücken richtig ist, aber ich weis keine andere.

Wel

Bei diesem Pallaste von St. Croix fängt der grose ziemlich gleiche Weg an, welcher fast vier Meilen lang währet. Er ist durch einen dicken Wald von den schönsten Oliven Bäumen gehauen; das ganze Gebürge ist davon voll; der Weg giebt einen Spaziergang, der zur Helffte wegen seiner Einsamkeit und der frischen Luft die man daselbst genießt angenehm ist.

Der Cardinal von St. Croix hatte eine Strecke von tausend geometrischen Schritten abmessen lassen, die von dem Thore seines Hauses anfieng, und sich bei einem grosen Olivenbaum zur rechten Seite des Weges endigte, in dessen Kinde er ein Creuz eingraben lassen. So weit gieng er alle Tage zu Fus spazieren, wenn er zu Livoli war, und so weit gehet noch heutiges Tages der Spaziergang vieler Leute.

Die P. P. Jesuiten, die die Villa Adriani im Besiz haben, welche am Fulse dieses Delaberges liegt, haben zur Linken dieses Weges ein Haus, ohnweit des Hauses des Cardinals von St. Croix, nebst einer ziemlichen Menge Olivenbäumen, die ganz fürtrefflich wol unterhalten werden, und folglich auch mehr eintragen als ihrer Nachbarn ihre.

Da

Da der Neid und die Eifersucht allenthalben in der Welt zu Hause ist, so waren auch diese Ehrwürdigen Väter nicht davon befreiet; es schien als wenn ihre Oelbäume blos auf anderer Leute Unkosten Früchte trügen, und ich hörte darüber zum öftern viel albernes Zeug reden. Man trieb die Verleumdung so unmäßig hoch, daß man öffentlich sagte, sie wolten alle Olivenbäume in dem ganzen Lande zusammen kaufen, damit sie allein Herren von dem Oele wären.

Wenn dieses Vorhaben Grund gehabt hätte, und ausgeführt worden wäre, so wäre es keine gleichgültige Sache gewesen, und da sie schon viele Weinberge auf dem nemlichen Grund und Boden besitzen, so wären sie mehr als sonst jemand im Stande gewesen, die Arznei des Samaritaners allenthalben auszutheilen.

In diesem Hause bringen ihre Novizen einen Theil ihrer Vacanzen zu. Ich habe sie gesehen, und mich ausnehmend daran erbauet. Man fängt von dieser Zeit an, sie in dem Predigtamte zu üben. Zu diesem Ende läßt man sie kleine Reden lernen, und wenn die Nacht anfängt, gehen sie truppweis zu fünf bis sechsen in die Stadt, einer unter ihnen trägt ein Kreuz. Sie singen die Litanei der H. Mutter Gottes, und wenn sie  
auf

auf einen Platz kommen, so läuten sie mit einem Glöckgen, die Zuhörer zu versammeln. Ich war einige male mit dabel, wenn sie vor unserer Kirche stehen blieben. Der so das Kreuz trägt, hält die Rede, die insgemein eine kleine Viertelstunde währet. Diese Übung macht sie fertig und gewöhnt sie an, öffentliche Reden zu halten. Wenn der erste seine Rede geendiget hat, giebt er das Kreuz einem andern, der in dem nächsten Kreuzweg sich gleichmäßig hören lassen mus, und so gehet es fort, biß sie wieder nach Hause gehen.

Auf diesem nemlichen Wege sind drei Capellen die man Oratorien nennt. Die Eremiten so in dem Lande herum ziehen, halten sich das selbst manchmal auf. Zwei davon liegen auf dem Grund und Boden der Jesuiten, die dritte aber auf des Cardinals von St. Croix seinem. Dieses sind Spaziergänge für das Frauenvolk, unter dem Namen der Wallfarthen.

Der heilige Trab (\*) des Guy Patin ist in diesem Lande so bekannt, als er es in Frankreich

(\*) Le Saint Trotet, ist eine scherzhafte Redensart, so ihre Erfindung dem Wis des bekannten Guy Patin zu danken hat. Sie bedeutet: die Bewe-

reich zur Zeit dieses Arztes war, doch fängt solches an aus der Mode zu kommen. Das schöne Geschlecht nimmt sich die Freiheit und überhebt sich der beschwerlichen Pflicht, seinen Spaziergängen einen Vorwand zu geben. Nur die gütlichen Leute in Welschland unterwerfen sich diesem Zwange, sie werden sich aber bald davon frei machen.

Man siehet aus ihren gegenwärtigen Schritten, daß sie einen guten Anfang zur Sache gemacht haben, und wie nicht viel fehle, daß sie nicht ganz und gar auf Französischem Fuß sind.

Zivoli ist ein Bisthum von zwei tausend römischen Thalern Einkünften. Es ist gar oft mit Cardinälen besetzt: Es ist wahr, daß diese Einkünfte ziemlich mäßig sind, um den für eine Eminenz gehörigen Staat zu unterhalten, allein der Pabst verknüpft damit andere Pfründen, dafern man nicht vom Haus aus einen Zuschuß hat.

Wenn

gung, so bei den verliebten Umarmungen zweier Personen beiderlei Geschlechtes vorgehet, man bedienet sich aber auch derselben, die zu Erreichung verliebter Absichten angestellten Spaziergänge auszudrücken. Der Übersetzer hat keinen gleichgeltenden teutschen Ausdruck finden können, und deswegen diese Erklärung beizufügen für nöthig erachtet.

Wenn die Bischöffe keine Cardinäle sind, so müssen sie sich an diesem geringen Einkommen begnügen lassen, weil die Canones vest gesetzt haben, daß die Einkünfte eines Bischofs sich auf zwei tausend Thaler belaufen sollten. Es ist aber doch ziemlich wenig; aber warum haben die Bischöffe, so diese Canones gemacht, sich nicht was mehrers ausbedungen. Ausserdem haben die Bischöffe in Welschland ihre Gerichtshöfe, an welche man von andern Gerichten verwiesen zu werden verlangen kan, und wo alle die, so die Freiheiten der Geistlichkeit genießen, ihre Handel in erster Instanz oder auch wol appellationsweise anbringen können, so daß, wenn ein Bischof gescheide Leute hat, seine Canzlei, so nennt man sein Gericht, seine Einkünfte beträchtlich vermehret. Man mus eben nicht im ehelosen Stande leben, den geistlichen Habit tragen, oder mit einer geistlichen Würde oder Pfründe versehen sein, um die Freiheiten des Fori zu genießen; es ist genug, wenn man nur die Tonsur erhalten, ehe man sich in dem Ehestand begeben hat. Das letztere Sacrament bringet dem, so man anzunehmen einiges Belieben getragen, keinen Nachtheil, wenn man nur die Tonsur erhal-

ten hat: Man nennt dergleichen Leute auf lateinisch Clerici conjugati: verehlichte Geistliche. Es giebt deren sehr viele in Welschland. Meinem Erachten nach ist dieses ein Mißbrauch, der weder durch die Gewohnheit, noch durch die Vielheit derer, so ihn begangen, entschuldigt werden kan.

Das Capitel zu Tivoli, ist mit sechzehen Canonicis besetzt, deren Präbenden mit dem armseligen Einkommen des Bischoffes in einem richtigen Verhältnisse stehen. Über dieses giebt es noch einige Pfründen und eine Capelle von sieben oder acht der schlechtesten Stimmen in Italien, die niemals ohne Beihülfe der Orgel singen, dennoch aber zu allen Festen der Stadt geruffen werden, deren es eine große Menge giebt, da sie sich denn eben so gut bezahlen lassen, als wenn sie eine gute Arbeit machten. Die Gewohnheit verbletet, Chorknaben bei der Music zu haben; es sind deren nur sechs, die roth gekleidet sind, aber nicht singen.

Die Hauptkirche ist dem S. Laurentio gewidmet. Das Gemählde an dem Hochaltar stelle diesen Heiligen vor, wie er auf einem Krost gestreckt liegt. Das ist ein Werk eines Schülers, des Hannibal Caraccio, welches man mit gutem Grunde sehr hoch hält.

Dies

Diese Kirche, welche man, wie alle Hauptkirchen in Welschland, die Domkirche nennt, ist nicht sehr gros. Sie hat blos vier Capellen auf jeder Seite, und ein Vestibulum, so von steinernen Säulen umgeben ist. Sie ist sehr niedlich und ziemlich hübsch ausgeziert. Der Chor der Domherren ist hinter dem Altar, der auf Römische Art gebauet ist, so daß das Gemählde, wovon ich eben geredet habe, nicht eigentlich auf dem Altar, sondern ganz hinten im Chor befindlich ist.

Es war der Cardinal ROMA, damaliger Bischof zu Tivoli, der sie erbauete, mit Zierrathen versehen, und das Seminarium errichtete, und der viele andere Dinge zum Nutzen und zur Zierde der Stadt würde gethan haben, wenn er länger gelebt hätte.

Die Jesuiten haben sich schon vor vielen Jahren allda vest gesetzt, und doch ist ihr Collegium noch sehr klein. Zwei Dinge sind Schuld daran: Die Nachbarschaft von Rom, wo alle lunge Leute, die die Mittel dazu haben, studieren, und ihre Gebäude, die noch nicht völlig zu Stande gebracht waren. Man bauete während meiner Anwesenheit daran, unter der Aufsicht eines ihrer Väter, der ein sehr geschickter Bauverständiger war. Ich besah ihr Gebäude zum öftern, und habe ihnen viel

les zu danken, was ich nachher zu Elvita Becchla mit Nutzen angewendet habe.

Außer den Predigermönchen, die sich in der Stadt befinden, und deren Kirche unter dem Titel des *H. Blasius*, die Pfarrkirche ist, giebt es gelinde Carmeliter, Barfüßer, Capuziner, Franciskanerpönitentien, die man zu Paris Lausfnicker (*Piquepuces*) nennt, deren Kirche dem *H. Antonius von Padua* gewidmet ist, welchen man in ganz Welschland als den größten Heiligen des Paradieses ansiehet, und Augustinerbarfüßer auf dem Wege nach Subiaco; man kennet diese Religiosen zu Paris unter dem Namen: *Kleine Patres* oder schwarze Capuciner. Die in Welschland aber haben keine Bärte, und tragen keine Beinkleider, und ihre Capuze ist nicht so spitzig als der Pariser ihre. Mir deucht, diese solten ihre Bärte und ihre spitzigen Capuzen ohne so viele Weltläufigkeiten abstutzen, und sich solche Beinkleider zu legen, daß sie die durch diese Blöße äußerst verletzte Schamhaftigkeit erhalten, und dabei doch die Strenge der Kälte empfinden können, weil es ihnen besteht hat, diese Buse der Regel ihres *H. Waters Augustinus* beizufügen, der selbst Beinkleider trug, und sich nie einfallen lies, sie jemand auszuziehen.

Der

Der Wein zu Tivoli ist sehr gut; wir hatten einen von der rothen Gattung, der mir ganz ungemeyn behülfflich war, von dem Italienschen Unterricht, den mir unser Prior gab, Vorthell zu ziehen. Das Korn ist klein, etwas grau, und außerordentlich schwehr, glebt aber viel und sehr weisses Meel. Ich glaube schon angemerkt zu haben, daß zu Tivoli ein ziemlicher Handel getrieben wird. Man siehet aber nichts als Mannsleute in den Kramläden, sowol zum Verkaufen als zum Kaufen. Die Weibsleute halten sich in dem innersten der Häuser auf, und beschäftigen sich mit dem Haushalten. Man sagt, sie wären sehr faul und arbeiteten nicht gerne. Selten gehen sie alleine aus, diejenigen, welche eine Magd haben, lassen sie zu ihrer linken, und ein wenig hinter ihnen gehen. Wenn sie aber keine haben, so verstehen sich die Nachbarinnen unter einander, und gehen ihrer zwei oder drei miteinander, und fehlt es auch hieran, so glebt es alte Matronen, die sich davon nähren, daß sie diejenigen begleiten, die ihrer Hülfe nöthig haben, um in der Stadt herum zu gehen. Diese Begleitung kostet die Stunde zween oder drei Basjocken.

Nichts ist widersinniger und ungeschickter als die Tracht der Weibsleute zu Tivoli, und den benachbarten Orten. Ich rede von dem gemeinen

Wolke. Denn das Frauenzimmer vom Stande, oder die so Vermögen genug besitzen, um für solche gelten zu können, gehen Französisch, das ist, ohngefähr so, wie die bürgerlichen Leute zu Paris sich vor ohngefähr sechzig oder achtzig Jahren gekleidet haben.

Die Kleidung der erstern bestehet in einem Rock oder Schurz, der mit seidnen Splzen doppelt besetzt ist, mit zween Schlitzen auf beiden Seiten, die mit Banden zugebunden sind. Sie tragen sehr schlecht gemachte Schnürleibe, über die sie oft eine Art von einem Rock anhaben, der so lang ist als der Schurz, mit einem Vortuch von Splzen. Ihre Hembde sind am Halse und an den Ermeln gefaltet, wie der Mannsleute ihre. Sie haben überdies Schnüre von grossen Agtsteinen, wie ein Eremitenpaternoster um den Hals, nebst Ohrengehängen; ihre Haare sind hinauf geschlagen, und machen einen Gebausch auf dem Kopf, und dieses vermittelst einer kühfernen oder silbernen Nadel, die aussiehet, wie eine Spicknadel zum Rindsbraten, und über das alles tragen sie einen Schleier von weisser Leinwand. Dieser Schleier ist ein langes Stück Leinwand, zwei Drittel Ellen breit, den man der Länge nach doppelt zusammen legt, und über den Kopf wirft, dergestalt, daß dessen Helfte vorn herab hängt, und das Gesicht bedecken würde,

wenn

wenn man es so liese, aber man legt dieses herabhängende Stück dreifach zusammen, und auf den Kopfs zurück. Es hängt hinten herunter und puzet, nach dieser Weibsleute Meinung, recht galant und besonders sinnreich. Die Frauenzimmer, welche diese Beschreibung lesen werden, mögen davon besser als ich urtheilen; sie sind im Stand, solches kunstmäßig zu entscheiden, und ich will mir gefallen lassen, was sie sagen, daferne sie sich nur nicht in Kopf setzen, eine so häßliche Mode nachzumachen.

Wenn sie gezwungen sind auszugehen und keinen Schleier haben, oder solcher in der Wäsche, heben sie ihren Rock, oder einen von ihren Schürzen auf, und machen sich davon eine Kopfdecke. Sie tragen sehr selten Handschuhe und thun in diesem Stück sehr klüglich, indem ihre Arme, und ihre langen dünnen und schwarzen Hände nichts von der Sonne zu befürchten haben, ihre großen Rosenkränze vertreten bei ihnen die Stelle der Handschuhe; überhaupt, oder auch wol durchgängig sind die Weiber zu Livoll häßlich. Sie haben kleine Augen, einen großen Mund und sind mager, bei nahe sehen sie aus wie Zigeunerinnen. Sie gehen so gerade wie ein Spanisches Rohr, und da man in diesem Lande fast nichts vom Tanzen weis, so können sie kein anderes Reverenz machen, als mit Kopfnicken, wie die Nonnen.

Nichts ist schlechter und bettelhafter als ihr Hausgeräthe. Ich bin zu Kaufleuten gegangen, die für reich gehalten wurden, indessen würde ich nicht Lust gehabt haben, für alle ihre Möbels fünfzig Thaler zu geben. Einige hölzerne Lehnstühle, die wegen ihres Alterthums ehrwürdig sind, einige schlechte Gemälde, ein Spiegel einer Hand groß, nebst einigen Tischen und schlechten Kisten, das ist das ganze Verzeichniß ihrer Möbels. Sie bedienen sich bloß irdener Geschirre und schlechten Porcellans (Fayence) welches sie Majolica nennen. Es ist grob und schlecht gearbeitet. Man macht solches an vielen Orten in Welschland. Ich glaube nicht, daß in der ganzen Stadt Eivoli so viele kupferne oder blechene Küchengeräthe sind, als man in einem einzigen mittelmäßigen Gasthof auf dem Wege von Paris nach Orleans antrifft.

Wenn die Mannspersonen im Staat sind, so haben sie Wämser mit Schößen, die bis mitten auf den Hintern gehen, weite Hosen und Schlafhosen darunter, einen Mantel von ziemlicher Länge und einen hochaufgestülpten Hut. Wenige tragen Perücken oder Handschuhe; die gewöhnliche Kleidung ist nach Französischer Art, oder kommt ihr ziemlich gleich. Was ich dabei vernünftiges angemerkt habe, ist dieses, daß sie die Moden nicht verändern, wie wir es thun; wenn man nur weiß, wie  
man

man zur Zeit des ersten Holländischen Krieges gekleidet gewesen, so weis man ganz sicher, wie man sich zu Livoll trägt, wenn man Französisch gehet.

Die Bauern haben Mäntel von Schaafselten, sehr weite Hosen, eine Hirtentasche an ihrer Seite, und einen lederlichen Hut. Der Gouverneur zu Livoll ist allemal ein Prälat; daselbst fängt man an, das Handwerk eines Gouverneurs zu lernen. Er bekommt von der Apostolischen Cammer monatlich nicht mehr als funfzehn Römische Thaler, nebst seinen Canzleiaccidentien. Derjenige, welcher es zu der Zeit war, als ich mich daselbst aufhielt, hies Monsignor Palavicini. Er war ein Genueser, Protonotarius Apostolicus, und wie man sagte, dreimal hundert tausend Thaler reich. Dieses kam ihm sehr wol zu statten, um seinen Staat zu erhalten, und den Aufwand zu bestreiten, welchen er während seiner Vicelegatenstelle machen mußte, ausser dem würde ihm in dem langen Lauf der Stadthaltereien die Zeit lange geworden sein. Man nennt solches die Longara, wenn man von Wegen redet, auf welchen man zu dem H. Peter kommt, das heist: zu den Ehrenstellen der Kirche. Dieser Prälat hatte eine Carosse mit sechs Pferden, drei Lackalen, einen Kutscher, einen Postillion, einen Major Domus, oder Haushofmeister, einen Koch, einen Beschleiser, einen

nen Cammerdiener, einen Secretair und einen Thürhüter. Alle diese Leute bekamen monatlich zu fünf bis zehen Thalern für Lohn und Kost.

Man sagte, der Prälat lebte sehr sparsam, und in diesem Stück war er zu loben; allein er tractirte doch die Prälaten prächtig, die bei ihm Besuch abstatteten, welches sehr oft geschah.

Auser diesen Bedienten hatte er einen Stadthalter (Lieutenant) einen Cansler oder Greflier, durch deren Hände alle Angelegenheiten giengen, und welche dieselben nach dem Rechte, den Gründen, und dem Gelde der Parthelen entschieden. Ordentlicher Weise nehmen diese zween Officialen die Canzlei im Pacht, und geben monatlich dem Prälatgouverneur etwas gewisses. Es kommt also auf sie an, daß sie dabei nicht zu kurz kommen, und in der That vergessen sie sich nicht dabei. Folgendes kan zum Beweis ihrer Wachsamkeit und Geschicklichkeit dienen.

Man fand wenig Tage nach meiner Ankunft in dieser Stadt, den toden Körper eines neugebohrnen Kindes, der durch einen ausserordentlichen Zufall bei der Mündung eines Canals stecken geblieben, welcher das Wasser von einem Flusse auf ein Mühlrad leitet. Die Justiz, das ist, der Stadthalter des Gouverneurs und sein Cansler, begaben sich an den Ort, machten ein weiltäufli-

ges

ges Protocoll, und entdeckten nach einiger Untersuchung, daß ein Muster der Keuschheit und Tochter aus einem der besten Häuser der Stadt, die man für wassersüchtig gehalten, heimlich ins Kinderbett gekommen wäre. Da sie das Kind, welches sie auf die Welt gebracht, nicht vorzeigen konnte, so zweifelte man nicht, daß dasjenige, welches man todt gefunden, ihr zugehöre. Das Haus wurde sogleich von den Ebliren umgeben, der Zustand der Kinderbetteerin verstattete nicht, daß man sie in das Gefängnis brachte, allein die Mutter, die Brüder, die Schwestern, die Magd, und überhaupt alles, was in diesem Hause den Gebrauch der Vernunft hatte, wurde hingesezt. Man stellte große Untersuchungen, lange und vielfältige Verhöre an, und man war eines großen Gerichtstages und einer exemplarischen Straffe gewärtig; als durch eines der klügsten Urigichte bekannt gemacht wurde: daß das Mädchen zur gehörigen Zeit und ordentlich ihr Kind gehabt habe, ohne daß sie etwas gethan hätte, welches ihrer Leibesfrucht mittelbar oder unmittelbar schädlich seyn können; daß sie an seinem Tode auf keine Weise Schuld habe; daß man das Kind einem rechtschaffenen Mann anvertrauet, der es, nachdem man es getauft hatte, nach dem H. Geistspital bringen sollen, und daß sie an allen dem unschuldig wäre, was sich damit zugetragen habe.

Er

Ermeldter Mann, als Träger des Kindes, bekannte, daß er das Kind lebendig erhalten habe, und daß man ihm drei Testons, das ist: neun Julius gegeben, um es nach besagtem Spital zu bringen: Daß, da er es nach Hause gebracht, und so lange auf sein Bette gelegt, biß der Tag angebrochen, um sich auf dem Wege machen zu können, so habe er wahrgenommen, daß es tod sei, und weil er nicht gewußt, was er bei diesen Umständen thun sollte, habe er es in dem Fluß geworfen, um das Aufsehen zu unterdrücken, welches diese Sache gemacht haben würde, wenn sie bekant worden wäre. Die Justiz billigte dieses kluge Verfahren. Derjenige, der das Kind weggetragen, wurde frei gesprochen, und des Gefängnisses erlassen, und die Schuld fiel ganz allein auf das Kind, welches sich bei der Mündung des Canals angehängt hatte, statt daß es den Lauf des Wassers nachgeschwommen wäre, wodurch es auf ewig vor den Augen der Sterblichen verborgen geblieben, und die Ehre seiner Mutter erhalten hätte. Es war ein Glück für das Kind, daß es tod war, sonst würde es die Proceßkosten haben bezahlen müssen, in dessen Ermanglung bezahlte solche die Mutter, und dieses reichlich, wie man leicht glauben kan.

Da

Da wir uns von dieser Geschichte unterhleten, so bemerkte einmal der Pater Prior meine Verwunderung, wie eine Sache von so großer Wichtigkeit einen solchen Ausgang genommen. Sie sind noch sehr unerfahren in den Weltgeschäften, sagte er zu mir, ich will ihnen eine Sache erzählen, die sich seit kurzem in den Gegenden von Florenz zugetragen, worüber sie sich wol noch mehr verwundern werden, und woraus sie erkennen werden, wie weit unsere Richter alle übrigen in der Welt, an Klugheit und Geschicklichkeit, die schwersten Sachen auszuführen, übertreffen. Hier ist sie so, wie er sie mir zu erzählen beliebt hat.

Ein elfersüchtiger Ehemann vergiftete, auf Anstiften seiner Mutter, seine Frau, welche jung und schön genug war, um Liebhaber zu haben. Der Gift war so stark, daß der Mann und seine Mutter besorgten, man möchte solches gewahr werden, wenn der Leichnam mit aufgedeckten Händen und Gesicht in die Kirche gestellt würde, wie solches die Gewohnheit in Italien ist. Sie glaubten, das Mittel die Geschwulst zu verhindern wäre, die Arme und den Hals der Verstorbenen über den Ellbogen und der Brust zu blinden. Das glückte ihnen, die Geschwulst war weder an den Armen noch an dem Gesichte sichtbar. Man lies den Leichnam sehen wie sonst, und unter dem Vorwand der Hitze

lies

lies man solchen so geschwind als mögllch begraben, darauf berichtete man solches dem Vater und der Mutter der Verstorbenen, welche etliche Meilen von dem Orte, wo ihre Tochter gestorben war, wohnten. Diese guten Leute kamen sogleich, und da sie sahen, daß ihre Tochter eher, als es hätte sein sollen, begraben worden, kamen sie auf den Argwohn, daß man ihren Tod auf eine in diesem Lande gewöhnliche Art beschleuniget habe. Sie brachten ihre Klage vor die Justiz und verlangten, daß der Körper ausgegraben und besichtigt werden möchte. Sie erhielten solches leichtlich. Man erkannte gleich, daß ihr mit Gift vergeben worden war; die Kennzeichen von dem Strick waren sichtbar, ja die Stricke selbst waren noch an den Armen. Man fand ihren Magen außerordentlich geschwollen, und mit einer schwarzen und dicken Feuchtigkeit angefüllt, und die edlen Theile schienen wie verbrannt. Das war genug, um an der Ursache ihres Todes nicht zu zweifeln. Der eifersüchtige Ehemann und seine gottlose Mutter wurden in Verhaft gezogen, man hörte eine Menge Zeugen ab, aber man trieb den Proceß ganz langsam, um den Schuldigen Zeit zu geben, einige krumme Wege ihre Sache zu verbessern, ausfündig zu machen. Sie fanden solche in der That; man besänftigte den Vater und die Mutter der Verstor-

stor-

storbenen mit vielem Gelde. Die Justiz sahe ein, daß es nicht rathsam wäre, die Anzahl der Unterthanen des Grosherzogs zu verringern, daß desselben Einkünfte dadurch Schaden leiden könnten, und daß sogar die Christliche Liebe erfordere, diesen unglücklichen Personen Zeit zu lassen, eine lange Abbüßung zu thun, die vielleicht vor Gott verdienstlicher wäre, als ein gäher und blutiger Tod, der sie zur Verzweiflung bringen könnte. Solcher Gestalt fand man für gut, die guten Nachbarn der Verstorbenen abzufragen, welche für gewiß aus sagten, daß sie dieselbe in ihrer Schwangerschaft öfters hätten Kohlen essen sehen, wovon das schwarze Wasser, so man in der Brust gefunden, hergekommen wäre, und wodurch die edlen Theile diese Farbe bekommen hätten. Die Aerzte, welche die Justiz um Rath fragte, brachten eine schöne Ausführung von Kohlen vor, und bewiesen, daß, da die Kohlen eine an sich enzündende Materie, solche nothwendig in der Brust einer jungen Person ihre üble Wirkung hätten thun müssen, daß diese unordentliche Lust, Kohlen zu essen, die wahre und mehr als hinlängliche Ursache ihres Todes wäre, davon man vernünftiger Weise dem Mann die Schuld nicht geben könne, der ohnehin schon gestraft genug wäre, daß er seine Frau verlohren, deren Heurathsgut er wieder ersetzen müste, noch

III. Theil.

E c

auch

auch der Schwiegermutter, welche der Hofnung beraubt worden, sich durch das Kind, so sie von ihrer Schnur erwartete, aufleben zu sehen. Sie wurden also wieder frei gesprochen und losgelassen, doch aber in die Unkosten verdammt, weil sie den Hals und die Arme der Verstorbenen mit Stricken gebunden, um die Geschwulst zu hindern, welche doch natürlicher Weise auf einem Tod erfolgen müssen, der von Kohlen hergekommen. Nun sagte der Prior zu mir, würden wol alle ihre Richter zusammen eine so glückliche Entwicklung wie diese, aus einer so schwehren Sache gefunden haben.

Ich habe eben gesagt, daß man die verbllichenen Leichname mit bloßem Angesichte, entblößten Händen, und Armen, la gar mit nackigen Füßen zur Schau ausstellte, wenn sie in ihrem Leben zu einer gewissen Pönitentenbrüderschaft gehört haben. Denn ob sie gleich immerzu Weinkleider getragen haben, so bildet man sich doch ein, die Blöße der Füße, eine Kreuzigung des Fleisches, die man sie denn nur ausüben läßt, wenn sie solche nicht mehr empfinden können, müsse denen nothwendig zur Erbauung dienen, die sie nun sehen, und sie vorher nicht gekannt haben, wenn sie den Verbllichenen gleich nichts nützet, welches auch niemand denken wird. Ich habe diese Gewohnheit schon zu Anfang dieses Buches bemerkt, da ich der Beerdigung

Gung eines Kudernechts von einer Päpstlichen Galeere Erwähnung gethan, die ich auf der Durchreise zu Portovenere gesehen habe.

Zu guter Letzt mus ich nunmehr ein ganzes Zeichenbegängnis beschreiben. Ich habe dergleichen viele in unserer Kirche zu Livoli mit Augen gesehen, und mich um alles, was dabei vorgehet, genau erkundiget. Ich habe schon erinnert, daß sie die Pfarrkirche und dem S. Blasius gewidmet ist; diesem mus ich noch beifügen, daß sie nur aus einem einzigen ziemlich großen Schiffe oder Langhaus bestehet, so auf jeder Seite mit fünf an die Mauer angebauten Capellen geziert ist. Die mit Säulen und Pfeilern versehene Einfassung des Hochaltars sieht recht vernünftig aus, und giebt ihr ein weit besseres Ansehen als die zwei Capellen, die in U. L. Frauenkirche zu Paris, bei Eingang des Chors angebracht sind, und eben so aussehen, als wenn sie von marmorirtem Papler gemacht, und an die Mauer geklebt wären. Unsere Altäre zu Livoli, ob gleich ihr innerlicher Werth nicht so gros ist, haben ungleich mehr Annehmlichkeit, und sind besser nach den Regeln einer guten Baukunst gemacht. Der Chor ist hinter dem Altar, der nach Römischer Bauart ganz frei stehet, und mit einem Thronhimmel bedeckt ist.

Der Boden der Kirche ist in verschiedene Gräfte abgetheilt, in welche alle man sogleich aus der Kirche hinein gehen kan, durch ohngefähr zween gute Schuh große viereckige Oefnungen. Durch diese läßt man die Leichen hinunter.

Wenn sie auf einer Leichenbahre, die ich oben beschrieben habe, in die Kirche gebracht worden sind, so singt man, oder vielmehr, man sagt ganz leise einige Gebete her, die in dem Kirchenbuch (Rituale) bei Begräbnissen vorgeschrieben sind, darauf, wenn der Verstorbene von einer gewissen Bruderschaft war, legt man ihn auf eine Decke, die statt eines Leichentuches dienet, so auf die Erde ausgebreitet ist, mit einem Kopfküssen unter dem Haupt, mit einem Sack von der Farbe seiner Bruderschaft bekleidet, mit bloßen Füßen und die zwei großen Zähne mit einem Bande zusammen gebunden, so von der nemlichen Farbe wie der Sack; man bindet ihm auf gleiche Art die bloßen Hände, in welchen er ein Crucifix hält; das Gesicht ist bloß und der Kopf mit einer Perücke bedeckt, wenn der Verstorbene solche zu tragen gewohnt war, dergleichen mit seinem Hute. Man stellt in einiger Entfernung von dem Leichnam die Wachskerzen, so die Anverwandten des Verstorbenen hergegeben, man bedient sich solche zu tragen, gewisser Leuchter von Eisen, von welchen ich glaube, daß man das Mu-  
ster

ster dazu von den großen Feuerböcken in den Küchen genommen hat, die man im Französischen bissewellen Landiers heißt. Wenn die Leiche zu früh in die Kirche gebracht wird, so brennen eine oder zwei Wachsfackeln, bis man zu Mittags die Thüren der Kirche zuschließt. Man löscht sie alsdenn aus, und stellt an deren Stelle eine kleine Lampe. Wenn es bald vier und zwanzig Stunden werden will, daß der Verstorbene verbleiben, so kommen die Anverwandten desselben in die Kirche, und helfen den Beca morto (Todengräber) seine überflüssigen Kleider auszulegen, voraus gesetzt, daß er nicht den Sack von einer Bruderschaft an hat, denn alsdenn kan man ihm nichts wegnehmen, weil der Leichnam unter dem Sack mit weiter nichts als einem Hemde und ein Paar Unterhosen bekleidet ist. Wenn er hingegen ganz angekleidet ist, so läßt man ihm nichts als seine Unterhosen, und sein Wams, daferne es nicht der Mühe werth ist, ihm solches abzunehmen. Man bindet ihm ein schlechtes Schnuptuch über das Gesicht, und läßt ihn mit einem Seil in die Gruft, dessen Eingang man mit einem Stein zumacht, der ausdrücklich dazu gehauen ist, und man verküßt die Fugen mit Mastix, damit der üble Geruch nicht in die Kirche dringen könne. Der Pfarrer von unserer Kirche, welcher ein Kellios des Ordens war, und alle

Pfarrer der Stadt lobten das Jahr 1709. recht sehr; sie hatten in langer Zeit keine so reiche Ernde an Toden: denen Religiosen selbst kam dieser See- gen ein wenig zu gut, denn wenn die Leute so reich waren, und verlangten, daß alle Religiosen des Closters der Leiche entgegen gehen, und sie begleiten sollten, so gab man einem jeden von uns statt der Gebühren, eine Wachskerze, von ein, zwei und so gar vier Unzen, nebst einem Wachslicht, welches wir während der Begräbnisgebete anzünden, welche beim Eintritt in die Kirche gebetet werden, nach diesem überläßt man gänzlich dem Becamorto, die Leiche in die Gruft zu bringen, ohne daß der Pfarrer oder sonst jemand in seinem Namen dabei ist. Die von der Bruderschaft, so die Leiche getragen haben, bekamen für ihre Bemühung eine von den Wachsfackeln, und wenn keine da sind, mus man einem jeden von ihnen einen Tullus geben. Die übrigen Wachsfackeln gehören der Kirche, wohin die Leiche begraben worden. Wenn aber der Verstorbene seine Begräbnis in einer andern Kirche, als in welche er gepfarrt ist, erwählet haben sollte, so hat der Seelsorger des Verstorbenen den dritten Theil von den Wachsfackeln; ist derselbe an der Hauptkirche Pfarrer, so hat er die Hälfte davon. Die Pfarrer in Rom bekommen für ihre Gebühren zwei Pfund Wachs; die von

andern Städten haben nur ein Pfund. Das ist zwar sehr wenig, aber sie reden auch nicht viel dafür, denn wenn nicht das ganze Kloster dazu gebetten ist, so sagen sie die Gebeter nur leise und nicht ganz her. Die andern Pfarrgerechsamte betragen nicht viel. Sie bekommen nur drei Julius für die Messe bei einer Hochzeit, nebst einem Schnuptuch von weißer Leinwand, so einen Julius werth sein mag. Die Leute, die sich habel wollen sehen lassen, schicken das Schnuptuch voll trockener Confituren. Das Laufen und die Einsegnung der Weiber, wenn sie aus dem Kindbette gehen, trägt ihnen weiter nichts ein als eine Wachskerze, die groß oder klein ist, nach dem Vermögen der Leute, für welche sie arbeiten.

Ich habe schon an einem andern Ort gesagt, daß die Pfarrer schuldig sind, alle Sonntage Kinderlehre zu halten, bei Straffe einer Geldbuse. Wenn die Stunde dazu herannahet, so kommen die fleißigsten Kinder in der Sacristel zusammen; eines von ihnen nimmt ein hölzernes Creuz, die andern nehmen so viele kleine Glöckgen als sie erwischen können, und gehen also klinglend durch den ganzen Pfarrsprengel und schreien so stark sie können: *Padri e Madri mandate vostri figlioli alla Doctrina Christiana a tal Chiesa. d. i. Ihr Väter und Mütter, laßt, eure Kinder zum Christen*

lichen Unterricht in die Kirche gehen. Die Kinder gehen alsdenn eifertig aus ihren Häusern, folgen dem Kreuz und den Schreibern nach, und kommen also miteinander in die Kirche.

So viel Mühe sich auch der Becamorto giebt, so nennt man den Todengräber, so ist es doch fast unmöglich, daß die Kirchen nicht mit einem übeln Geruch, der aus den Grüften gehet, solten angestecket sein, wenn man sie nemlich öfters öfnet, und eher als die Leichen, die man hinein gelegt, entweder ganz verwest, oder wenigstens so ausgetrocknet sind, daß nichts, oder wenig mehr ausdünstet. Da man keine so reiche Erde vermuthete, so hatte man die Gräfte in dem vorhergehenden Winter nicht ausgeräumt, welches die Zeit ist, in der man diese stinkende Verrichtung unternimmt, dergestalt, daß seit dem Monat August die Gräber voll waren, und man sich gezwungen sahe, die Leichen in Dertter zu tragen, wo man auf gutes Glück noch einen Platz finden konnte.

Ich befand mich einstmals in der Pfarrkirche zum H. Kreuz, da man eben die Leiche einer Frau in die Gruft legen wolte, die man zu Hause oder in der Kirche die gewöhnliche Zeit über hatte sehen lassen. Meine Neugierigkeit bewog mich

mich zu der Gruft hinzugehen als man sie öffnete. Einen etwas stinkenden Geruch ausgenommen, der auf eine noch ziemlich erträgliche Art heraus gieng, da man den Stein weghub, reuete mich meine Neugierde nicht. Ich sahe einen sehr großen Körper von einer Mannsperson, der die ganze Defnung ausfülte und der gewiß an den Stein ansties, wenn er an seiner Stelle lag. Der Becamorto und seine Gehülffen stritten lange miteinander, ob sie diese Gruft wieder zumachen, und eine andere öffnen sollten. Die Meinungen waren getheilt, ob sie gleich darinn einig waren, daß die andern eben so voll wären, und daß dieser große Körper nothwendig Platz machen müste, weil er der älteste wäre. Sie zwangen ihn also dazu, indem sie mit großen Prügeln auf ihn stiesen, und wir merkten aus einem übeln Geruch, den er uns zuschickte, daß er seine Stelle nicht gerne verlies. Man legte alsobald die Füße der Frau in den Raum, welchen er leer gemacht hatte, und zweien starke Becamorti druckten mit ihren Prügeln auf ihren Schultern, und stiesen sie so stark, daß sie ihr Platz machten, ohngeachtet des Widerstandes der andern. Es ist wahrscheinlich, daß sie bei der Gelegenheit einige Körper zerquetschte, welche uns einen solchen Gestand zuschickten, daß man damit den Teufel und die gan-

ze Hölle hätte vergeben können. Bei so gestal-  
ten Sachen mußten wir den Ort verlassen. Die  
Becamorti liefen aus der Kirche, und sagten,  
man müßte diese Ausdünstung erst vorbei lassen,  
ehe man die Gruft zumachte. Ich war mit dem  
was ich gesehen und gerochen, mehr als man glau-  
ben kan, zufrieden.

Man legt sehr wenige Leichen in hölzerne  
Särge. Außer den Unkosten, ist solches in den  
Grüften unbequem, und hindert, daß man nicht  
so viele Körper hinein legen kan, als sonst hinein-  
gingen; wenn aber solches geschieht, so legt man  
die Leiche nicht eher in den Sarg, als wenn man  
im Begrif ist, sie in die Gruft zu senken. Ich  
habe zuweilen gesehen, daß, wenn man sie nicht  
hinein bringen konnte, weil der Platz schon voll  
war, man den Sarg zerbrach, und die Stücke da-  
von auf den Körper warf, aus Vorsehung, wenn  
die Anverwandten des Verstorbenen erführen, daß  
die Leiche nicht mit dem Sarg den sie ihr gegeben  
hatten begraben worden, so möchten sie den Beca-  
morto und Sacristan, deshalb vor Gericht be-  
langen und den Sarg wieder fordern. Die Sär-  
ge sind mit einem großen schwarzen Kreuz bes-  
chmiert.

Die

Die S. Symphorose ist die Patronin von Livoli; sie hat daselbst mit ihren sieben Kindern den Märtyrer Tod erlitten. Die Jesuiten Kirche ist ihr gewidmet, ihr Fest wird den 18. Julius gefeiert. Man fieng solches den Tag vorher mit der ersten Vesper an, die von der Musik der Cathedralkirche gesungen worden. Es solte darauf eine General-Procession gehalten werden. Die Canonici regulares von der Cathedralkirche hatten sich nebst der ganzen Gemeinde in der Absicht dahin begeben, aber es kam eine Hindernis dazwischen, die nicht gehoben werden konnte, und welche solche auf acht Tage zu verschiednen nöthigte.

Indessen unterlies man nicht, den Tag darauf das Hochamt wie gewöhnlich zu halten, und die Stadtmusik, die durch einige Castraten von Rom verstärkt worden, zog vielmehr Leute hin als sonst da gewesen wären.

Nach der Messe hielte man das gewöhnliche Wettrennen um Preise, die in Stücken geblümten Damasts von ohngefähr drei Ellen lang bestunden. Sie wurden zuvor etliche Tage lang an vier Rohren vor dem Rathhaus, welches man den Pallast der Gemeinde nennt, ausgehängt. Der Prälatgouverneur war auf dem Balcon des  
Pal

Pallasts in Begleitung seines kleinen Hofstaats und der angesehensten Bürger und Edelleute von der Stadt. Die Strassen, wo das Wettrennen gehalten werden sollte, wurden den Tag zuvor gesäubert. Das ist der eine Tag des Jahrs, wo die Gassen sauber sind, der andere ist der Fronleichnamstag, wegen der Proceßion; indessen ist es auch wahr, daß Tivoli solches weniger als andere Städte nöthig hat, weil, da die meisten Gassen sehr abhängig sind, der Regen alle Unreinigkeiten leicht wegschafft. Es waren drei Wettrennen. Das erste geschah mit ordentlichen Pferden. Sie waren blos, das ist, sie hatten keine Sättel auf, sondern nur ein leichtes Gebies mit einem Hauptgestell, ohne Zügel. Man pußt das Hauptgestell mit einem Federbusch aus, und klebt auf ihren Leib etliche Stückgen Flietgold. Diejenigen, die den Preis gern gewinnen möchten, üben ihre Pferde einige Tage zuvor, indem sie ihnen den Lauf lernen, den sie gehen müssen, und ihnen am Ende der Schranken Haber vorhalten. Ohnerachtet dieser Vorsicht, war dennoch eines so ungeschickt, daß es sich, da es bei einer Gasse umwenden wolte, verrenkte.

Der

Der andere Lauf sollte mit Pferden aus der Barbarei geschehen, weil aber keines da war, so nahm man an deren Stelle Mutterpferde.

Das dritte Wettrennen geschah von jungen Pürschen von zwölf bis funfzehn Jahren. Sie hatten weiter nichts an dem Leib als enge leinene Hosen, die ganz offen waren, wie der Laufer ihre, eine Mütze auf dem Kopf und Lauferschuhe.

Das Wettrennen wurde durch die Trompeter der Stadt angekündigt, welche in dieser Art der Instrumenten nicht besser versehen ist, als die Cathedralkirche mit ihrer Musik. Ohnerachtet der Trockenheit dieses Vergnügens war doch die ganze Stadt dabei versammelt.

Man kämpfte Nachmittags um den vierten Preis. Es war solcher auf das Ringen gesetzt. Man hatte auf einen Platz vor dem Balkon des Prälatgouverneurs Sand geführt. Der Stadtrath, der in zwei Obrigkeitlichen Personen bestand, die man als die Senators und Erhalter des Volks zu Tivoli ansiehet, war unter dem Balkon. Sie saßen auf zweien hölzernen Lehnsesseln, die ihres Alters wegen ehrwürdig waren, und auf welchen diese vier Buchstaben S. P. Q. T. geschnitten waren, welche bedeuteten: Senatus Populus Que Tiburtinus. Sie sollten den Ausspruch thun, und dem

dem Überwinder den Preis einhändigen. Sie hatten vor sich eine ziemlich lange Tafel mit einem rothtuchenen Teppich. Der Canzler oder Grefsier der Stadt, mit Papier, Federn und Dinte versehen, sas an dem einen Ende derselben mit entblößtem Haupte. Drei oder vier Schritte hinter den Senatoren, waren die Stadtknechte, welche lange gelbe Camisöler mit seidenen Borten anhatren. Der Barigel mit seinen Gbirren war auch daselbst, um die obrigkeitlichen Befehle zu vollziehen, und die zween Trompeter, um das Zeichen zum Angriff zu geben.

Diejenigen, welche ringen wollten, lassen ihre Namen durch den Grefsier ausschreiben, darauf ziehen sie ihre Hemden aus, und bleiben in Unterhosen auf dem Kampfplatz sitzen, bis man sie zum Kämpfen auffordert. Sie stehen alsdenn auf, machen dem Gouverneur und den Richtern ein Compliment, klatschen mit den Händen, und nach allerhand Gaukeleien fassen sie einander bei dem Leibe an, und suchen einander nieder zu werfen. Wenn der eine von den Kämpfern auf der Erde liegt, so reicht ihm derjenige der stehen geblieben die Hand, und hebt ihn wieder auf. Sie umarmen einander und gehen hin zu dem Tisch, wo man einem jeden ein großes Glas Wein ein-  
schenkt

schenker. Zween andere tretten an die Stelle, und machen es wie die zween erstern. Es war in diesem Jahre eine so grose Menge Ringer, daß sie nicht alle kämpfen konnten, dergestalt, daß ein Theil davon auf den andern Morgen verwiesen wurde. Nach diesem Ausspruch setzte man den Richtern und den vornehmsten Zuschauern etliche Schaaalen mit Kuchen und Früchten vor. Ich hätte gewünscht, daß sich dabei jemand aus Nieder Bretagne befunden hätte. Ich bin gewiß, daß er ohne viele Mühe den Preis würde erhalten haben.

Sonntags den 21. Julius feierte man das Fest U. L. Frauen vom Berg Carmel. Die Capuziner, die Barfüßer und die Jakobiner wurden dazu eingeladen. Nach der Vesper, die von der Musik gesungen wurde, fieng die Proceßion an. Die Stadttrompeter machten den Anfang, und giengen vor dem Kreuz der Carmeliter her, auf welches diese ehrwürdigen Väter und die andern Religiosen, nach der oberwähnten Ordnung folgten.

Nach ihnen kam ein Carmeliter mit einer Messklappe, dem die Musik folgte, auf welche die Rosenkranzbrüder kamen, in schwarzen Kleidern und Mänteln mit Fackeln in der Hand.

III. Theil.

Dd

Eie

Sie waren in großer Anzahl, und giengen in Ermanglung anderer Reliquien von der H. Jungfrau, vor einem Gemälde von altem Gemächte her, obgleich solches mehr nach heutiger Art verfertigt, als dasienige so zu den Zeiten der Propheten auf dem Berg Carmel war. Dieses Bild war auf einer Art von einem kleinen Altar mit Sträusen und Lichtern gepuzt, und wurde auf einem Gestell getragen, welches dem sehr ähnlich war, mit welchem man die Sänften trägt. Der Altar und seine Auszierungen, das Gemälde und seine Einfassung, gaben die Armuth dieser guten Religiosen hinlänglich zu erkennen, welches nach meiner Meinung ihnen vielmehr Ehre bringen mus, als das gar zu große Vermögen vieler andern. Einige von ihnen schämten sich derselben einigermaßen, weil es ihnen entweder ihre schlechte Haushaltung oder Faulheit vorzuwerfen schiene. Allein sie entschuldigten sich deswegen auf eine sinnreiche Art, indem sie sagten, daß sie darum arm wären, weil ihr Vater noch lebte, und sie von ihm nichts fordern könnten, als nur das Vermögen ihrer Mutter, welches nicht ansehnlich wäre.

Dem sei nun wie ihm wolle, dieses Gemälde war hinten mit einer Kirchendecke von sehr altem

altem klein geblühten Stoff überzogen, und das Traggestell wurde von zwölfen aus der Bruderschaft mit weißen Chorhemden auf den Schultern getragen.

Das Gemälde wurde beim Ausgang aus der Kirche mit Abfeuerung einiger Pöller begrüset. Die Trompeter und die Musik wechselten währendes ganzen Zuges miteinander ab. Es währte solcher sehr lang, weil wir die ganze Stadt durchstrichen; die Fenster an den Häusern waren mit den schönsten Decken ausgezieret, und wir empfanden die Folgen von diesem Pracht: denn wir kamen mit Ungeziefer ganz bedeckt nach Hause. Man hielt zwo oder drei Stationen bei den Franciscanern, die zwei Klöster haben, und bei den Barfüßern. Unsere Maschine gieng in die Kirche eines dieser Klöster nicht hinein, weil das Thor zu klein war. Endlich begleiteten wir das Bild in seine Kirche; es wurde bei dem Eingang mit Abfeuerung der Pöller begrüset. Dieselben sind so gebräuchlich, daß ich niemals eine Proceßion gesehen, wobei sich dergleichen Lärmen nicht hätte hören lassen. Sie vertreten die Stelle der Canonen, deren keine in der Stadt sind, auch nicht einmal in der Beste, welche sie La Rocca nennen.

Es war den Tag darauf nach der Vesper in eben der Kirche eine Predigt. Ob ich gleich noch nicht gar zu viel italienisch verstande, so unterlies ich doch nicht dahin zu gehen. Der Prediger war ein Barfüßer, den man für einen geschickten Mann ausgab. Ich konnte von seiner

Geschicklichkeit aus zwei Ursachen nicht urtheilen. Die erste habe ich eben angezeigt, nemlich: weil ich das Italienische noch nicht genug verstunde; die andere ist: weil ich bei dem dritten oder vierten Satz seiner Rede heraus gieng, und dieses um deswillen, weil er mir ganz unerträglich schien. Man mag davon aus dem, was ich anführen will, urtheilen.

Er trat mit einem stürmischen Gesicht auf die Canzel, als wenn er auf die ganze Welt erbittert gewesen wäre. Er setzte sich, zog sein Schnuptuch heraus, rieb sich lange Zeit das Gesicht, die Nase und die Ohren, schneuzte sich zwei oder dreimal und sahe dabei jedesmal in sein Schnuptuch, nahm Toback, stund auf und nachdem er sich allenthalben herum gesehen, als wenn er jemand gesucht hätte, nahm er die Mütze ab, fiel auf die Knie und betete ein Ave Maria, stund zum andernmal auf, nieste zwei oder dreimal sehr stark, schneuzte sich noch einmal, betrachtete sein Schnuptuch mit vieler Aufmerksamkeit, richtete sich in die Höhe, machte mit dem rechten Daumen ein kleines Kreuz auf die Stirne, ein anderes auf den Mund, und ein drittes auf die Brust, und fieng endlich seine Rede mit einer so starken Stimme, als wenn er hätte Feuer schreien wollen, also an: Hinaus aus dieser heiligen Stätte, ihr Gottlosen, die ihr an der Kraft und den Wundern des H. Rosencranzes der Jungfrauen zweifelt. Ich verstund diese Worte ohne einen Dolmetscher nöthig zu haben. Ich lies mir es nicht  
zwei

zweimal sagen, sondern gieng ganz geschwinde aus der Kirche, indem mir ein solcher Anfang einen noch verdrieslichern Fortgang besorgen lies. Das ist die Ursache, warum ich das übrige von der Lobrede auf den Rosenkranz nicht mit anhörte. Habe ich recht daran gethan? Meine Leser mögen davon urtheilen, und mir ihre Meinung sagen, wenn es ihnen beliebt.

Nachdem die Hindernisse, welche die Proceßion der *S. Symphorose* aufzuschieben verursacht hatten, gehoben waren, so gieng solche Donnerstags, den 25. desselben Monats um 22. Uhr, das ist: um sechs Uhr Abends vor sich. Die Bettelmönche, das heist: die Capuziner, die Carmeliter, die Jacobiner, waren dabei, jede mit ihrem Kreuz. Das Kreuz von der Cathedralkirche folgte darauf; es führte die Seminaristen an, auf welche die Beneficiarii, und auf diese die Canonici folgten. Unsere edle Bürgerschaft in schwarzen Kleidern und Mänteln, Fackeln in der Hand, gieng nach den Canonici vor der Musik und den Trompetern her. Man sahe darauf eine Büste von vergoldetem Holz, in welcher ein Theil der Reliquien der *S. Symphorose* aufbehalten werden. Diese Büste ist vollkommen schön. Sie war unter einer Kaiser Krone, um und um mit weltläufigem Schnitzwerk eingefast, welches aus Engeln, Laubwerk, Fruchtschnüren, Blumenkörben und andern Zierathen, die alle von dem ausgesuchte-

Dd. 3

sten

ßen Geschmack und sehr schön vergolbet waren, bestand. Es ist solches in dieser Art eines der schönsten Stücke die man sehen kan, von dem besten Geschmack, von der glücklichsten Erfindung und von der künstlichsten Arbeit. Man versicherte mich, daß solche denen andächtigen Leuten, die sie haben machen lassen, achthundert römische Thaler gekostet habe. Diese Maschine wurde auf ein prächtiges und gut vergoldetes Traggestell gesetzt, und von sechzehn aus der Bruderschaft in weißen Chorhemden getragen.

Der Prälatgouverneur folgte mit einer Kerze in der Hand der Reliquie. Er war in seinem Ceremonien Kleid, nemlich: in einem violetten langen Rocke, mit den beeden gewöhnlichen Mäntelgen darüber. Er wurde von den zween Senatoren oder Conservatoren geführt, welche über ihre ordentlichen Kleider oder einem Theil derselben den Senatorhabit anhatten, der in einem langen schwarz atlasenen Rock mit weiten und fornen gefalteten Ermeln, und in einer taffetnen Scherpe um den Hals, wie ein langer Halskragen, bestehet. Der erste, der dem Prälaten zur rechten Hand gieng, trug eine violette, und der andere der zur Linken gieng, eine schwarze. Die Stadtknechte mit ihren langen Camisölern, und die Bedienten des Prälaten, schlossen den Zug, denn in diesem Lande ist es nicht Mode, daß das weibliche Geschlecht mit Proceffionen gehet. Sie gehen in die Kirche oder stehen an den Fenstern die mit

mit Decken ausgezieret waren, wie bei dem Carmeliter Fest; wir hatten davon keine so große Unbequemlichkeit wie das vorigemal, indem auf die Vorbeigehenden nicht so viel Ungeziefer fallen konnte, da solche einige Tage zuvor in die Luft gehängt worden. Unsere Maschine hatte eben das Schicksal wie der Carmeliter ihre, sie gieng nicht in eine von den Klosterkirchen. Die zween Senatoren hatten auch Kerzen in der Hand, sie überliefen solche, so wie der Prälat, ihren Bedienten. Auf der Senatoren ihren war das Stadtwappen gemahlt, welches ein Bach ist, der sich unter eine Brücke ergießt, nebst einem Raubvogel mit ausgebreiteten Flügeln, mit der Umschrift: Superbum Tibur. Das prächtige Zivolt. Die Gassen, durch welche die Proceßion gieng, waren voll Leute. Ich glaube, daß niemand in den Häusern, wo wir nicht vorbei kamen, geblieben, als der Bischof und die Jesuiten. Diese deswegen, um sich nichts in ihren Gerechtsamen zu vergeben, die sie haben, geistlich und weltlich zugleich zu sein, und sich derselben wechselsweis zu bedienen, daß heißt: weltlich zu sein, wenn es ihnen um die Vorrechte der Weltlichen zu thun ist, und geistlich zu sein, wenn sie es für schicklich halten, sich der Obliegenheiten zu entziehen, denen die Weltlichen unterworfen sind.

Was den Bischof anbelangt, da er bei dieser Ceremonie nicht das Hochamt halten durfte, so konnte er nicht dabei sein, als nur Andachts-  
hale

422 Reise nach Spanien und Welschland.

halber, oder als ein Zuschauer, und in diesen beiden Fällen würde der Prälat, der die Person des Landesherrn vorstellte, ihm dem Rang strittig gemacht haben. Aus der Ursache meiden sie einander, ausgenommen in der Cathedralkirche, wo der Bischof, wenn er das Amt hält, ohnstrittig der Fürnemste ist, wobei aber, wie ich glaube, der Prälargouverneur seine Sachen so einrichtet, daß er nicht dabei sein darf.

Wir werden in dem vierten Theil den Verfolg der Beschreibung von Livoli und seinen Gegenden zu vernehmen haben.

Ende des dritten Theils, und des ersten Theils der zweiten Reise nach Welschland.



OL 1653<sup>d</sup>  
(3.4)

ULB Halle 3  
002 514 273



Sl<sub>1</sub>

Vol 18 = 3







Des  
Herrn Baptista Labat,  
Dominicanerordens

# Reisen

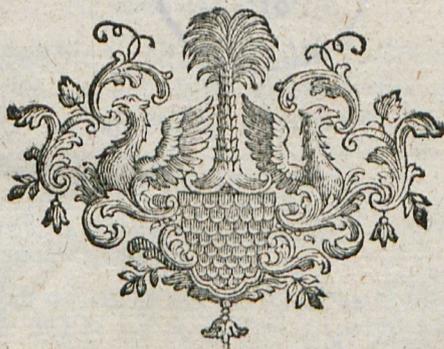
nach Spanien und Welschland.

Dritter Theil,

aus dem Französischen übersezt

von

Carl Friederich Tröltzsch.



Frankfurt und Leipzig,  
bey Adam Jonathan Felbeckers seel. Erben

1759.